

Heimgärtners Tagebuch

Peter Rosegger

Heimgärtners Tagebuch



Heimgärtners Tagebuch

von

Peter Rosegger



Leipzig
Verlag von L. Staackmann
1913

Erstes bis zehntes Tausend

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Vorwort.

Im Jahre 1876 gründete Peter Rosegger die Monatsschrift „Heimgarten", die er im Verlage Leykam zu Graz vierunddreißig Jahre lang geleitet und großenteils selbst geschrieben hat. An der Schwelle des Alters übergab er die Leitung seinem Sohne Hans Ludwig, blieb aber Mitarbeiter des Blattes, für das er besonders seit sieben Jahren, von 1906 ab bis in die neuesten Tage, eine Art von Tagebuch schreibt, in welchem er kurz und klar vieles anzumerken pflegt, was in dieser Zeit durch die Welt und durch seine Seele geht.

Dieses Tagebuch hat besonders wegen seiner unbefangenen Stellungnahme zu Zeitfragen und Kulturverkehrtheiten Beifall gefunden und Widerspruch erregt. Es wurde in den Blättern viel zitiert und glossiert, es wurde vielfach eine Buchausgabe verlangt. Der Verfasser trug zuerst Bedenken, ob dieses Durcheinander von allen möglichen Dingen, Einfällen, Erfahrungen, Stimmungen usw. wohl eine Buchausgabe rechtfertigen könne. Da man ihm aber vorhielt, daß in dem scheinbar zufälligen Durcheinander eine sehr deutliche bestimmte Einheit sei, eine Persönlichkeit, die ja von jeher in allem, was sie bewegte, mit ihrem Leserkreise gemeinsame Sache zu machen gewohnt ist, so hat der Verfasser uns in die Lage versetzt, die zeitgemäßesten und charakteristischesten Aufzeichnungen

von „Heimgärtners Tagebuch“ den Buchausgaben der Roseggerschriften anzureihen.

Und so haben wir etwas Sonderartiges zu bieten, ein Dichter-Merkbuch, das sich an Gehalt steigert von Jahr zu Jahr und von Persönlichem allmählich ins Allgemeinsame übergeht, Dinge berührend, die uns allen wichtig oder ergötzlich sind. Ein Tagebuch, dessen Leben, Humor und Wahrheiten weit über den Tag hinaus anregend und aufbauend wirken dürften.

Leipzig, im Herbst 1912.

Die Verlagshandlung.

1906.

Nach nahezu fünfzigjährigem Tagewerk endlich müde geworden. Kluge Leute sagen: Ausspannen!

Also ausgespannt. Ein Weilchen gerastet. Das geht aber nicht. Man kann sich viel leichter krank faulenzen, als krank arbeiten. Ich will nicht an Müßiggang sterben. Hundert Geisterlein treiben wie immer und unaufhörlich im Kopf ihren Veitstanz. Ich würde meine alten Tage unangefochtener verleben, wenn sie zähmbar wären. Doch — gottlob, daß sie's nicht sind.

Nur möchte ich Eins noch ausführen, was mir schon so lange im Sinn gelegen. Ein Lebensjahr, oder mehrere, möchte ich aufschreiben. Alles, was so im gewöhnlichen Menschenjahre einem durch Herz und Kopf geht, Erfahrungen des Tages sowie Erinnerungen aus früheren Zeiten und Gedanken aller Art möchte ich vermerken.

Wir beginnen heute zu schreiben: 1906. Das ist mein dreiundsechzigstes Lebensjahr. Zu spät für ein Tagebuch? Doch wohl kaum. In jüngerer Zeit tut der Mensch zu sehr mit seinen Erlebnissen flunkern, besonders wenn er ein Phantast ist. Er schreibt alles gleichsam mit großen roten Buchstaben, jeden Satz mit einem Ausrufungszeichen! Im Lebensherbst bricht man die Ausrufungszeichen über's Knie ab wie dürre Haselstäbe und heizt sie in den Ofen, um sich die Glieder zu wärmen. Da ist kein Geschrei mehr, da ist alles gleich geworden. Nichts bewundert man und nichts verachtet man. Daran,

was sie groß nennen, geht man gelassen vorüber und im Kleinen findet man Offenbarungen. Alle Werte und Unwerte schätzt man richtiger, auch seine eigenen. Die Sklavenstricke der Leidenschaften hat einerseits der Zahn der Zeit allmählich entzweigenagt, so ist man ein wenig herrschend geworden, in bescheidener, unauffälliger Weise jenem „Übermenschen“ näher gekommen, den die Jugend so wild und so vergeblich anspringt. Ein Tagebuch in solcher Zeit wird ebenmäßiger und wahrhaftiger ausfallen können, als in Tagen, da man erregt und blind sich mit den Schicksalen und ihren Treibersknechten herumbalgen muß.

Freilich stehe ich heute ebenso blind an der Stufe, über die ein geheimnisvolles Jahr herabsteigen wird zu den Menschenkindern. Mit unserem Erdteile steht es so: nicht einen Tag ist man sicher, daß die Leute zur Vernunft kommen oder daß unter ihnen ein unerhörter Wahnsinn ausbricht. Doch zuletzt ist auch das Weltgericht nicht größer als die Zerstörung eines Ameisenhaufens im Walde, und wenn ich dabei zertreten werde, so ist eine der auf dem Wege krabbelnden Ameisen weniger. Irgendwo anders aber ein Wesen mehr. Und wenn dieses Tagebuch unvollendet bleibt, so mag der fehlende Teil mehr sagen, als der aufgeschriebene.

Ganz kunstlos wie der Tag ist, so soll es hergehen. An nichts will ich mich binden, als an mich selbst. Nicht wie es ist, kann's angemerkt werden, nur wie es mir erscheint. An die Ergründung jener Wahrheit, die irgend wo und ganz für sich sein soll, glaube ich schon lange nicht mehr. Aber alles erklärt mir und mit allem versöhnt mich die Annahme, daß jeder Mensch seine besondere Welt hat, so wie er seine besonderen Sinne hat. Daß diese Sinne und diese Welt in den unzähligen Menschen sich tausend- und tausendfach wiederholen, ändert nichts. Jeder genießt mit seinem eigenen Löffel.

Nun, und mit diesem meinem Löffel will ich in die Schüssel fahren. Es ist nicht der Löffel jenes Bettelmannes, der sich von der Bäuerin einen Löffelvoll Sterz erbat und dann mit einem großen Schöpflöffel in die Pfanne fuhr. Heißhungrig bin ich nie gewesen. Bringt man auf einmal nicht viel ein, so fährt man um das öfter.

Und so fange ich nun an zu schreiben, ohne zu wissen, was. Die Schrift beginnt mit dem Jahr und endet — ich weiß nicht wann. Ob und welche Entwicklung, welchen Höhepunkt sie haben wird, das bestimmt der große Dichter. Dieser Dichter ist unter verschiedenen Pseudonymen bekannt: Zufall, Geschick, Entwicklung. Lauter falsche Namen. Der wahre Dichter der Weltgeschichte ist nicht zu schreiben, nur zu ahnen. In seinem Namen beginne ich.

Unter der Regierung der Weltbesiegerin Venus, am ersten Tage.

Wenn sie sagen, ich hätte mir für persönlichen Gebrauch einen eigenen Glauben gemacht, so setze ich bei: Und auch einen eigenen Aberglauben. Mir bedeutet es Glück, mit dreizehn bei Tische zusitzen, wenn auch der Dreizehnte ein Hungriger ist. Mir bedeutet es Glück, gerade am Freitag etwas zu unternehmen, weil an diesem Tage das Liebeswerk geschehen ist. Mir bedeutet es Glück, wenn am Neujahrsmorgen mir zuerst ein alter Mann oder ein altes Weiblein begegnet, ist es doch für uns alle verheißend, daß immer wieder auch alte Leute das neue Jahr erleben und sich der verjüngten Sonne freuen. Und bin ich doch auch selber froh, wenn mir am Neujahrsmorgen niemand ausweicht. Mir begegneten an diesem Morgen zuerst Weib und Kind. Das gibt frischen Mut. Schon um Mitternacht war ein guter Kamerad bei mir gewesen. Das widerwärtige, gesellschaftliche Festtagsgetue, schon über eine Woche lang — das Verschicken und Ankommen allerlei unnötiger Pakete,

überflüssiger Sachen, die nichtssagenden Feiertagsbesuche, das sinnlose Kartenschnellen der Neujahrsgratulationen, die Friedlosigkeit ohne Arbeit, die Nichtstuerei ohne Rast, all das hatte mich schon so heruntergebracht, daß ich — dem banalen, sentimentalen oder bummelwitzigen Silvesternachttreiben entfliehend — mich in meine Stube zurückzog. Schlafengehen wollte ich, doch griff meine Hand nach einem Bande von Schiller, der „vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen gesungen“. Mit seinen großen Worten beschloß ich das Schillerjahr, in dem wir den herrlichen Sänger so hoch gefeiert und so wenig gelesen haben. —

Kalt und trüb. Zur Stunde, da man im Sommer schon die Fensterbalken schließt, um sich vor Sonnenhitze und Licht zu schützen, brennt jetzt auf dem Arbeitstisch noch die Lampe. Nun ging der Christbaum fort. Zehn Tage lang war er mein Stubengenosse gewesen, buschig, grün und schmucklos, ganz wie sie im Walde stehen. Die weißen Wachskrümchen der abgebrannten Kerzen waren das einzige Zeichen von dem Freudenopfer am heiligen Abend. Die Sachen, die sich um das Kreuz seines Fußes wie Schutt gelagert, waren längst davongetragen worden, die Sternenpyramide war verloschen und er stand wieder still und arm da, wie vor dem Ruhme. So, mein Tannenbaum, bist du mir auch am liebsten und so hast du, auf dem Kreuze stehend, den Feiertagsrummel überdauert, hast, wenn ich toll werden wollte über all den hohlen Förmlichkeiten und Krimskram, mir schweigend erzählt von unserer gemeinsamen Waldheimat. Das wäre mein Ideal vom Weihnachtsfeste: den grünen Baum und die trautsame Familie dazu — und nichts, nichts sonst von all dem Treiben und Flunkern der Feste. Soll doch unser ganzes kurzes Leben ein einziger himmelfroher Festtag sein. — — Nun die Weihnachtszeit vorbei, ist

er wieder fortgegangen und weht's mich an beinahe wie der Schatten, wenn ein lieber Menschenkamerad davongetragen wird.

Aber siehe! Es geht wieder auswärts, über den Winternebeln hebt schon die Sonne an höher zu steigen und im Walde sehen wir uns wieder.

Hohe Traumflüge! Was nutzt das. Man ist doch auf Erden. — Mit zitteriger Hand hat ein alter Mann selbst die Anzeige von seinem freiwilligen Tode geschrieben und sie gestern an die Zeitung eingeschickt: Nach langem, der Arbeit gewidmeten Leben, — muß ich zurück der Natur das ihrige geben! — Und schreite getrost, wenn auch im Wahnsinnfieber, — zur ewigen Ruhe, zum ewigen Schlaf hinüber. — Omnibus et singulis valedico. Ferdinand Fruhwirth." — Dies wörtlich die Todesanzeige. Nachforschungen haben ergeben, daß der alte Mann die Wahrheit geschrieben. Er entleibte sich gestern mittags in seiner Kammer. — Gibt eine solche Tragik des Einzelnen nicht ebenso viel zu denken als der japanische Krieg, als die russische Revolution? Die Hoffnung, die Enttäuschung, die Sünde, das Leid, der Kampf, die Empörung, die Verzweiflung — die ganze Menschheitstragödie zusammengepfercht in das Herz eines einzigen Wesens. Und dazu der Humor des Selbstmörders, sich vorher eilig in der Zeitung zu verewigen, indem er mit seiner eigenen Todesanzeige gefälligst noch die Sensationslüsternheit der Leser befriedigt, ehe er ihnen den Rücken kehrt.

In einer kleinen Stadt Deutschlands lebt ein wohlwollender Mann, der sich in den Kopf gesetzt hat, mir seit Jahren zu meinen Geburtstagen, Namenstagen, Osterfesten, Neujahrstagen usw. Glückwunschkarten zu schicken. Ich bin stets erfreut und geehrt, aber geantwortet habe ich ihm nie. Jetzt riß ihm endlich die Geduld und er ver-

sucht, mir Lebensart beizubringen. In einem gütigen, aber ernstgehaltenen Schreiben macht er mich darauf aufmerksam, daß es bei gebildeten Leuten Sitte ist, auf jeden Gruß zu danken, jeden Brief zu beantworten und jeden Glückwunsch zu erwidern. — O lieber Freund! Das gäbe Karten hin, Karten her das ganze Jahr und ich bin doch kein Kartenspieler, vielmehr ein Mensch, der fleißig arbeiten soll! In festem Vertrauen, daß echtes Wohlwollen, dessen ich allerdings nicht entbehren möchte, keiner ausdrücklichen Vorstellung bedarf, bekenne ich seit Jahr und Tag, daß mir erst dann zu gratulieren ist, wenn mir nicht mehr gratuliert wird. Ich bekomme Jahr für Jahr zwar nur an 120 Neujahrskarten. Bei diesen Zahlen bleibt es, trotz Wandels in den Personen und Umständen. Als ob's ein Naturgesetz wäre, daß so und so viel Leute sich hinsetzen und mir Gratulationskarten schreiben müßten. Es wird doch wohl auch in kleinen Dingen so sein, daß der einzelne glaubt, etwas mit freiem Willen zu tun, während es nach tiefen Gesetzen unwillkürlich getan werden muß. Und anderseits dürfte es immer wieder die gleiche Anzahl von Leuten geben, die gegen alte Herkömmlichkeiten ankämpfen und — sie doch nicht ändern können. Lauter Naturnotwendigkeiten. Wir sind ein dummes Spielzeug.

Und das, wird man fragen, ist alles, was du an einem ganzen, langen Menschentag erlebt hast?

Man erlebt nichts. Oder was man erlebt, wird man nicht inne unter den tausend Nichtigkeiten, die den Tag ausfüllen, wovon sich aber doch eine oder die andere später entwickelt. Eines Tages geht man an einem Bach entlang und hat vorher die Quelle übersehen.

Zum „Krug im grünen Kranz“, wöchentlich einmal — seit 25 Jahren! Vor kurzem feierten wir das Vierteljahrhundertfest. Aber die Sassen von einst haben

— unter zwei Ausnahmen — einer neuen Runde Platz gemacht. Ich, der damals kranke, unter dem Siegel der Verschwiegenheit aufgegebene Mensch, bin der einzige, der seit 25 Jahren ununterbrochen, d. h. zur Winterszeit wöchentlich einmal, sitzt im Krug. Ein feines Büchlein ließe sich schreiben über die Persönlichkeiten, die in dieser langen Zeit mitsaßen, über die Lustigkeiten und geistigen Anregungen aller Art, die es da gab. In den ersten Jahren eine kühnliche Streitbarkeit, denn wir hatten Politik, Nationalismus, Antisemitismus, Kunstparteiisches und dergleichen Zunder mit in die Weinstube getragen. Da gab's manchmal ungute Stunden und oft ging ich mit einem Katzenjammer heim, der nicht von meinem Glase Wein kam, vielmehr von dem Gewissen, zu vorlaut, zu rücksichtslos und lieblos gewesen zu sein. Doch mit zunehmendem Alter wird man sogar in der Weinstube klüger. Wir begruben die Streitaxt tief im Keller, wälzten ein Faß Wein darüber und luden den Humor zu Tische. Das, was uns früher getrennt hatte, die Verschiedenartigkeit unserer Naturen, unserer Bildung, unserer Berufe, unserer Weltanschauungen, wurde nun das Einigende und gegenseitig Fördernde.

So war der „Krug im grünen Kranz“ ein schier ersprießlicher Ort geworden, auf den man sich nach einsamer Woche freuen konnte. In diesem „Kruge“ sind viele bedeutende Persönlichkeiten gesessen, deren Seelen sich noch heute bisweilen anmelden. Gegenwärtig ist die Tafelrunde so zusammengesetzt: Ein Komponist, ein Bildhauer, ein Maler, ein Schauspieler, ein Gelehrter, ein Journalist und ein paar Schriftsteller. Bisweilen kommt auch der Theologe, sowie sich anderseits Architekten, Advokaten und Offiziere bei uns nicht fremd gefühlt haben.

Gestern war die erste Sitzung des 26. Jahrganges. Fing gar würdig an, wurde immer fröhlicher und ent-

wickelte sich zu einem so homerischen Göttergelächter, daß alle Nachbarstische mittun mußten, ohne zu wissen warum. — Ich weiß es auch nicht mehr.

Ein Stelzfuß am Wege. Er bettelte nicht, aber den Hut hatte er abgezogen und der lag zufällig so, daß die hohle Seite nach oben gerichtet war. Man soll den Straßenbettel nicht unterstützen, oft hört man's und auch sich selber sagt man's. Erstens züchtet man damit Bettelleute und zweitens glaubt man mit den paar Kreuzern sich von weiterer Pflicht wohltätig zu sein, loszukaufen. Das wie immer, es ist fast ohne Bedacht natürlich, daß man in den Sack greift, wenn ein armer Mensch dasitzt, den Hut offen haltend.

Fünf Heller, glaube ich, daß es waren. Der Stelzenmann neigte seinen Kopf und sagte bedächtigt: „Vergelt's Gott zehnmal!"

Ich ging weiter und dachte: das wären fünfzig Heller. Doch merkwürdig! Wie? man will sich mit zehnfacher Vergeltung nicht begnügen? Man tut's angeblich des Guten an sich wegen und nun findet man's seltsam, wenn einer zu den paar Kreuzern nicht Vergelt's Gott tausendmal sagt.

Eigentlich gefiel es mir, daß der Mann so schlicht bürgerlich dachte und nicht die überschwänglichen Zinsen, Wucherzinsen höchster Potenz, versprach. Doch gib ihm nur mehr, dachte ich, er wird schon!

Heute, als ich wieder vorbeikam und der Stelzfuß immer wieder so dasaß mit dem zufällig offenen Hut, war das Almosen ein wenig erklecklicher. Er neigte den Kopf und sagte: „Vergelt's Gott zehnmal!"

Nun war's klar, er gibt nicht mehr. Ich lachte mich aus und nahm mir vor, so oft ich an diesem guten armen Menschen vorüberkäme, ich wollt' mir's genug sein

lassen. Zehnmal! auf höhere Prozente kann man sein Geld doch kaum wo anlegen — im besten Geschäft nicht. —

Wache auf, jeden Tag, als ob es der erste wäre. Schlafe ein, jeden Tag, als ob es der letzte wäre. So frisch sollte der Mensch am Morgen an die Arbeit gehen und so resigniert sollte er sich am Abend schlafen legen. Was hat man denn ausgerichtet? Wer kann am Abend den Erfolg seines Tages messen? Der Säemann muß monatelang warten, um die Früchte zu sehen, die er vorbereitet hat. „Ich habe heute ein gutes Geschäft abgeschlossen“, sagte jener Mann, als er einen Vertrag unterschrieb, der ihn später ins — Zuchthaus brachte. „Ich habe heute ein gutes Werk getan“, sagte jener, als er dem Bettelburschen fünf Kronen schenkte. Der Bettelbursche kaufte sich davon den Revolver, mit dem er auf der Straße einen Spaziergänger niederschoß, um ihn zu berauben. „Ich habe den Willen gehabt, etwas Gutes zu leisten.“ Es ist schon viel, wenn man das sagen kann.

Der Schuster Franzl zu Fischbach setzte beim Würfelspiel immer alles auf zwei Augen. Und wenn man fragte, weshalb er nicht einmal eine Abwechslung eintreten lassen wolle, das Glück sei doch unbeständig und möge nicht gerne immer auf die Würfelseite mit den zwei Augen fallen, es liebe wohl auch einmal andere Seiten, mit einem Auge, mit vier Augen — so antwortete er: „Gehts weita! Koan Oanaugadi mog ih nit. Und a Dreiaugadi oda gor a Fünfaugadi war nouh schiacha!“ Und begann zu singen: „Zwei Äuglein glänzen so lieblich und klar!“

Dieses launigen Schusters eingedenk bin ich heute, da es mir klar wird, daß auch ich das ganze Spiel auf zwei Augen setze. Fast alles, was ich leiste, geht durch

die zwei Augen, und das meiste, was ich genieße — durch die zwei Augen. Und wenn das nun wird, wie es heute geworden, daß diese zwei Augen kein Licht vertragen können, daß sie entzündet sind, daß sie brennen, stechen und tränen, so müßte man es eigentlich ganz in Ordnung finden. Der Würfel hat doch auch andere Seiten, als die mit den zwei Augen. Und gleichzeitig wird's uns klar, was gestern noch für ein Tag gewesen. Wie der Fisch im Wasser schwammest du im süßen Lichte — ein Sonnenkind! Und wußtest es nicht, wie reich du warst. Heute liegst du im dunkelverhangenen Zimmer auf der Bank, mit verbundenen Augen, die kaum den Glanz eines Johanniswürmchens ertragen könnten, und siehst nichts, siehst nur eins: Wie groß und herrlich du gestern gelebt hast. — Aber das Licht ist doch noch in dir. Statt im Auge sitzt es im Gehirn und die inneren Gesichte sind unter Umständen mehr wert als die äußeren. Ich brauche überhaupt nur die Augen zu schließen und es steht alles vollkommen da, wie am ersten Tage.

In einem Dorfwirtshause saßen sie an einem Tische, und das muß ins Tagebuch. Der stattliche Grundbesitzer und das schmächtige Schneiderlein. In des ersterem Schnauzbart waren mehr Haare als am ganzen Kopfe des Schneiders, obwohl auch dieser keine Glatze hatte, nein, das könnte ich nicht sagen. Eher vielleicht eine etwas ausgedehntere Denkerstirn. Der Großbauer hatte einen Humpen Bier vor sich und rauchte einen Dürrstengel; sitzt man schon einmal im Wirtshaus, so will man sich auch nicht lumpen lassen. Der Schneider war nicht als Gast da, sondern als Handwerker; er nadelte an einer Joppe. Sie führten miteinander ein lebhaftes Gespräch; der Bauer schien sich zu beklagen darüber, daß halt das Leben so sauer sei.

„'s ist schon nit mehr zu sagen," rief er, „was alles verlangt wird von Unsereinem. Die Wirtschaft soll man führen, die Abgaben muß man leisten, den Soldatendienst hat einer zu machen. Für seine Familie und Verwandten soll man sorgen, den Nachbarn soll man beistehen, Kinder soll man zügeln; für die Zukunft, wie es heißt, soll man auch was tun. Wohin mit der Welt möcht ich wissen, was man alles leisten soll! An sich selber muß man doch auch denken."

Der Schneider blinzelte mit einem Auge, das andere machte er weit auf, denn er fädelte gerade ein. „Ich denk', Bauer," sprach er dann mit zartem Stimmlein, „es kommt darauf an, wie man's sagt. Sollen und Müssen, weißt wohl, ist freilich hart. Aber dürfen! Sag statt Sollen just einmal Dürfen und es ist federlgering. Deine schöne große Wirtschaft darfst du führen, fürs Vaterland darfst du beitragen und darfst es wie ein Ritter helfen beschützen. Für deine Familie und Verwandten darfst du sorgen und dem Nachbar darfst du aushelfen, er nimmt's an, er dankt dir's noch. Auch Kinder zügeln darfst du, und für die Zukunft, die was ein bissel fürnehmer wird ausfallen, darfst du mittun, ist das nit eine Freud und eine Ehr! Und dir selber darfst auch noch was gunnen. Keiner neidet's. Jetzt schau einmal, Mensch, wenn man nicht tät dürfen! 's Leben wär langweilig wie in einem Hundskobel!"

Der Bauer stand schwerfällig auf, warf den Zechgroschen hin. „Schneider," brummte er mit Verachtung, „deine geschwollenen Reden brauch ich nit. Von Hungerleidern wird freilich nix verlangt. Die haben leicht schwatzen." Und polterte zur Tür hinaus.

Der Schneider zeigte ihm ein boshaftes Gesicht nach. „Es scheint," schmunzelte er, „bei dem hab ich's jetzt verschüttet. Hi, hi, dem seine Stör hätt' ich eh nit kriegt, der laßt vom Ungarischen arbeiten. Dei, dei, bei

dem Großbauern da, bei dem tät' ich höllisch gern sollen. Und tu nit einmal dürfen."

Aber darin, meine ich, hat er recht, der Schneider; wenn der Mensch nicht sollte gut und tüchtig sein dürfen, das Leben wäre langweilig wie im Hundskobel.

Heute nicht das erstemal, daß Gesuche um Bücherspenden für Volksbüchereien dahin ausklingen: Bitte, spenden Sie Lektüre, was es auch sei, uns ist alles willkommen! — Volksbücherei und alles willkommen?! Diese Herren sollte man doch gleich aus ihrem Amte jagen. So ganz und gar keine Ahnung zu haben, was eine Volksbücherei bedeutet und sein soll! Eingeschickt wird freilich alles Mögliche, Gutes, Mittelmäßiges, Schlechtes; gewöhnlich aber solche Bücher, die der Spender selber nicht mag. Da hieße es nun prüfen! Das Schlechte und Mittelmäßige weg. Für Leute, die wenig Zeit zum Lesen haben und sich doch selbst ausbilden wollen und sollen, ist nur „das Beste gut genug". Nicht vielerlei Bücher, aber von den guten, passenden mehrere Exemplare. Bloß zur Unterhaltung der Leute gründen wir keine Volksbibliotheken; das Viellesen aus Unterhaltung halte ich für sehr verderblich. Die Prüfung von Volksbüchereien kann nicht leicht Einer besorgen, da müssen Kenntnis, Geschmack und Erfahrung mehrerer mittun. Gut und schlecht ist auch nur relativ. Schau dir den Mann erst an, um zu wissen, was er lesen kann. Das Landvolk, um das es sich in vielen Fällen handelt, braucht was anderes, als das Stadtvolk. Ich nenne für Volksbüchereien gut, was nicht außerhalb des Fassungsvermögens der gewöhnlichen Leser steht, was dieselben edel anregen kann, die Humanität fördert, das Wissen bereichert und auch zum eigenen Berufe tüchtiger macht. Reisebeschreibungen, Biographien bedeutender Menschen sehr passend. — Und schlecht für Volksbüchereien sind nicht bloß un-

sittliche Bücher, sondern auch solche, die nur dem Zeitvertreib dienen, oder dem Interesse und dem Verständnisse des Lesers ganz ferne liegen. Ich habe meines Wissens keine unsittlichen Bücher geschrieben, doch bei Auswahl für Volks- oder Schulbüchereien muß ich manchen meiner Bände zurückweisen.

Der Walterbub, mein vierjähriger Enkel, befaßt sich bereits mit Studium über den Gebrauch der menschlichen Organe. Er treibt's empirisch, erfahrungsgemäß. Walter, wozu hat man das Haar? „Zum Kämmen." Und die Augen? „Zum Zumachen." Und die Nase? „Zum Bohren." Und die Ohren? „Zum Putzen." Und den Mund? „Zum Lachen und Weinen." Und die Hände? „Zum Fingerwaschen." Und die Beine? „Zum Zudecken und zum Hosenanziehen." — Also lauter brauchbare Dinge!

Ein junger Mensch kam zu mir und erzählte seine Lebensgeschichte. Künstlerleben. Allerlei versucht. Nirgends eine Existenz zu finden, nirgends und mit nichts anzukommen. Er bitte um Rat, was zu beginnen.

Während ihm der Rat in die Hand gegeben wurde, sagte ich: „So, und jetzt schauns, daß Sie weiter kommen!" Der junge Mensch schrak zusammen und stürzte zur Tür hinaus. Bis mir das Mißverständnis klar wurde, war er um die Ecke. Für einen richtigen Hinauswurf hatte er meine Worte genommen, während sie selbstverständlich nur so gemeint, daß ich wünsche, er möge trachten im Leben endlich vorwärts zu kommen,

Der merkt sich den Grobian sein Lebtag lang.

Ist es gut, dem Erstbesten, der von dir was will, dich zur Verfügung zu stellen? Ist es nicht vielleicht besser, dich zu sammeln und zu stärken für ein gemein-

nütziges Werk, das du zu deinem Lebenswerke machen sollst? Die Alltagsgüte ist oft nur eine Schwäche oder eine Eitelkeit. Jeder lebe für sein Werk, und sein Werk sei ein den Menschen nützliches — das genügt.

„Was ist denn das schon wieder?“ rief die Magd aus, als sie diese Ansichtskarte hereinbrachte. Mein Bild, am Mund ein Anhängschloß, wie es der Papageno trägt. Ich weiß freilich, wie das gemeint ist. Vor ein paar Tagen verwunderte ich mich vor jemandem über die häufigen Anrempelungen, die mir aus Parteikreisen zuteil werden. Dagegen gäbe es schon ein Mittel, meinte der jemand, aber ohne es zu verraten ging er fort. Nun auf der Postkarte war das Mittel angedeutet: Ein Mundschloß. Warum haben die Toten Ruhe? Weil sie schweigen können. Wir mitten im Leben stehenden, jede Verkehrtheit und Dummheit Mitbüßenden, können es nicht. An der Meinungsverschiedenheit liegt es nicht allemal, sehr oft an dem Mißverständnisse. Gäbe es keine Sprache, so gäbe es wahrscheinlich viel weniger Mißverständnisse und Verdrießlichkeiten. Im Grunde meinen wir ja zumeist dasselbe, oft sogar das Richtige. Aber da reden wir so lange darüber herum, besprechen es von allen Seiten so lange, bis es gründlich mißverstanden wird oder bis die Gegner bei irgendeinem unüberlegten Ausdruck anhacken und Zank beginnen. Schweigen wie die Toten. Doch wie soll ein lebendiger Schriftsteller bei Ausübung seines Berufes das machen? Das Papagenoschloß! Aber man kann doch nicht zu allem, was geschieht, „hm hm!“ sagen.

Warum denn nicht? „Hm hm!“ sagt alles und regt niemanden auf. Glaubst du? Erst vor kurzem hörte man von einem Duell, das stattfand, weil jemand „hm hm!“ gesagt hatte.

Die Bewohner der Erdoberfläche erinnern sich jetzt wieder einmal daran, daß sie zwischen zwei Feuern sitzen. Während die Aprilsonne glühend über unseren Häuptern steht, brodelt unter unseren Füßen der Kessel Erdball, und wenn er nicht seine Schuß- und Dampflöcher hätte, so würde diese sausende Bombe nicht morgen krepieren, sondern heute. Wehe aber denen, die in der Nähe solcher Ventillöcher leben müssen! Seit ein paar Wochen wütet der Vesuv. Viele Ortschaften um den Berg herum sind von der glühenden Lava zerstört worden. Alle Kulturen meilenweit sind vom Aschenregen vernichtet worden. Wie viele Menschen dabei ums Leben kamen, das ist noch nicht annähernd festgestellt. Man spricht von Tausenden. Neapel, die herrliche Stadt, zitterte tagelang und zwar auch buchstäblich über dem beständigen Erdbeben. Viele Neapolitaner leben, die nie nordisches Schneien gesehen haben; wir wiederum können uns den gelbbraunen, knisternden Aschenschnee nicht vorstellen, der tagelang über jene Stadt niederging, in dichten Schichten liegen blieb, auf den Straßen allen Verkehr störte, Dächer eindrückte, den Himmel verfinsterte, so daß man oft nicht fünfzig Schritte weit vor sich hinsah — genau wie unser Alpenschnee; obendrein aber die Luft mit Gestank erfüllte und das Atmen hemmte. Dieses Aschenschneien und Aschentreiben hüllte alles, Gebäude, Schiffe, Pflanzen, Menschen, in eine schmutzige Schichte ein, das erregte Meer war schmutziggelb und soll stellenweise warm wie ein Schwitzbad gewesen sein. Alle Fremden reisten ab. Die Einheimischen flohen zu ihren Heiligen in die Kirchen, aber als dort die schwere stinkende Luft sie zu ersticken drohte, als über ihren Häuptern das krachende Dach zum Einsturz mahnte, rafften sie in wüster Verzweiflung sich auf, um die Flucht zu ergreifen. Etliche sollen über die ungefälligen Heiligen wütend geworden sein und sie sogar gezüchtigt haben. —

Den Vesuv selbst sah man nicht, er war eingehüllt in Aschen- und Rauchwolken, aber des Nachts kündete das furchtbare Donnern und Rollen, der Schein der himmelansteigenden Feuer und der glühenden Lavaströme seine Nähe. Und als es endlich klarer ward und ruhiger in den Lüften, da stand dieser entsetzliche Berg wieder da — aber ohne Kopf. Sein Gipfel war eingebrochen, der Vesuv war — wie Blätter meldeten — um zweihundert Meter niedriger geworden. Weg war der halbringförmige graue Lavagipfel, in dessen heißen Spalten ich mir vor vierunddreißig Jahren ein Ei hartgekocht hatte.

„Am Karfreitag wirst du nie einen Vogel singen hören!“ hatte einst unser alter Knecht Markus gesagt. Ich horchte daraufhin aus am Karfreitag und die Vögel sangen doch, ja sogar sehr lebhaft und hell. „So?“ sagte der Alte, „traurig für dich, wenn du glaubst, daß das ein Singen ist. Das ist ein Klagen, ein Weinen, ein Beten. Weil Jesus Christus gestorben ist!“ Jetzt erst verstand ich. In den Vogelsang legte der fromme Mensch seine eigene Stimmung. Und so ist es auch sonst. Die Stimmung der äußeren Natur ist stets nur ein Spiegel unseres Gemütes.

Den gestrigen Nachmittag gäbe ich um vieles nicht her; auf dem Markte wäre er nicht drei Heller wert. Seit Jugendzeiten wieder einmal eine Auferstehungsfeier zu St. Kathrein am Hauenstein, und zwar die erste Begehung in der wiedererbauten Kirche unter den Klängen der neuen Glocken und Orgel. Schon der Weg dahin war österlich. Im Mürztal weißer Straßenstaub, die fahlen Grasreste des vorigen Jahres strohtrocken, die Luft schwül. An der Alpsteigstraße zu beiden Seiten metertiefer Schnee, unter dessen Eiskrusten die Schmelzwässer hervorrieselten und die Straße stellen-

weise in einen Bach verwandelten. Am Himmel geballte Sommerwolken mit Donner und Regensprühen. Und in St. Kathrein: Die Kirche ist erstanden! Und die Jugendzeit mit ihr. Vierzig, fünfzig Jahre sind zwischen heute und jener Idylle; das zweite, ja vielfach das dritte Geschlecht ist aufgestanden seither — und siehe, es war gestern derselbe Karsamstag, wie er einst gewesen. Ganz andere Menschen begehen die Auferstehung jetzt noch genau so, wie vor einem halben Jahrhundert. Die Enkel sehen aus, wie die Großeltern in ihrer Jugend ausgesehen haben. Die Mägdlein halten ihre gefalteten Tüchlein so in den Händen und singen mit denselben Stimmen die alten Lieder. Die Musikanten spielen auf dem Kirchenchor dieselben Hochzeitsmärsche. Junge, frische Burschen knallen auf dem Föhrenriegel dieselben Pöller los, die bei den Hochzeitsfesten ihrer Vorfahren geschallt haben. Auch das Kircheninnere hat möglichst alle dieselben Formen als vor dem Brande. Diese Beständigkeit nun in der Epoche, wo alles eilt und jagt und ihr verhängnisvolles Ideal in der Veränderung um jeden Preis sieht, diese Beständigkeit ist es, die einem wohltut und in der gleichsam unsere eigene Jugend latent ist, als sei sie jeden Augenblick wieder zu haben. — Jetzt wird einer sagen, es ist leicht, die Beständigkeit zu lieben, wenn es einem gut geht. Nun! Jene meine Jugend war arm und voller Verzicht und Leiden. Aber wenn sie heute aufersteht, ohne alle Bedenken gebe ich alles, was ich bin und habe, dafür hin. Übrigens, was will ich denn? In mir ist ja fast alles noch, wie es einst war, da hat sich nichts geändert. Außer daß das Unbeständige mich gelehrt hat, das Beständige zu preisen.

Alljährlich im Frühjahre fahre ich einmal bis Mitterdorf (Mürztal) und mache von dort aus einen Spazier-

gang auf dem sogenannten Reitersteige über die bewaldete Bergböschung in den Freßnitzgraben bis zum Sägewerk und von dort über die Gölkkapelle nach Krieglach. Das ist die Einleitung zum Sommerleben in der Waldheimat. Seit vielen Jahren mache ich die Erfahrung, daß dieser erste Waldspaziergang im Mürztal für mich eine besondere und eigenartige Kraft hat. Zur Zeit bin ich stets völlig weltmüde und geisteslahm. Auf diesem stillen, einsamen Waldwege aber regen sich allemal frische Gefühle und Gedanken und junge Arbeitsfreude. Es ist wohl der Zauber davon, daß die Füße nach längerer Zeit das erstemal wieder die Heimatsscholle berühren. Und wenn die Lichtung kommt: da unten liegt hingebreitet in der Nachmittagssonne das junggrünende Tal mit seinen schimmernden Ortschaften, darunter jene, in die ich bald wieder einzusiedeln hoffe. Und an beiden Seiten die schönen Berge, an denen jede Schlucht und jede Höhe voll Erinnerungen ist. Und hinter diesen Vorbergen ragen auf „die stillen, hohen, beständigen Felsen, die treuen Wächter der Heimat". Die Gegend hat landschaftliche Schönheiten, welche sozusagen mein persönliches Eigentum sind. Die Einheimischen beachten sie nicht und die Fremden, so viele ihrer im Sommer auch ins Tal kommen, finden sie nicht. Denn sie suchen nicht. Sie gehen nur die glatten, angemärkten Wege, wo alles geht; an den entzückendsten Aussichtspunkten, die ein paar hundert Schritt abseits liegen, gehen sie achtlos vorüber. In früheren Zeiten, wenn ich einen solchen gefunden, gleich der Ruf: Hierher! Hier ist's schön! — Jetzt schweige ich weislich still und denke: Laß sie laufen. Nur was der Mensch aus sich selber findet, ist Gewinn. Und genieße die Schönheit vor der Hand als mein ausschließliches Eigentum.

Freund! In deiner runden Hirnschale hast du nur eine gewisse Anzahl von Gedanken. (Oder Ideen.) Anfangs schlummern sie wie Kindlein und träumen wie Kindlein. Dann kommt das Leben und weckt sie auf. Erfahrungen, Gehörtes, Gelesenes und Sinnenspiele wecken sie auf, Jahr für Jahr, einen um den andern. Endlich sind alle wach und es ist die Zeit, da du die Höhe deiner Gescheitheit erreicht hast. Dein geistiges Wesen ist reif, ist fertig. Von nun ab magst du sehen, hören, lesen, erfahren, was du willst, es wird kein neuer Gedanke mehr wach, weil keiner mehr da ist; und kommt ein fremder, neuer dazu, so fressen ihn die alten auf. Um so bunter das Treiben bei jeder Anregung: sie verkleiden, vermummen sich, tanzen, stehen auf einem Bein, auf dem Kopf, schneiden allerlei Gesichter, so daß du meinst, es seien immer wieder neue und neue, und man von der Weisheit des Alters spricht. Doch es ist nichts mehr, es ist der alte Kohl, der das einemal gedünstet, das anderemal gesotten, das einemal mit Öl, das anderemal mit Speck geschmalzt, das einemal mit Pfeffer gesalzen, das anderemal mit Salz gepfeffert wird, um ihn durch Abwechslung des Zubereitens genießbar zu machen.

Ich muß aufpassen auf die Wünsche meiner Herren. Wenn Gedanken oder Empfindungen rege werden, so verlangen sie im vorhinein nach einer bestimmten Form. Das will erzählt sein, das will gepredigt sein, das will gesungen sein. Und wehe, wenn man die Forderungen einmal verwechselt und predigt, was erzählt sein will, und erzählt, was gesungen sein will! Seit einiger Zeit singt's in mir wieder mehr, so „wie einst im Mai“. Schon dem ersten Hauch eines erwachenden Gedankens merke ich an, welche Form er will. Die Seele bringt den Leib gleichsam schon mit sich; ein bestimmter Verstakt klingt im Kopf, der manchmal ganz

seiner selbst wegen da zu sein scheint und zu dem der Inhalt sich erst nach und nach einstellt. Ein anderesmal ist's umgekehrt, eine heftige Empfindung schreit nach Lied, aber das holpert, es ergibt sich das Metrum nicht, der Reim nicht. Und die Empfindung bleibt eine unerlöste Seele. Wie glückselig die Stunde, wenn Gehalt und Gestalt sich spielend leicht vereinigen! Manchmal hat man Stunden des Liedes. Da verschwindet alle Freude am Erzählen, aller Drang zum Predigen, da will man nur singen.

Eine Leiche im Hause. Ein alter Finanzrat. Ich hörte nur zufällig, so nebenbei davon und habe in schlafloser Nacht mich nicht ein einzigesmal erinnert, daß in demselben Hause, um ein paar Stock tiefer, mit Prunk umgeben ein toter Mensch liegt! Und einst! Wenn in der weiten Berggegend irgendwo jemand gestorben war, da zog die Erregung und Trauer von Haus zu Haus. Wenn die „Verscheidenglocke“ geläutet wurde, da knieten die Leute auf Feld und Weide nieder und beteten für den „abgeschiedenen Mitbruder“. In den Nächten kamen sie stundenweit zusammen zu dem Hause, wo die Leiche unter der Bodenstiege auf der Bank gebahrt lag, mit einem weißen Tuche zugedeckt, das Kreuz und das Öllicht im Wasserglase zu Häupten. Und am Begräbnistag begleitete die Gemeinde den Sarg in die Kirche und auf den Friedhof. Und war der Verstorbene weiter auch nichts als ein Pfarrgenosse. In den Städten der Pomp und die Gleichgültigkeit, im Waldlande die Ärmlichkeit und die Teilnahme. Wieviel Mitempfindung muß einer, der vom Walde in die Stadt kommt, verlöschen lassen! In einem und demselben Stadthause kann es sein, daß gleichzeitig ein Mensch an Hunger und einer an Übersättigung stirbt. Das Herz verzetteln wir an hundert Sächelchen und in hundert flüchtigen Stimmungen. Haben

oft viel weniger übrig für einen Menschen, als für eine Theaterfigur auf der Bühne oder für ein neues Bild in der Kunstausstellung.

In meinem Berufe gibt's tote Tage. Ja tote Wochen, Monate und — Jahre. Schreiben kann der Mensch zwar immer, sobald er gelernt hat Buchstaben zu machen. Gedanken sind auch vorhanden, sobald man nicht verschmäht, das Alltägliche oder den Kehricht wirklicher Geistesarbeit auf das Blatt zu streuen. Aber die frische Kraft zum Schaffen, sie ist ein seltenes Glück. Die rechte Arbeit, die einen ganz erfüllt, die aus Tiefen schöpft, hat mich immer gesund und munter gemacht, munter erhalten. Wenn jedoch die tote Zeit ist! Da wird man nervös, unlustig, zerfahren, unzufrieden mit sich selbst und anderen.

Seit einigen Tagen arbeite ich wieder einmal wirklich, oder es arbeitet in mir. Ein Leben für sich, eine erstandene Welt von Gesichten, gestaltlich zum Greifen. An allen Enden und Ecken des Innern lebt's, rührt sich's, entwickelt sich's; ich habe vollauf zu tun, die Erscheinungen festzuhalten und sitze am Schreibtisch, Tag für Tag, von früh bis abend. Und siehe, die äußere Welt, die mir sonst Sorgen, fruchtlose Arbeit und Ärger gemacht hat, sie existiert nicht. Nirgends Grund zu Bedenken, nirgends Nötigung mitzutun, nirgends Pflichten. Von Familienanliegen, Wirtschaftssorgen schon gar keine Spur. Kein Genuß, keine Freude nimmt mich gefangen, keine Auszeichnung erfreut mich, keine Bosheit verletzt mich. Eine Menge Schwächen und Fehler, die sonst an mir täglich zum Vorschein kommen, sie schlafen, vielleicht ersticken sie sogar. Alles, was mich sonst beunruhigt hat, die Vaterlandsnöte, die Welthändel, die ewigen Anliegen der Menschheit, zu Kleinigkeiten sind sie geschrumpft die draußen bleiben müssen, die mich nichts angehen.

Dieweilen ich doch ganz ihnen lebe in meiner Arbeit, in meiner Welt.

Ob daraus etwas wird, wer kann das sagen? Was verpflichtet dazu? Die Pflicht liegt in sich, und der Segen liegt in der Arbeit selbst. Man sollte sich seinen Beruf stets so weit verstrengern, daß keine Zeit bleibt zum Grillenfangen. Das schwere Leben ist am leichtesten zu ertragen, wenn man sich schwere Aufgaben stellt.

Heute auf einer Fahrt ins Mürztal erzählte mir jemand, daß er mit seinem Pfarrer in Konflikt gekommen sei. Zuerst habe der Pfarrer gesagt: Wenn der Mensch einen Irrtum begangen hat und er sieht es ein, so soll er ihn nach allen Kräften gutmachen. Sagte darauf er: „Herr Pfarrer, deshalb bin ich eben da. Ich habe einen großen Irrtum begangen, den größten in meinem Leben, daß ich diese Person geheiratet habe. Alle beide sind wir unglücklich, sie und ich, in der Zeit und vielleicht auch in der Ewigkeit, denn wir verstehen uns nicht, leben in Unfrieden mitsammen, nicht einmal die Treue können wir einander halten. Wir passen nicht zusammen, deshalb wollen wir den schweren Irrtum gutmachen und uns scheiden lassen?“ — „Was nicht noch!“ fuhr der der Pfarrer auf, „sind Sie auch so ein Bock?“ — „Und Sie, Herr Pfarrer, sollen uns helfen, den Irrtum gutzumachen.“ — Darauf der Seelsorger: „Ehescheidung?! Gehn's lassen S' mich aus. Unsinn!“

Volksabstimmung für ein neues Gesetz zur Lösbarkeit der Ehe. Ich habe heute auch unterschrieben — zaudernd und zögernd. Aber endlich hat die Überzeugung ihr Recht verlangt. Es spricht so viel Ideales für die Unlösbarkeit der Ehe; eine goldene Hochzeit hat etwas

so Rührendes und man kennt manches Ehepaar, das nach schweren, jahrelangen Stürmen miteinander zufrieden und glücklich geworden ist. Nicht aus Gewohnheit allein. Die gemeinsamen Freuden und Leiden haben ihre Herzen allmählich geläutert, aus reizbaren Liebesleuten sind treue Freunde geworden. Viele Stürme, die nachweisbar sich besonders im dritten Jahre der Ehe zu erheben pflegen, können wohl überdauert werden. Dann folgen friedliche Jahre. — Und doch! Die allgemeinere Erfahrung, die Vernunft spricht schrecklich laut: Die Ehe muß löslich sein! Nicht leicht, nicht sobald es dem Ehepaare gerade einfällt — aber im schlimmsten und letzten Falle muß sie löslich sein. Gewiß, schon die Kinder und ihr Schicksal werden in den allermeisten Fällen die Eltern bestimmen, beisammen zu bleiben, obschon man Fälle weiß, da eine uneinige, unsittliche Elternehe den Kindern zum Verderben wird. — Und dann muß die Möglichkeit vorhanden sein, daß die Getrennten, Geschiedenen sich wieder verheiraten können. Schauen wir auf die Länder hin, wo es so ist. In den meisten Fällen bleiben die ersten Ehepaare auf lebelang beisammen, und es gibt bei den Protestanten auch goldene Hochzeiten. Aber schon die Möglichkeit der Lösung läßt das schwere Band erträglicher erscheinen und ein freiwilliges Sicheinanderopfern führt inniger zusammen, als ein erzwungenes. Wo Eheleute sich aber doch trennen müssen und andere Verbindungen eingehen, da ist's im schlimmsten Falle nicht schlechter, zumeist aber weit besser, als die sündenstrotzende Hölle in einer unglücklichen und unlöslichen Ehe. — Sollte das Gesetz für Lösbarkeit der Ehe bei uns nicht durchgehen, dann kämen gute Zeiten für die Los-von-Rom-Bewegung. Dann würden viele vor Verheiratung das Protestantisch-Werden für eine kluge Vorsicht halten.

Die Menschheit will sich verjüngen, ihr verlangt's nach — der Mutterbrust. In Wien und Berlin hat sich eine Bewegung erhoben mit dem Bestreben, alle Mütter zu bewegen, beziehungsweise es ihnen möglich zu machen, ihre Kinder an eigener Brust zu stillen. Mütter aus ärmeren Klassen zahlen vorher geringe Beiträge ein, die dann erhöht zurückkommen, wenn die Mutter entsprechende Nahrung braucht, und das Kind zu stillen ist. Auch Hebammen werden prämiiert, die Selbststillungen veranlassen und fördern. Die Ärzte mit ihrer künstlichen Kinderernährung haben viel gesündigt. Sie müssen endlich doch zugeben, daß in den meisten Fällen Selbststillung das beste Mittel ist, um Mutter und Kind gesund zu erhalten oder gesund zu machen, um die Hysterie zu bekämpfen und ein starkes Geschlecht zu erziehen. In moralischer Beziehung sind wir moderne Leute zwar so schamhaft geworden, daß wir nicht einmal Bilder, wie eine Mutter das Kind an enthüllter Brust säugt, mehr vertragen können, ohne sittlich verletzt, das heißt geil zu werden. Um so notwendiger ist die Mutterbrust, damit ein künftiges Geschlecht natürliche Kräfte gewinne und gesündere Empfindungen erziele.

Heute war an einem Krankenbette davon die Rede, daß der Kranke sehr viel zu seiner Heilung beitragen könne durch den festen Willen, gesund zu werden. Es müsse das leidenschaftliche Wollen zur Genesung da sein, und man gesunde. Ich wendete ein, mit dem Gegenteil immer dasselbe zu erreichen. So oft ich krank war, meine Mithelferin sei die Resignation gewesen. Eine gelassene Gleichgültigkeit trage zur Sammlung der Kräfte wohl mindestens so viel bei, als die mit dem leidenschaftlichen Gesundheitsverlangen verbundene Unruhe. Allerdings steht bei mir im Hintergrunde das große Verlangen nach Leben, nach ewigem Leben. In

Erwartung desselben liegt einem an diesem gegenwärtigen Leben weniger. Ein gutes Lebenselixier ist Wille und Hoffnung wohl auch. Und dann noch was. Der Mensch sollte sich immer schöne, hochgemute Vorstellungen machen, sollte stets nur wohltuende, frohe Dinge sich einbilden, in seinem Innern sich so ein bißchen überirdische Welt herrichten, daß er ein seliges Wärmen und Leuchten habe — ich meine, das würde auch den Körper erfrischen und stärken.

Das Ideal meiner ersten dichterischen Tätigkeit war gewesen, die Leute weinen zu machen. In einer späteren Zeit fand ich, daß es besser sei, sie lachen zu machen. Und jetzt? Sie weinen nicht mehr und lachen nicht mehr recht, trotten dumpf und stumpf ihre dunklen Straßen niederwärts. Das Verhängnis wird sich ja erfüllen, die Leute werden noch einmal recht gründlich, recht von Herzen weinen. Einstweilen sollten wir, die bewegsamen Geisterlein der Dichtung und Kunst, es doch noch einmal versuchen, den Armen das Lachen zu lehren. Wir hätten nichts zu lachen! heißt es, und das ist nicht wahr. Schauen wir doch um uns, ist nicht so vieles was jetzt geschieht, was wir selbst treiben — höchst lächerlich?

Dieses öffentliche Tagebuch befriedigt mich nicht. So manche Dinge des Tages, die man äußerlich und innerlich erlebt, können nicht hinausgegeben werden. Entweder sind sie, ohne Begründung, Vermittlung, ohne Verlauf und Folgen, wie sie der Tag eben hereinwirft, unverständlich, uninteressant, oder sie wären taktlos gegen sich und andere, wären Mißverständnissen ausgesetzt, könnten auch für selbstgefällig und der Eitelkeit entsprungen gehalten werden. Wenn man nun solcherlei abzieht, was bleibt übrig? — Die meisten unserer Tage

sind als solche unbedeutend. Erst viele Tage zusammen geben eine bedeutsame Einheit, legen in uns einen Bodensatz, mit dem wohl der Künstler, der Dichter fertig zu werden weiß. Das hier aber ist nur ein gewöhnliches Gespräch. In der Kunst darf man alles sagen, im gewöhnlichen Gespräche fast nichts.

Heute waren ihrer drei da. Der eine sah aus wie's Leben, hatte aber zweifelhafte Wäsche; der kam aus dem Spital. Der andere brachte einen Empfehlungsbrief mit von einem Bekannten, der seit etlichen Jahren nicht mehr existiert; er roch nach Fusel. Der dritte will mit mir in die Schule gegangen sein in — Nieder-Alpel, wo nie eine Schule bestanden hat. Zwei von ihnen wollten ja nichts geschenkt, bloß was geborgt. Man weiß nur nicht, wie man am besten dran ist. Schenken kann man wenig, borgen muß man mehr. Aber dem man einmal was geschenkt hat, der kommt immer wieder. Dem man was geborgt, vor dem ist Ruhe. So wird's ziemlich aufs gleiche hinauskommen. Will über die Herrschaften weiter kein Tagebuch führen. Hingegen habe ich eine Sammlung angelegt der fabelhaftesten Bittgesuche und Begehre an mich, die meinen Nachkommen dokumentieren sollen, für wie einfältig meine Zeitgenossen mich gehalten haben.

In dieser Woche habe ich wieder einmal ein theologisches Werk gelesen, eins, das sehr anempfohlen wird. Aber derlei Lektüre bekommt mir nicht gut, ich ziehe mir damit allemal eine Erkältung des Herzens zu, und einen moralischen Schnupfen. Je mehr ich Theologie lese, je kälter wird mein Glaube; und wenn dieser erfroren ist, wozu dann noch Theologie? Wenn wir wieder recht kindlich sollen glauben können, so müssen wir alle gelehrten Werke über Gott — zum Teufel werfen.

Nur Religionsgeschichte kann wissenschaftlich behandelt werden. Religion als solche nie. — Wer von Religion verlangt, daß sie verständlich, vernünftig sei und logisch wie jede weltliche Angelegenheit behandelt werden müsse, der hat keine und versteht keine. Alle menschlichen Sehnsuchten, die über das Irdische hinausfliegen, sie sind wohl auch natürlich; und das zu glauben, was wir wünschen, daß es sei, ist geradezu der kindlichste Kernzug der menschlichen Natur. Das kann der Freisinnige unserer Tage sich nicht oft genug vor Augen halten, um auch dem religiösen Leben gegenüber — freisinnig zu sein.

Die Natur entzweit uns mit der Pflicht, die Erkenntnis mit dem Frieden. Die Kunst versöhnt mit dem Leben, die Religion mit dem Tode.

Ein oberländischer Gutsbesitzer hat im vorigen Herbste einen Zigeunerjungen aufgenommen, ein hübsches, kluges Bürschchen. Das wurde sofort neu gekleidet, dann in allem verpflegt und in die Schule geschickt. Sein Ziehvater ließ ihm, wozu er besondere Freude zeigte, Violinunterricht erteilen. Der Junge wurde bald der verhätschelte Liebling des Hauses und hatte Aussichten wie Moses am Hofe des Pharao. In diesen schönen Sommertagen nun ist der Junge durchgebrannt. Heute kam der Gutsbesitzer entrüstet zu mir und bat, ich möchte über die Undankbarkeit dieses Gesindels etwas schreiben. Das werde ich mir erst überlegen. Weshalb soll ein Zigeunerjunge nicht Heimweh haben dürfen? Er hat doch eine weit schönere Heimat, als ein Bauer im Oberlande. Er hat eine köstliche Heimat — die freie, weite Welt. Für Zigeuner habe ich was übrig an romantischem Gefühl — solange sie mich nicht bestehlen. Übrigens, ist nicht unsere ganze

Kulturentwicklung verzigeunert? Bauern verkaufen ihre Güter und ziehen in fremde Gegenden. Bauernknechte gehen zur Industrie und von einer Fabrik zur anderen. Bürger und Aristokraten wandern in die Berge, nach Tirol, in die Schweiz. Wer's tun kann, der macht Reisen nach Italien, nach Norwegen, nach Amerika, nach Ostindien, Japan usw. Ganze Gesellschaften wandern aus nach fernen Kolonien. Und die Städter, die noch daheim bleiben, werden sich bald transportable Sommerhäuser bauen lassen, bessere Kobelwägen, um damit in beliebigen Gegenden Sommerfrische zu nehmen. Zigeunerei in großem Stile.

Daß die Dichterdenkmalsetzerei und die Dichterverehrung miteinander nicht immer was zu tun haben, beweist folgender Fall. In Innsbruck soll ein Denkmal für den Dichter Adolf Pichler errichtet werden. Dazu hat das Kultusministerium einen Beitrag gezeichnet. Dasselbe Kultusministerium hat zu gleicher Zeit denselben Dichter Adolf Pichler abgelehnt, als es sich darum handelte, dessen Werke den Lehrerbüchereien zur Anschaffung zu empfehlen. Nun kennt man sich wieder einmal nicht aus. Ist der Dichter so unbedeutend oder gefährlich, daß man ihn nicht der Lehrerschaft in die Hand geben darf, wozu baut man ein Denkmal? Und ist der Dichter so bedeutend, daß man ihm ein Denkmal setzt, weshalb vorenthält man ihn den Lehrern? Jener Witzbold sagte: „Manchen Leuten ist halt nur darum zu tun, daß der Dichter — ausgehauen werden soll. Damit ist er abgetan.“

Heute war ein Mann bei mir, der von Unfrieden lebt. Er sagte, ohne Unfrieden wäre es gar nicht auszuhalten. Er macht stets in Opposition, so in Politik, in Volkswirtschaft, in Religion, in Gesittung, in Kunst

und Literatur, kurz, in jeder Branche. Mehrmals ist er mit seinem Unfrieden schon zugrunde gegangen, doch in größtem Vertrauen versucht er's allemal wieder mit einem neuen. Erst war er aus einer parlamentarischen Körperschaft ausgeschieden worden, weil er alles bekämpft und durcheinander gebracht hatte, jetzt will er ein Blatt gründen: die Opposition. Er weiß noch nicht, gegen was er kämpfen wird, aber er wird kämpfen. Was die Zeit auch bringt, Schlechtes oder Gutes, er wird es bekämpfen mit allen seinen Kräften. Auch das Gute. Besonders das Gute. Denn, sagt er, es gibt nichts Niederträchtigeres, als das sogenannte Gute. Was die Leute einmal gut nennen, das ist schon deshalb nicht wert, daß es bestehe. Der Mann sah nicht anders aus, als andere Leute, ein gedrungener Mensch mit etwas aufgedunsenem, gerötetem Gesichte. Aber ich konnte mich an ihm nicht satt sehen. Die Antipoden sind immer interessant. Mit einer gewissen Schwärmerei mußte man ihn betrachten, wie man einen von Herzensgrund glücklichen Menschen bewundert. Unfrieden ist sein Ideal. Na, dem kann's nicht fehlen auf dieser Welt. „Unfrieden heißt Leben", sagte er, „und Frieden heißt Tod." Er war gekommen, um mich zum Mitarbeiter zu werben für seine „Opposition". „Mich? Aber ich schriebe Ihnen ja den Tod hinein." — „Er wird schon lebendig werden", antwortete der Mann ganz glimpflich. „Ich werde ihn so lange jucken, zwicken und stechen, bis er lebendig wird." — „Sie würden mich, Ihren Mitarbeiter, in Ihrem eigenen Blatte bekämpfen?" — „Bis aufs äußerste, mit allen Mitteln. Das darf Ihnen eben nichts machen, es gehört zum Handwerk." Gewiß, man kennt ihn als solchen. Seine besten Kameraden verhöhnt und verleumdet er, ihre Bestrebungen stört er, ihre Schöpfungen zerstört er. Was er anfangs billigt, vielleicht selber vorschlägt, sobald es zu entstehen beginnt, bekämpft er es. „Eine nagel-

neue Welt muß geschaffen werden!“ rief er begeistert aus. „Alles, was besteht, ist wert, daß es zugrunde geht. Goethe. Und Sie müssen mit mir zur Opposition!“ — „Sofort, mein Herr! Ich mache Ihnen Opposition. Ich schreibe nicht eine Zeile für Ihr Blatt.“

Eine Geste gegen mich, die ein Meer von Verachtung ausdrückte. Damit trat er ab.

Ich weiß von einem Mühlenbesitzer, der sehr reich und sehr unglücklich war. Korn und Mehl übergenug, aber keine Gelegenheit, seine Künstlerlust zu üben. Er fühlte sich nämlich als geborener Schauspieler und übte sich in diesem Berufe. Wenn aber ein Müller den Romeo spielt, da lacht die Welt, aber nicht aus Rührung. Was tat der Müller? Er verkaufte seine Besitzungen und ging zum Theater. Da wurde er abgelehnt mit Hohn und Spott, denn er hatte nebst etlichen körperlichen Ungereimtheiten einen Sprachfehler, der ihn für jede ernsthafte Rolle unmöglich machte. Den Leuten einen Hans Wurst abzugeben, war er nicht gesonnen. So schlug er sich zu einer wandernden Truppe, wurde ihr hoher Gönner und spielte glühende Liebhaber, edle Ritter und erhabene Helden. Leuten aus dem Volke, die selbst noch so viele Märchenphantasie hatten, um die Mängel des Akteurs zu ersetzen, gefiel er. Die Gestalt und der Sprachfehler waren fast unüberwindliche Hindernisse, aber seine Begeisterung überwand sie. Es war eine geradezu andächtige Liebe zur dramatischen Kunst — und etwas, das er als reicher Industrieherr vergeblich gesucht, fand er als wandernder Komödiant — das Glück. Selbst dann noch, als sein Geld alle war und er wie jeder andere Vagabund in Scheunen schlafen und sich mit Erdäpfeln nähren mußte, fand er sich zufrieden, konnte er nur mittun in den Dorftheatern und auf Jahrmarktbuden. Die Kunst hatte ihn geküßt aber

nicht gefreit; es war eine wilde Ehe — solange ich sie mit meinen Augen beobachten konnte. Endlich verschwand der wunderliche Mensch aus meinem Gesichtskreise. Einem Romanschreiber würde es nicht schwer werden, aus diesem Bretterhelden einen wirklichen zu machen und schließlich für einen wirksamen Abgang zu sorgen.

„Meinetwegen brauchte es auf der Welt kein Wasser zu geben!“ sagte der alte Landmann. Daß er dann auch seine Milch, sein Süpplein, sein Gemüse entbehren müsse, auch sein Gläschen Rotwein und endlich wohl gar sich selber, der zu neunzig Prozenten aus Wasser besteht, daran hatte er nicht gedacht. Den Ausspruch tat er gelegentlich eines kleinen Fußleidens, bei dessen Untersuchung der Arzt die Bemerkung hatte fallen lassen: „Lieber Mann, Sie sollten einmal ein Bad nehmen.“

„Gehn's weiter!“ sagte darauf der Alte, indem er fast errötete, „so was hab' ich nit einmal in meiner Jugend getrieben. Die Wasserpritschlerei da, die tät mir wohl nit gut tun. Bin mein Lebtag oft genug naß worden bis auf die Haut. Hab' darauf allemal Schnupfen bekommen oder Zahnweh oder Gliederreißen. Naß vertrag ich nit.“

„Aber doch inwendig“, lachte der Arzt. „Wenn man Durst hat zum Beispiel, ist Wasser das Allerbeste.“

„Durst hab' ich wunderselten“, antwortete der hagere Alte. „Da muß ich schon nit recht gesund sein, wenn ich einmal Durst hab'.“

„Aber Sie trinken doch Wein!“

„Alle Abend ein Viertele. Nit aus Durst. G'rad nur aus Genäschigkeit, möcht' ich sagen. Und daß Einer ein bissel frischer wird. Wasser! Glaub' nit, daß ich zwei Eimer Wasser getrunken hab, mein Lebtag. Meinetweg brauchte es auf der Welt kein Wasser zu geben.

So tu' ich auch nit viel schwitzen. Bleib' gern trocken. 's wird eh mit dem Menschen auch nit viel anders sein, wie mit dem Holz. Wird's oft naß, so fault's beizeiten. Ich wär' soweit noch frisch."

„Allen Respekt!" sagte der Arzt. „Mögen wohl schon nahe den Siebzig sein?"

„Ei, was nit noch! Sechsundachtzig bin ich. Schon um etliche Wochen drüber hinaus."

Der Arzt hat vom Baden nichts mehr gesagt.

Begegnung mit einem alten Bekannten auf dem Bahnhofe.

Daß ihm zu seinem vortrefflichen Aussehen zu gratulieren sei, war mein Gruß.

„Ach, Aussehen!" antwortete er. „Bin ja doch nicht gesund. Schlaflosigkeit. Die ganzen Nächte schlaflos. Eine Stunde, höchstens eine Stunde schlafen. Nacht für Nacht! Was wollen Sie? Zum Selbstmord wird man reif."

„Das glaube ich Ihnen einfach nicht, Signore!" rief ich aus und war doch erfreut. Wenn der mit einer Stunde Schlaf so brillant aussieht, dann brauchen andere, die zwei bis drei Stunden schlafen können, sich nicht zu ängstigen.

„Auf Ehrenwort!" versicherte er, „höchstens eine Stunde, so zwischen zwei und drei Uhr. Erst so um 6 Uhr früh schlafe ich ein, und dann bis elf Uhr — meistens. Und nach dem Diner ein Verdauungsschläfchen. Ist alles. Aber denken Sie, diese schlaflosen Nächte!"

Hierauf zählte ich an den Fingern ab. Nachts von zwei bis drei: eine Stunde. Früh von sechs bis elf: fünf Stunden. Das Nachmittagsschläfchen: eine Stunde. Macht sieben Stunden.

„Wie lange haben Sie dieses Leiden schon?"

„Weiß Gott. Gewiß schon zehn Jahre!“

„Sagen Sie, wo man diese Krankheit nur bekommen kann, ich möchte sie mir verschreiben.“

„Spotten Sie nicht! Stellen Sie sich vor, was das heißt: die ganzen Nächte schlaflos zu sein.“

„Ja, wollen Sie denn Tag und Nacht schlafen?“

„Entschuldigen. Es ist zum Einsteigen! Sehr gefreut!“

Der Kleinweber im Trimmtal hatte seine Mastkuh verkauft. Beim Fleischer, der auch Wirt ist, trank er ein Glas Wein und ließ sich am Tische das Kuhgeld bar auszahlen!

Nun saßen bei demselben Tische zwei vazierende Schustergesellen und taten kartenspielen. Der eine, der Strickel hieß, war ein Lump, der wöchentlich drei oder vier blaue Montage machte. Als der das viele Geld sah, das der Kleinweber einstrich, sagte er: „Weber! Heut' mußt uns einen Liter zahlen!“

„Kartenspieler verdienen nichts“, antwortete der Weber.

„Eben derohalben“, lachte der andere Schuster, der ein halber Lump war und wöchentlich nur zwei blaue Montage machte, „zwei arme Kartenspieler bitten um eine kleine Gabe!“

Der Kleinweber packte ruhig ein, warf einen verachtenden Blick auf die Wirtshausbrüder und ging davon. Er hatte nach Hause einen ziemlich weiten Weg, es wurde Nacht, aber es schien der Vollmond. Dieser stand nicht gar hoch über den dunklen Bergen, aber auf die Straße legte er ein so schönes weißes Licht, daß der Kleinweber fast wie am hellen Tage dahinmarschieren konnte. Der Mann hatte Sorgfalt. Die eine Hand legte er an die Rocktasche, worin das Geld war, mit der anderen umspannte er fest den Knüppelstock. So

schritt er fürbaß seinem schwarzen Schatten nach, der still vor ihm herging.

Als es zu dunkeln begonnen, hatten die Schustergesellen aufgehört zu spielen, der Halblump ging verdrießlich nach Hause, der Strickel schlich durch den Baumgarten hinaus in den Wald und vom Walde ins Tal, wo die Reichsstraße ging, auf der er kommen mußte, der Kleinweber mit dem Gelde. Er kam auch richtig daher, ganz allein, aber mit dem Knüppel. Der war dem Schustergesellen nicht anheimelnd, er duckte sich hinter einen Busch und ließ den Kleinweber vorübergehen. Dann zog er sein Messer hervor, er hatte eines von eigener Art, ein scharfes, spitzes. Man konnte damit Leder schneiden und Leute umbringen. Am bequemsten von hinten. Rasch zog er die Stiefel aus, barg sie im Busch und huschte in bloßen Strümpfen auf die Straße und mit gezücktem Eisen dem Kleinweber nach. Der betrachtete seinen Schatten, vielleicht dachte er sich dabei was Menschliches. Und plötzlich, da tauchte in diesem Schatten etwas auf, ein gehobener Arm . . . Rasch wendete er sich um und mit wuchtigem Knittelschlag streckte er den Schuster zu Boden.

So hatte es sich auf das allereinfachste begeben. Der Lump konnte nichts leugnen, versuchte es auch gar nicht, selbst als er seine Sprache wieder gefunden. Er hatte nun blaue Montage sieben Jahre lang.

Der Kleinweber im Trimmtal wird ein fermer Mondanbeter bleiben, er nennt den Mond seinen Lebensretter.

In einer der kleinen Erzählungen Eduard Pötzls wird die Frage aufgeworfen, weshalb die Kirche bei Aufstellung der sieben Todsünden nicht auch die Falschheit mit eingeordnet habe? Das ist wirklich auffallend. Bei keiner jener aufgezählten Todsünden läßt sich Falsch-

heit und Lüge unterbringen. Und ist doch dieses Laster ein so furchtbarer Krebsschaden der Seele und der menschlichen Gesellschaft, und ist es doch wie kein anderes dem Teufel verwandt, der bekanntlich Vater der Lüge heißt. Ich beantrage, daß Falschheit und Lüge in den Rang der Todsünden erhoben werde, aber nicht etwa an achter, sondern an erster Stelle.

In aufsteigender Linie der Kultur bin ich für den Fortschritt. In absteigender Linie bin ich gegen den Fortschritt.

Aus Jena die Einladung, dem dort gegründeten Monistenbund beizutreten. Dieser Bund bekämpft den Glauben an geoffenbarte göttliche Wahrheiten, den Glauben an übernatürliche Kräfte und Gewalten, den Glauben an ein himmlisches Jenseits. Und bietet als Ersatz dafür den Glauben an die Naturgesetze, außer denen nichts sein und geschehen könne. — Wozu das? Wenn außer den Naturgesetzen nichts ist, so ist auch der Glaube an Gott und Jenseits — Naturgesetz. Sonst wäre er nicht. Wozu wieder einmal eine Anstalt, um die so natürliche Sehnsucht nach Gott und ewigem Leben aus dem Menschenherzen zu vertilgen? Das wäre eine Sünde gegen die Natur, es wäre ein unmeßbares Verbrechen. Die Freude an Gott, die Hoffnung auf ein besseres Leben kann durch gar nichts ersetzt werden, am wenigsten durch die Vorstellung, daß der Mensch nur ein Teilchen der mechanischen Natur ist, die auf keinen seiner Wünsche Rücksicht nimmt. — Schon gewisse Tätigkeiten der modernen Religionsbewegung, die Person Jesu zu entgöttlichen, ist ein Raubzug in das Seelenleben der Menschheit. Warum uns um ein so großes, fruchtbares Ideal ärmer machen wollen? Wem nützt das was? Denen, die ihren Heiland verlieren? Oder auch nur

denen, die ihn nie geglaubt haben? Ich sehe nicht einen Vorteil, aber unmeßbare Nachteile! Wird denn das irdische Glück größer, wenn man das religiöse Glück aufgibt? Ich verstehe ein Bestreben, das Volk von der Priesterherrschaft zu befreien, aber ich verstehe nicht die Gier, ihm die Religion zu vernichten. Es scheint, daß den wenigen Religionslosen langweilig wird und sie eine größere Gesellschaft haben wollen.

Auf eine Anfrage: Was ich von Goethe gelernt. Unbewußtes vielleicht mehr als Bewußtes. Die deutsche Literatur ist von Goethes Geist durchsättigt, so daß wir alle, wenn schon nicht unmittelbar, so doch mittelbar Goetheaner sind. Als Goethe mir das erstemal begegnete, war ich längst kein Knabe mehr. Dann las ich manches von ihm, was mich gleichgültig ließ; vieles, was mir augenblicklich gefiel, aber nicht haften blieb. Auch sind mir häufig die Goethe-Schulmeister im Wege gestanden, die mit ihren Kommentaren die Unbefangenheit störten. Lange nicht alles von Goethe habe ich gelesen, den Faust jedoch unzähligemal; in dieser Dichtung habe ich meinen Goethe. Je nach meinem Lebensalter war mir der Faust ein anderer. Als der Bauernbursche ihn das erstemal las, war es vor allem der „Zauberer" Faust des Volksmärchens, den er suchte. Der dreißigjährige Bräutigam sah im Vordergrunde den verliebten Faust mit seinem Gretchen. Erst viel später der Erfahrene schaute Fausts Riesenkampf gegen das Gemeine und seinen Sieg. Der Kern der Lehre, die ich aus Faust gezogen, ist nun folgender: Nicht die Wissenschaft rettet uns und nicht die Kunst und nicht das starre Dogma und nicht die Sinnlichkeit und nicht die Abtötung. Einzige Rettung ist der Altruismus, die persönliche Hingabe für das Wohl der Allgemeinheit. Die körperliche Arbeit zur Urbarmachung unserer Erde, die

geistige Arbeit zur Kräftigung und Sittigung der menschlichen Seele — das ist die faustische Riesenaufgabe, die uns allen obliegt, um uns zu erlösen. Wie Goethe selbst seinen Faust meinte, wie andere ihn auslegen, darüber grüble ich nicht. Ich habe ihn zurechtgelegt oder, wenn ihr wollt, umgedichtet nach dem Bedarf meiner Person zur Befestigung und Klärung meiner ursprünglichen Weltanschauung. Und das ist *mein* Anteil an Goethe, dessen ich mir bewußt zu sein glaube. Es dürfte mehr ein angelebter als ein angelesener sein.

In der Zeitung gelesen, daß gestern eine arme Frau auf der Gasse einen größeren Geldbetrag gefunden und denselben schön bei der Polizei abgegeben hat. Solche und ähnliche Nachrichten über brave Handlungen erregen in mir immer ein Frohgefühl, ungefähr wie es andere haben mögen, wenn sie die Neunte Symphonie hören.

Gespräch mit einem praktischen Forstmann über *Waldkultur*. Er teilte nicht meine Befürchtung, daß Übervölkerung, Industrie und Eisenbahnen endlich auch die grüne Steiermark zu einem Karste machen werden. Er gab auch nicht zu, daß der Waldbaum degeneriere. Der Baum könne wie einst Hunderte von Jahren alt werden und so hart und unverwüstlich, daß er hernach als Holzbau wieder Hunderte von Jahren dauere. Nur müßte er in weiteren Abständen gepflanzt werden, so daß er genügend Raum, Luft und Licht hat. Und so, daß jeder Stamm möglichst den Winden und Stürmen ausgesetzt ist; das stärke den Baum schon von Jugend auf. Die Waldkultur sei in Steiermark sehr rege und es sei geplant, daß Wanderlehrer das Volk über Waldzucht und Pflege unterrichten und auch daß der Staat mithelfe, wo arme Kleinbauern die Kosten der Aufforstung nicht zu tragen vermögen. Der gegenwärtige Wald-

bestand des Landes sei weit besser als etwa der vor einem Menschenalter. Aber die furchtbarsten Feinde des Waldes seien das Insekt und die Wildzucht. Gegen Borkenkäfer, Nonnen usw. sei man fast ohnmächtig; eine Waldtodsünde, die der Mensch auf dem Gewissen habe, sei die Jagdliebhaberei. — Nicht einen Baum möchte ich diesem niedrigen Sport geopfert wissen. Und was ist denn Ritterliches an der Jagd? Früher, als es galt, die wilden Tiere auszurotten, ja, da gehörte zur Tierhatz Mut. Heute ist die Jagd für den Jäger ohne alle Gefahr, außer der, von einem ungeschickten Jagdgenossen für einen Hirschen oder Hasen gehalten zu werden.

Es war im südlichen Kärnten, wo ich im Dorfwirtshause einkehrte, um zur Sonntagsnachmittagszeit ein Glas Bier zu trinken. Es gab aber kein Bier, auch keinen Wein. Der Wirt tat zuerst in slowenischer, dann in deutscher Sprache dar, daß bei ihm nur „Schligowitz“ (Branntwein) zu haben sei. Jetzt erst erinnerte ich mich dran, daß die Kärntner den Schnaps gern haben. Aber die Tische der Wirtsstube waren doch fast leer. Nur am Ofen saß ein dickes Weib an ihr Bündel gelehnt und schlummerte etwas verdächtig, während am Rande eines leeren Trinkglases, das vor ihr auf dem Tische stand, Fliegen herumspazierten, ganz langsam, als wären sie schon halb betäubt von dem Dufte, der aus dem Glase etwa noch emporstieg.

Ich hatte mir ein Glas Milch geben lassen und aß Brot dazu. Im Laufe der halben Stunde kamen etwa acht oder zehn Männer und Weiber, Greise und Kinder ins Haus mit großen Glasflaschen, wie man solche sonst zur Versendung von Sauerwasser hat. Der Wirt ging damit in den Keller und füllte die meisten mit einer wasserhellen, andere mit einer gelblichen oder

rubinroten Flüssigkeit. Die Leute bezahlten und gingen mit ihren Flaschen träge davon.

Später, in Klagenfurt, klärte mich ein Freund darüber auf. In den slawischen Gegenden des Landes pflegt man nicht im Wirtshaus zu sitzen und zu trinken. Der Geselligkeitsdrang ist es nicht, der die Leute zum Zechen zusammenführt. Und so lassen der Bauer, die Bäuerin, der Dienstbote, der Holzhauer, der Steinbrecher, die Almerin, der Kühjunge Sonntags ihre Flaschen mit Schnaps füllen, den sie daheim in ihren Kleiderkasten stellen, um gelegentlich sich daran gütlich zu tun. Dieses gelegentlich kommt allerdings des Tages vier-, fünf- oder sechsmal vor und wohl mancher hat das Mißgeschick, daß die Woche länger währt als der Schnaps in der Flasche. Der Samstag ist oft nur erträglich in der Erwartung des Sonntags, wo man den Abbruch einbringen wird. Besuchern des Hauses wird Schnaps aufgewartet. Alle Krankheiten und Schmerzen, alle körperlichen Unbehagen werden mit Schnaps zu heilen gesucht. Und gar mancher soll plötzlich in Krankheit verfallen nur aus dem Grunde, um Schnaps zu bekommen. Selbst sechs- und zehnjährige Kinder bekommen als Belohnung für das „Bravsein“ ein paar Schluck Schnaps. — Viele brennen sich den Schnaps selber, und zwar wird er aus verschiedenerlei Früchten, Pflanzen, Wurzeln und Abfällen bereitet. Alles ist dazu gut genug, was „Geist“ entwickelt.

Leider, daß dieser Geist den anderen ganz erstickt. Die Verkommenheit der Schnäpsler in Kärnten, die sich vorwiegend in der windischen Bevölkerung findet, soll auffallend sein. Aber ich spreche hier nur nach Hörensagen. Die Bekämpfung der Schnapspest in diesem Lande wird mit größerem und auch geringerem Eifer betrieben. Die einen sagen, die Armut dieses Landes sei deshalb so groß, weil man Schnaps trinke. Die

anderen sagen, man trinke deshalb Schnaps, weil die Armut so groß sei. — Es wird wohl beides richtig sein.

Man liest in der Zeitung: Eine der gewagtesten Wetten, die je abgeschlossen wurden, ist der in Chicago lebende Professor Adolf Glück eingegangen. Er hat sich verpflichtet, ein ganzes Jahr hindurch ohne irgendwelche Rücksichtnahme nichts als die reine, unverfälschte Wahrheit zu sagen und jede Lüge, auch die konventionellen, zu vermeiden. Für den Fall seines Unterliegens hat er sein auf 25 000 Dollars bewertetes Haus seinem Nachbar R. Jones verschrieben, der im Gegenfall ein Gleiches leistet. — Das war übereilt von dem Amerikaner. Professor Glück wird die Wette verlieren, denn die Vermeidung jeder konventionellen Lüge im gesellschaftlichen Leben würde ihn mehr als um 25 000 Dollars schädigen. Und er denkt doch an seinen Vorteil. Wenns ihm nicht um Gewinn ginge, könnte er auch ohne Wette stets die Wahrheit sagen. — Übrigens das mit den gesellschaftlichen Lügen ist so 'ne Sache. Wenn du eine Weile mit einer dir widerwärtigen Person zusammen sein mußt, sollst du da der Wahrhaftigkeit freien Lauf und ihr nach Belieben deine Antipathie fühlen lassen? Oder sollst du dich zu überwinden trachten und mit der Person freundlich und gütig sein? Wäre das letztere Heuchelei oder Liebe?

Auf einem verlassenen Schloß wohnt ein Alchimist, der in seiner besten Zeit, während andere harmlos glücklich sind, sich abquält, um das Lebenselixier zu entdecken und den Stein der Weisen zu finden. Endlich in seinem späteren Alter findet er eines Tages beides: Das Lebenselixier und den Stein der Weisen. Jetzt kanns ihm nicht mehr fehlen, er hat ewiges Leben und er hat den Stein, der ihm die größte Weisheit lehrt. Aber an dem

Tage, als er sich durch das Elixier unsterblich gemacht hat, sagt ihm der Stein der Weisen: das größte Glück ist — nicht zu sein. Der Mann, in schwerem Konflikt, macht allerlei Versuche, um dem Stein der Weisen eine andere Antwort zu entlocken. Er hängt ihn an eine goldene Ehrenkette und trägt ihn so um den Hals; der Stein sagt immer noch: das größte Glück ist, nicht zu sein. Dann faßt er den Stein zierlich in einen goldenen Trauring, aber der Stein sagt: das größte Glück ist, nicht zu sein. Endlich schleudert der Mann in Verzweiflung den Stein auf die Straße. Da finden ihn Kinder und spielen mit ihm. Und in Kindeshand vergißt der Stein seine schwermütige Weisheit und sein Glanz ist wie ein heiteres Lachen. Das macht dem alten Mann das Herze warm und er freut sich wieder seines Lebens.

Ist vor kurzem ein Schulmeister brieflich über mich gekommen und hat eines meiner Waldgedichte zerzaust. Dasselbe stand in einem Schullesebuch und stimmte nicht mit der Naturgeschichte. Ich sprach von einer schönen, reifen Frucht des Waldes. Schulmeister: „Falsch, Waldbäume haben keine schönen Früchte!“ Ich: „Der Wald flüstert sich ein Geheimnis in die Ohren!“ Der Schulmeister: „Was nicht noch! Zeigen Sie mir doch einen Wald, der Geheimnisse weiß und Ohren hat!“ Ich sprach „vom Weinen des Waldes“. Er: „Vom Weinen des Waldes habe ich nie etwas gehört, vielleicht meinen Sie, daß bei Regen die Bäume tropfen?“ Ich: „Eine Engelschar flog und trug den Christbaum in die Hütte.“ Er: „Eine ganze Schar? Ja, war denn einer dazu nicht stark genug?“ Ich sprach „von einem Glöcklein, das ewig im Weltenraume klingt“. Er: „Hängt das an einem Glockenstrick oder ist es elektrisch?“ Ich sprach „von der Seele des Waldes“. Er:

„Unsinn! Nur der Mensch hat eine Seele. Wenn Sie den Waldesduft meinen oder sonst etwas, so müssen Sie sich deutlicher ausdrücken. Mein Gott, wie soll man solche Ungereimtheiten den Kindern nur erklären?“ — Der Mann — ein Typus — hat recht, er sprach die volle Wahrheit. Nur möchte so einer um Gotteswillen den Schulkindern nicht Dichtungen „erklären“ wollen! Er bringt damit die Poesie um und an den Kindern das natürliche Verständnis für dieselbe. Ein mir bekannter Mittelschullehrer glossierte Goethes „Über allen Wipfeln ist Ruh'“ wie folgt: „Über allen Wipfeln! Das ist unrichtig. Denn es kann wohl nicht angenommen werden, daß in allen Gegenden und Weltteilen zugleich Windstille herrscht. Dann schreibt Goethe in demselben Gedichte einmal Wipfel und einmal Gipfel, ohne uns klar zu machen, ob er beidemale die Baumspitzen meint oder ob mit Gipfel Berggipfel gemeint sein sollen. Das sind Nachlässigkeiten, die ein Klassiker sich nicht zu Schulden kommen lassen sollte!“ Selbiger Schulmeister führt seinen Schülern auch gerne Schillers Glocke vor als Beispiel, wie man nicht dichten soll! „Wissen Sie, wie viel diese berühmte Glocke falsche Reime hat? Nicht weniger als achtunddreißig. Und erst wie viele hinkende Versfüße! Skandieren Sie nur einmal nach. Es ist einfach ein Skandal!“

Unsere ganze Kulturarbeit besteht darin, daß der Mensch sich vor sich selber schütze. Vor seiner Tierheit, vor seiner Trägheit, vor seiner Bestialität, vor seiner wilden Phantasie. Wir haben keinen größeren Feind als uns selbst. Alles andere zusammen ist uns lange nicht so gefährlich.

Körperliche Gesundheit ist mir nicht immer gesund. Sie bringt Unruhe in die Glieder, sie entwickelt

allzuoft den unbändigen Wandertrieb, der mich von Tal zu Berg, von Berg zu Tal, von Land zu Land jagt. Das ist ein hochgespanntes, fieberhaftes Sein, aber nicht immer ein behagliches und nicht immer ein gedeihliches. Es war hohe Zeit, daß etwas kam, denn ich hatte schon wieder begonnen, die Gesundheit für ein Selbstverständliches zu halten. Nun, seit ein paar Tagen unpaß. Damit zieht Friede ein. Ich freue mich der Ruhe im heimlichen Landhause; der Hang nach fernen Gipfeln und noch ferneren Sommerwölklein ist vergangen; ich sehe, daß all die kleinen Dinge um mich traut und schön sind, daß sie mir genügen. Der Segen eines sanften Leidens ist wieder da — eine Friedensseligkeit ganz eigener Art. Menschenleben, wunderbar! In jeder Ecke lauert ein anderes Ungemach und in jedem Winkel steht ein freundlicher Engel.

Da löst sie sich sanft vom weißen Bettlein der zweijährigen Nichte los und von den weichen Ärmlein, die sich um ihren Hals geschlungen hatten, und geht an das Nordkap! Meine ältere Tochter. Wenn voreinst in meinem Vaterhause jemand einmal eine Reise tat nach dem fünf Stunden fernen Birkfeld, oder nach dem acht Stunden fernen Bruck, oder gar nach Mariazell mit seiner Tagereise! Welch umständliche Vorbereitungen, welch Erzählen nachher eine Woche lang! Und das Mädel macht keine Umstände, geht ruhig fort, strebt gelassen in das Land der Mitternachtssonne und will Ende des Monats in Spitzbergen sein. Mit einer Leipziger Freundin reist sie am „Bord der Prinzessin Viktoria Luise“. Richard Wagners germanische Götter- und Heldensagen-Musik lockt sie nach Norden. Einen Sohn habe ich, den zieht's nach dem sonnigen Süden, wo er schon einmal im Lande der Pharaonen gelandet ist. Einen Schwiegersohn habe ich, den Marinär, der hat

zweimal die Reise um die Welt gemacht und soll demnächst die dritte antreten. Sein Bruder kam erst vor wenigen Tagen aus Japan zurück, erzählt uns davon manchen Abend, ohne übrigens viel Aufhebens zu machen. So weitet sich unsere Welt und so engt sich der Erdball. Ich bin aus Mitteleuropa nicht hinausgekommen. Straßburg, Amsterdam, Rügen, Breslau, Budapest, Ragusa, Neapel und Mont Cenis stehen an den Grenzen der Welt, die ich gesehen habe. Der alte Bodenständler, der außerhalb seiner steirischen Berge und Wälder nicht drei Wochen lang leben kann — in seinen Kindern wächst er weit in den Raum, wie er durch sie in die Zeit, in die Zukunft wächst. So soll ich nun durch die blauen Augen meiner heiteren Tochter das nördliche Eismeer, die Eisbären von Spitzbergen, den Rotschein der Mitternachtssonne schauen.

Gestern, am 24. Juli, hat sich in Wien der Dichter Ferdinand v. Saar durch einen Schuß ins Haupt tödlich verwundet. Heute ist er gestorben. Ein so glücklich veranlagtes Leben und ein solches Ende! Alle die Ehren, die er mit Recht erlebte, haben die Qualen eines unheilbaren körperlichen, vielleicht auch geistigen Leidens nicht aufwiegen können. Saar und ich sind viele Jahre literarisch nebeneinander hergegangen, er auf dem Stadtpflaster, ich auf dem Feldrain, und haben uns persönlich nur ein einzigesmal begegnet. Damals vor dreißig Jahren im winterlichen Schloßgarten zu Frohnleiten. Zwei Stunden lang gingen wir plaudernd hin und her wie gute Bekannte, das erste- und das letztemal. Seither haben wir uns in Prosa und Versen oft geschrieben, besonders auch zu Gedächtnistagen und festlichen Anlässen. In seinen Erzählungen und Gedichten habe ich stets die Form bewundert. Nichts habe ich von Saar gelesen, was mir mißfallen hätte, aber auch

wenig, was mich in jene Glut gebracht, die imstande ist, eine Menschenseele umzuschmelzen. Vor allem zog zu diesem Manne sein lauterer, vornehmer Charakter, sein Freimut und sein Wohlwollen für Mitstrebende. Nur Hamerling gegenüber, so gestand er selbst, ertappte er sich einmal auf einem Bißchen Unmut, als er dieses Dichters „große Erfolge sah, während seine literarischen Werke noch fast ungewürdigt blieben". Da beneidete ein gesunder Mensch einen körperlich so schwer kranken, ein von der vaterländischen Kritik mit hoher Achtung behandelter Poet einen von derselben Kritik heillos verfolgten. Aber dieser „Neid" ging dem edlen Saar wie eine Sünde nach, so lange, bis er sie dem größeren Bruder in Apoll eines Tages brieflich gebeichtet hat.

Ein **Tourist** begegnet einem Holzknecht und frägt, wie weit es wohl noch zu gehen sei bis zur Bärenwandhütte? Wohl noch so ein vier Kilometer weit? „So was, so was", bestätigte treuherzig der Holzknecht, „aber wenn einer gut geht, kann er's schier völlig auch in drei Kilometern dermachen."

Die zwei Enkelknaben gingen mich an, ihnen wieder einmal Zuckerln vom Baume zu zaubern. Denn ich kann zaubern. „Doch heute nicht, Kinder, Zuckerln heute nicht. Aber laßt einmal schauen, ob da auf dem kleinen **Lindenbaum die Kirschen** schon zeitig sind!" Denn ich hatte ihrer im Sack. So schmuggelte ich mir etliche in die hohle Hand, zog mit dem Stockgriff einen Ast nieder. „Ja, ja, Buben, es sind ihrer dran, aber reif sind sie noch nicht. Richtig, da ist auch schon eine reife! Noch eine! die nicht, die ist noch grün; aber die wieder, eine picksüße. Und da noch eine, oh, da gibts viele. Deine Kappe her, Walter!" Und nun pflückte ich vom Lindenbaum rote Kirschen und Kirschen herab, daß die Zweige

schnellten. Die Buben lachten über die unverhoffte Ernte, der Friedel naschte sofort; der Walter stand am Weidenstrauch und rief plötzlich: „Schau, Großvater, da wachsen auch Kirschen!“ Er hatte eine zwischen den Fingern und das Ästlein schnellte auf, als hätte er sie eben davon losgerissen. Ich war entlarvt. Meine Zauberei war aufgelöst. Nichtsdestoweniger muß ich ihnen täglich aus Sandkörnern Kreuzer zaubern, aus Baumblättern Handspiegel, aus Kirschkörnern Taschenmesser, aus Erdkrusten Bleistiften. Trotzdem wollte sich der Wohlstand eigentlich nicht mehren und wenn Großvater fort ist, sind auch allemal die schönen Sachen verschwunden. Der Friedel ist darüber oft groß erstaunt, allein der Bruder belehrt ihn: „Großvater tut uns immer foppen.“ „Poppen!“ meint der Kleine, „Goßvata wieda poppen!“ Und foppen mich weidlich damit, daß sie sich foppen lassen.

Heute, am 28. Juli 1906, sitzt meine Nordlandsreisende auf Spitzbergen. Seit unvordenklichen Zeiten hat sich keines derer von Rosegger so weit verlaufen. Heute sitzt sie in dem nebeligen Kessel der Adventbai, mitten unter Gletschern, deren blasse Wände von den Spitzen und Zinnen schräg niederfallen in das eisgesulzte Meer. Stellenweise starrt das schwarze Gestein hervor — baumlos und graslos, nur ein wenig bemoost, an den fruchtbarsten Stellen mager bestrüppt. Bewohnerschaft: Seehunde, Eisbären, Polarfüchse und Renntiere. Und Seemöven in den frostigen grauen Lüften. Durch die tiefgeschnittenen Fjords herein grinst mitunter das glanzlose Sonnlein, das — einmal höher, einmal niedriger — dieses Polarland umkreist. Morgen wird das Mädel umkehren und so lange fahren und fahren nach den sonnigen Süden, bis sie angelangt sein wird in dem grünen, lieblichen Garten der Steiermark. Und dann sind wir um dreißig Breitegrade größer geworden.

Der Eisenbahnzug war überfüllt. Aus der dritten Klasse stieg ein Trupp italienischer Arbeiter. Nur Einer blieb im Gelaß und rief mir zu, ich sollte zu ihm einsteigen. Es war mein alter Freund B.

„Ja, Alter, wie kommst denn du heute in die dritte Klasse?“ fragte ich einsteigend den Baron.

„Weil sie die vornehmste ist“, antwortete er. „Mache dich bequem und höre.“ Dann erzählte er in seiner raschen, lebhaften Weise. „Eingestiegen bin ich in Selzthal in die erste. Da war ein dicker Herr und eine magere Dame. Beide bespickt mit Goldtrödel. Neben der Frau saß ein junges Mädchen, blaß und krank aussehend und beständig von Husten geplagt. Ob sie die Begleiterin des noblen Paares war oder fremd für sich allein reiste, konnte ich nicht erkennen, denn alle drei waren stumm und teilnahmslos wie die Quabben. Nur daß der dicke Herr sich unermüdlich mit Zigarettenrauchen beschäftigte; war die eine aus, zündete er die andere an. Das kranke Mädchen verhielt sich Mund und Nase mit einem weißen Tüchlein und hustete und hustete. Da erlaubte ich mir höflich zu bemerken, daß das Rauchen im Gelaß verboten ist. Der Dicke warf mir einen verachtenden Blick zu und rauchte weiter. Als der Schaffner vorüberkam, richtete ich an ihn recht laut die Frage, ob das Rauchen im Coupe der ersten Wagenklasse denn gestattet sei?

‚Wenn ein Passagier dagegen Einwand hat, so ist es nicht gestattet‘, beschied der Schaffner. Ich wies auf das hustende Mädchen, da legte dieses einen ängstlichen Blick auf Herrn und Frau und hauchte ganz verschüchtert: ‚Meinetwegen — kann schon geraucht werden.‘

Der Dicke schleuderte mir einen vernichtenden Blick zu, den letzten, und rauchte weiter.

Bei der nächsten Station stieg ich in die zweite Klasse um. In diesem Gelaß saßen ein Herr und vier

Damen, die sehr distinguiert aussahen und lieber im Herrenkoupe reisen mochten, als im Frauenabteil. Die Gesellschaft unterhielt sich auf das lebhafteste und die Unterhaltung bestand in Durchhächelung gemeinsamer abwesender Bekannter. In feineren Anspielungen sowie in deutlicheren Bezeichnungen kamen alle Mängel, Fehler, gesellschaftlichen wie moralischen Schäden der Abwesenden an die Oberfläche. Ich merkte, der Bekanntenkreis dieser eleganten Leute bestand aus lauter Verschwendern, Geizhälsen, Grobianen, Ehebrechern, dunklen Ehrenmännern und Narren, und bat den Schaffner, mich in die dritte Wagenklasse zu überstellen. Hier fand ich die Welschen — fluchend, spuckend, stinkend. Und doch" — so schloß mein Freund seine Mitteilung — „ist von den drei Klassen diese die vornehmste."

Heute plauderte ich auf dem Bergwege lange mit einer alten Bauern-Dienstmagd. Zuerst war sie wortkarg und rückhältig. Endlich, als ich recht in ihrer Mundart sprach, ohne mit Fragen in sie zu dringen, wurde sie zutraulicher und erzählte ganz treuherzig. Sie ist seit 34 Jahren auf dem gleichen Hof bedienstet und arbeitet jeden Tag, auch Feiertags, denn sie ist Stallmagd, von früh bis abends. In ihrer besten Zeit hatte sie sechzehn Gulden Jahrlohn, zwei Paar Schuhe jährlich, zwei Rupfenhemden und einen Zeugkittel vom Bauern. Das übrige hat sie sich selbst zu schaffen. Jetzt, da sie nicht mehr so viel leisten kann, bekommt sie zehn Gulden Jahrlohn. Und doch etwas Erspartes. Vor Jahren hatte sie nämlich einen Ehrenpreis (Dienstbotenprämium) von 50 Gulden erhalten. Das hatte sie in die Sparkasse gelegt und das Sparkassebüchel hat sie ihrem Hausvater zum „Aufheben" gegeben. Wenn sie einmal mit Tod abgeht, gehört es sein. — Von Graz weiß sie nur, daß es „unmöglich weit weg" ist, „sie

sagen, gar mehr als zwei Stunden mit der Eisenbahn." Auf der Eisenbahn ist sie einmal gefahren bis Kindberg. Geht man sonst drei Stunden und ist's nur ein Rutscherl gewesen. „Na, was doch die Leut alles anstellen!" Ferner weiß die Alte noch, daß es auf der Welt ein Militär gibt. Sie hat selber ihren Buben bei den Soldaten gehabt; ob das ihr Liebster oder ihr Sohn war, konnte ich nicht inne werden. Dann weiß sie auch, daß der Kaiser ist, aber wo, daß weiß sie nicht mehr. Die Grenzen der Welt scheint sie sich ungefähr bald hinter Maria-Zell zu denken. Dort ist sie einmal gewesen. Eine ganze Tagereise, „aber Gott, was die Welt weit ist!"

Heute habe ich den 30. Jahrgang des „Heimgarten" vollendet. Ich korregierte den 1800sten Bogen. Seit nahezu einem Menschenalter haben diese Bogen, wovon ich ungefähr die Hälfte auch schrieb, mich begleitet in kranken wie in gesunden Tagen, auf der Reise wie daheim. Wie viele Hoffnung, Anstrengung, Sorge und — Freude! Mein Leben, Trachten und Sehnen und — Irren seit 1876 steht in diesen Blättern verbucht. Wie oft habe ich mich bangend gefragt, ob es auch was tauge? Ob es auch zu was gut ist, all diese oft so persönlichen Dinge in die große Glocke zu schreiben? Viele hören läuten und wissen nicht, woher? Wie unzähligemal ist das mißverstanden worden, wie oft hat's Ärgernis erweckt und Bosheit. Wie viele Gefechte haben stattgefunden, wie viele Meinungen und Vorschläge sind ins Wasser gefallen; und doch ist manche Änderung und Einrichtung entstanden im Lande und in der Ferne, deren Anregung dem „Heimgarten" zugeschrieben wird. Mit gutem Wollen ist die Saat ausgesät worden. — Weiteres steht nicht in meiner Macht.

Heute, am 21. August, nach fünfeinhalbwöchentlicher Abwesenheit ist unsere Nordlandsreisende heimgekehrt. Frisch und munter, ohne Unfall und ohne Abenteuer. Ihre hohen Erwartungen waren weit übertroffen worden von der Herrlichkeit dieser Fahrt. Eine kluge, fröhliche, gleichgesinnte Reisegenossin hat einen übrigen Teil der Reisegesellschaft, der auch in den außerordentlichen Tagen alltäglich geblieben war, erträglich gemacht. Viele gehen nur nach dem Nordkap, um dort Sekt zu trinken, Steine ins Meer zu werfen, sich photographieren zu lassen und Ulk zu treiben. Das Wetter zumeist trübe und neblig gewesen, das Meer oft bewegt, sogar schwerer Seegang. Den größten Eindruck Spitzbergen gemacht mit seiner traulichen, heimlichen Adventbucht. Von einer Nacht dort keine Spur. Fast verloren sie die Tageszeiten und die Reisenden wußten kaum, wann sie hungrig oder schläfrig werden sollten. Den Wald von Spitzbergen hat sie mit heimgebracht — in einer hölzernen Schachtel. Moos. Wieder nach dem Süden, d. h. nach Hamburg zurückgekehrt, kam ihnen die Nacht seltsam, unheimlich vor. Es war so selbstverständlich gewesen, daß es immer licht bleibt. Endlich schwerer Abschied von dem treuen, traulichen Schiffe. — So viel des Allerflüchtigsten, wie man's heimgekehrt in der ersten Stunde erzählt. Ich habe die Weitgereiste eingeladen, für den Heimgarten einen Bericht des Eigenartigsten und Wundersamsten der Nordlandsfahrt zu schreiben. Sie hat's abgelehnt. Sie wolle die Erinnerung an die Reise für sich allein haben.

In Mürzzuschlag entwickelte — ich höre es heute — ein Handwerksmann seine Erdbebentheorie: „Sein tut's halt so: Jetzt die Weltkugel ist einwendig voll Feuer, auswendig hat sie Land und Wasser. Mehr Wasser. Und wenn immereinmal der Meerboden wo

ein Loch kriegt, so gießt Wasser hinein ins Feuer und das dampft wie der Teuxel. Und meint man, die Weltkugel müßt auseinanderspringen wie eine Bomben. Das ist aber derweil noch nit, weil doch allerweil noch zu wenig Wasser hineinkommt; aber ortweis exblundiert schon doch was und reißts allerhand durcheinand und stürzt ein, daß alls kracht und fibert. Schaut's, und daher kommt s Erdbiben. Wird man auch wissen, wegen warum grad naheb vom Meer so viel Erdbiben sind."

Bestätigte ein anderer: „Däs is nit sa dumm."

Als ich heute abends durch die Waldschluchten ging, um den Bauschilling für das neuerbaute Waldschulhaus abzuliefern — es wurde schon dunkel — sprang aus dem Gebüsch ein Mann hervor und mit geschwungenem Knüttel forderte er mir das Geld ab. Ich wollte mich zuerst wehren, da gabs einen Schlag auf den Arm, der weiter nicht weh tat, nur rühren konnte ich den Arm nicht mehr. Ich ließ das Geld fahren und trachtete weiter zu kommen, trotzdem auch die Beine an der Erde zu kleben schienen. Der Räuber verfolgte mich aber, drohte mir, rief mir nach, daß ich auf ihn warten solle, er hätte mir was aufzutragen. Als er mich eingeholt hatte, zog er die Brieftasche hervor, die er mir eben abgenommen hatte, und bat mich, ich möchte so gut sein und dieses Geld in der steiermärkischen Sparkasse für ihn anlegen, da er so selten nach Graz komme. Ich erklärte mich zu dieser Gefälligkeit gerne bereit und hatte nur meine Sorge, wie ich es zur Zufriedenheit des Auftraggebers ausführen würde.

Solche Träume sind doch wert, angemerkt zu werden.

Kam heute eine Bürgersfrau aus Niederösterreich zu mir, setzte sich an den Gartentisch. Es sei ihr achtjähriges Töchterchen gestorben, sie wolle ihm einen Grab-

stein setzen, und ob ich nicht so gut sein möchte, eine Grabschrift zu dichten. Meine Antwort, daß ich derlei nicht triebe, daß ich selbst für meine verstorbenen Verwandten nichts dichtete, vielmehr dafür sei, als Grabschriften passende Verse aus der Bibel oder irgendeinen schönen alten Spruch zu wählen. Da wüßte ich z. B. einen, der sehr schön sei:

„Was wir bergen
In den Särgen,
Ist der Erde Kleid,
Was wir lieben
Ist geblieben,
Bleibt in Ewigkeit.“

Die Frau schüttelte den Kopf. Gefiele ihr nicht recht, käme von ihrem Kinde nichts darin vor. — Im nahen Felde war eine Magd beschäftigt, Erdäpfel auszugraben. Die mußte das Anliegen der Frau gehört haben. Sie richtete sich auf, stützte sich auf den Spatenstiel und sagte: „Ich tät wohl eins wissen, so ein Friedhofsprüchel, ein schönes. Wartens, wie gehts denn? Ja richtig, ich weiß schon:

„Hier in diesem Rosengarten
Tu ich auf meine Eltern warten.“

Das war recht, das schrieb sich die Frau sogleich in ihr Brieftäschchen. Mein vorgeschlagener Spruch war ihr zu wenig einfach, zu wenig persönlich, zu wenig sinnlich gewesen. Aber umsonst war sie doch nicht gegangen zum „Dichterhaus“; was der Herr nicht kann, das kann die Magd.

Kam eine fremde Dame zu mir. Recht stattlich und tüchtig herausgeputzt. Wir saßen uns eine halbe Stunde gegenüber und wußten nichts rechtes miteinander anzufangen. Endlich rückte ich ein wenig meinen Stuhl, weil ich unbequem saß. Da meinte sie etwas pikiert: „Mir scheint, ich störe. Offen gesagt, ich wollte mich

eine Weile hier aufhalten und vielleicht manchmal den Herrn Dichter begleiten auf seinen Ausflügen." „Meine Gnädige, damit ist es nichts. Ich muß stets allein gehen, darf unterwegs nicht sprechen." Sie: „Nun, das könnte ja ich tun." Meine Verneigung: „Davon bin ich überzeugt. Aber ich kann beim Gehen auch nicht zuhören." Sie: „Also mit einem Wort — ich bin abgelehnt. Vielleicht wüßten Sie mir dann einen andern Dichter." Ich: „Mein Himmel, Dichter genug. Aber die Herren pflegen schon ihre bestimmte Begleitung zu haben. Oder unterhalten sich unterwegs mit Frau Muse." Sie: „Frau Muse? Eine gute Bekannte wahrscheinlich?" Ich: „So ist es!" — Nach einem Weilchen wieder die Dame: „Also hätte ich die Reise hierher umsonst gemacht." Das bedauerte ich, damit war das Gespräch erschöpft. Als sie noch ersucht wurde, sich ins Fremdenbuch zu schreiben, lehnte sie das ab und rauschte lebhaft zur Tür hinaus.

„Während Sie Besuche machen oder Besuche empfangen, arbeitet Ihre Fabrik ununterbrochen fort. Wenn aber ich Besuche mache oder empfange, steht mein Werkel still." — So sagte ich heute zu einem Industriellen, der gerne zu mir kommt und sich beklagt über meine seltenen Besuche bei ihm: „Wenn bei mir hundertfünfzig Leute dichteten, wie bei Ihnen hundertfünfzig Leute schmieden, während Sie persönlich der Gesellschaft leben können, dann könnte ich's auch tun. Was würden Sie sagen, wenn, so oft Sie Besuch machen oder Besuch empfangen, derweil allemal Ihre Fabrik still stünde?" Erst schaut er mich verblüfft an, dann sagt er: „Es ist wahr, an das habe ich nicht gedacht. So ein Schriftsteller muß alles persönlich machen, für ihn arbeitet kein Mensch. An das habe ich nicht gedacht." Erst ins Handwerksmäßige muß man die Sache übersetzen, bis

sie es fassen können, was bei einem persönlich geistig Arbeitenden die Sammlung bedeutet.

Wer im schönen Oberösterreicherland reist, der kommt viel mit Geistlichen zusammen, Ordensgeistlichen wie Weltgeistlichen. Einen oder zwei gibt es in jedem Zuge. So fuhr ich vor kurzem auf einer oberösterreichischen Lokalbahn im Abteil mit drei Landgeistlichen. Wir unterhielten uns trefflich, sprachen über Politik, Literatur und soziale Einrichtungen, und die Herren hatten nach meiner Ansicht ganz vernünftige Meinungen. Dann kamen wir auch ins Scherzen, ins Anekdotenerzählen, es wurde urgemütlich. Da war es, daß an einem Bahnhofe Leute standen, Männer und Frauen, die immer auf unser Fenster guckten und als der Zug abging, auf einmal anhuben, Tücher zu schwenken und meinen Namen zu rufen. Meine drei Reisegenossen waren anfangs verblüfft. Sie bekamen mißtrauische Blicke, murmelten unter sich, rückten etwas beiseite und verstummten. Mein bescheidener Name hatte sie so erschreckt. Sie denken, dachte ich, an das „Linzer Volksblatt", das mich vor Jahren in langen Artikeln ungefähr als den ††† bezeichnet hatte, und ich fürchtete, einer von ihnen würde plötzlich ein Kreuz schlagen, worauf ich eilig mit Hinterlassung eines widerlichen Geruches hätte verduften müssen.

Aus unserem Dorfe reiste gestern eine Mutter mit ihren zwei Söhnlein von vier und fünf Jahren fort nach Amerika, wo der Vater, ein Arbeiter, der ihnen vor einigen Monaten vorausgereist ist, ihrer harrt. Seine Briefe, in denen er Weib und Kind auffordert nachzukommen, sind vage und ohne weitere Reisevorschrift. Die Frau weiß bloß seine Adresse, sonst gar nichts, hat von Mutter und ihrem verkauften Eigentum ein paar hun-

dert Gulden und so gehts nun kindlich sorglos in die weite Welt. Die alte Mutter daheim, ein armes Weib, sieht ihre Kinder und Enkel fortziehen mit der völligen Gewißheit, daß sie sie nie wiedersieht. Aber sie bleibt ruhig und weint nur, wenn sie allein ist. Vor solcher Heldenhaftigkeit muß sich einer schämen, der schon ungeduldig wird, wenn er seine Kinder und Enkel einmal ein paar Wochen lang nicht sieht. Ich sitze wohlbehalten im Vaterlande und leide schon heute an dem Heimweh, das jene Ausgewanderten haben werden dort, wenn sie zurückdenken an die deutsche Heimat.

„Zu beneiden, wer zur Zeit der französischen Revolution gelebt hat!" sagte heute jemand in unserem Kreise. „Damals muß doch die ganze Welt in höchster Erregung gewesen sein." „Das ist sie nicht gewesen", sagte ein anderer. „Oder ist sie's denn heute? Wir erleben in der Gegenwart doch die furchtbarste Revolution, die an Vehemenz und Ausdehnung jene Frankreichs weit übertrifft. Wir nehmen kein Blatt zur Hand, ohne die Berichte von gräßlichen Massenmorden in den russischen Städten zu erwarten, wir sind täglich gefaßt auf die Nachricht von der Ermordung irgend eines Staatsoberhauptes und noch Ungeheuerlicheres, und gehen mit der größten Ruhe und Gleichmäßigkeit unseren Geschäften, unseren Vergnügungen nach. Und doch ist es ein Nachbarreich, in dem die große Revolution wütet." „Nun ja", sagte der eine, „jetzt sind wir an Revolutionen eben gewöhnt. Damals aber war es die erste und deshalb zitterte die Menschheit." Der andere: „Freund, die Menschheit zittert nie. Mitten in größter Wirrnis und allem Unheil läuft immer noch die Masse ihren gewöhnlichen Trott. Das weiß nur der, so einmal mit dabei war. Gewiß wird nach hundert Jahren jemand sein, der uns beneidet, Zeitgenossen der größten

Revolution gewesen zu sein, während er jedenfalls weit mehr von dieser Revolution erfährt und weiß als wir, die nächsten Nachbarn und Mitlebenden. Erst unsere Enkel werden die jetzige russische Revolution kennen lernen."

Heute verlebte ich in Mürzzuschlag eine Stunde mit dem Oberhofprediger Dr. B. Rogge aus Potsdam. Das ist der Mann, der am 18. Jänner 1871 im Thronsaal zu Versailles bei der Kaiserproklamation den Festgottesdienst hielt. Seit Jahren verkehrte ich, wenn zumeist auch nur brieflich, mit Rogge, ohne zu wissen, mit welch geschichtlich interessanter Persönlichkeit ich zu tun hatte. Heute nun erzählte er in einem traulichen Kreise von Gesinnungsgenossen, wie es an jenem Tage in jenem Thronsaale zuging. König Wilhelm hatte ihn rufen lassen: „Mein lieber Rogge, nun soll es sein, daß ich diesen unglückseligen Titel (deutscher Kaiser) annehme. Ich habe mich sehr dagegen gewehrt und hatte gemeint, das soll erst meinem Sohne geschehen. Nun, in Gottesnamen, wie die Dinge einmal stehen, kann ich nicht ablehnen. Dann müssen Sie eben, lieber Pastor, dabei sein und zu Beginn der Feier einen Gottesdienst halten." „Gestatten Majestät die Bemerkung, daß ich ganz unvorbereitet bin." „Sie sollen auch keine Rede halten; nur eine Gebetsandacht. Die Feier findet im Thronsaale statt. Das Nähere wird Ihnen der Kronprinz, der die Festordnung überwacht, bekanntgeben." Rogge besichtigte nachher mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm den Thronsaal. An der Stelle, wo der Thron der französischen Könige gestanden, sollte nun der Altar stehen, der aus einem Tische des Arbeitszimmers Ludwig XIV. erbaut wurde. Gerade darüber an der Wand ragten die Figuren griechischer Göttinnen. Dagegen äußerte Rogge Bedenken. „Wir wollen die Damen mit einer

Orangerie vermauern,“ sagte der Kronprinz. So wurde nun der weltgeschichtliche Moment mit einem einfachen, deutschen Gebete eingeleitet, in welchem das erstemal aus offiziellem Munde das Wort „deutscher Kaiser“ zum öffentlichen Ausdrucke kam. Nach demselben verlas Bismarck in Anwesenheit der deutschen Fürsten die Proklamation. Schon ein paar Wochen früher hatte Bismarck in einem französischen Schloß halb im Spaß geäußert, er sehe nicht ein, was daran hindere, daß gleich an Ort und Stelle Wilhelm zum deutschen Kaiser und zum König von Frankreich ausgerufen werde. — Solcherlei von einem Manne, der dabei gewesen, erzählen zu hören, war für uns ein Erlebnis. Weit schon scheint die herrliche Zeit zurück zu sein, und doch steht der Mann, der über Kaiser und Reich den ersten Segen gesprochen, jetzt in einem Alter, in dem er noch frisch und fröhlich unsere Steiermark durchwandern kann.

Der herbstliche Garten war eine üppig prangende, blühende Wildnis. Die Blumen und Rosen wiegten sanft auf und nieder, denn jede war belastet mit Bienengruppen, die emsig Wachs und Honig sogen, um sie in ihren Gehäusen zu sammeln und einzuordnen. Sie arbeiteten ohne Unterlaß vom frühen Morgen bis zum Abend, eine unermüdliche Lebensfroheit und Sammelfreudigkeit machte ihnen die Arbeit zum höchsten Genuß. — Im Gartensalon saß die Herrschaft und beriet über das nächste Fest. Die Forellen, die Hummern, die Trüffeln, der Bordeau, der Sekt und Ähnliches waren bald abgetan, das waren ständige Dinge. Doch ob die neuen arabischen Pferde rechtzeitig ankommen würden, und die Toilette aus Paris und anderlei Exotisches, das sich ziemt, wenn ein solches Haus solche Gäste empfängt — das war die Frage. — Plötzlich flog durch das Fenster eine Biene herein, summte ein Weilchen fein um die

Häupter der Herrschaft herum und stach die Frau in die Nase. Sie war wütend und wollte das Tier erschlagen, wenn es nicht schon dahingewesen wäre. Sie hatte es nicht verstanden, was die Biene gemeint, an was sie mahnen wollte. —

Und ein Weilchen später, da war der Schloßgarten überfüllt von Leuten. Jeder Gassenbub durfte heute da herumtreten auf den Gartenbeeten. Es war große Vergantung. Die „Herrschaft“ war durch den rückwärtigen Hof davongefahren auf einem alten Einspännerwagen. Die Bienenkörbe des nahen Maierhofes standen gestrotzt voll Wachs und Honig. Eines Tages waren auch die Bienen bettelarm, denn der Bauer hatte ihre Körbe plündern lassen. Aber im Frühlinge beginnen sie mit der gleichen Emsigkeit und Freudigkeit wieder zu sammeln. Und jene „Herrschaft“ wartet auf den nächsten Glücksfall, um genußgierig die ihr etwa in den Schoß gefallenen Güter neuerdings flott zerstreuen zu können.

An einem Totenbette. Was mir an dem Sterben stets das Unheimlichste ist, was mir immer von neuem den Ruf entlockt: Unfaßbar, unfaßbar! das ist — die Form des Sterbens, des gewöhnlichen Sterbens, daß diese ungeheuerlichste aller Veränderungen im Augenblicke eigentlich keine äußere Veränderung zeigt. Noch lag der Sterbende da, ruhig, unbeweglich, mit halb offenen Augen. Er lebte noch, er atmete, er konnte uns noch einen Blick zuwerfen, vielleicht noch ein Wort stammeln, ja möglicherweise noch einmal zu sich kommen und genesen. Er war noch unser, der geliebte Mensch. Jetzt liegt er ebenso da, ruhig, unbeweglich, mit halb offenen Augen. Und er atmet nicht mehr, er lebt nicht mehr. Er ist kein Mensch mehr, nur eine Sache, die man Leiche nennt. Und die von jetzt ab wie eine Sache behandelt wird, die zu nichts, zu gar nichts mehr nütze

ist. Etwas Urgewaltiges ist geschehen — aber ganz unauffällig ist es vor sich gegangen. Diese gelassene, ich möchte sagen schlichte Weise des Sterbens ist es, die mich wahnsinnig machen könnte. Wenn die menschliche Gestalt, die eben noch lebend da war, durch den Tod uns plötzlich fortgenommen würde, daß keine Spur mehr davon zurückbliebe, ich fände es faßlicher, als das Daliegen dieser erkaltenden, erstarrenden Form, die erst noch ein geliebtes, uns liebendes Menschenwesen war, das noch daliegt und doch unerreichbar ist für ewig. Aber so unbeschreiblich als diese in einer einzigen Minute vor sich gegangene Wandlung ist, so unbeschreiblich sind unsere Empfindungen darüber. Und ich Tor habe versucht, sie in Worten anzudeuten.

Als ich die Bergstraße hinanging, sah ich, wie vor dem Paßwirtshaus zwei Pferde mit Wagen standen und ein etwa fünfjähriger Knabe, das Wirtssöhnlein, sollte am Leitriemen die unruhigen Tiere festhalten. Das Büblein wurde mit fortgerissen und war in Gefahr, unter die Räder zu kommen. Ich nahm ihm den Riemen aus der Hand und stieg, um herrschen zu können, auf die Hafersäcke, die im Wagen waren. „Wo ist der Fuhrmann?“ „Im Haus“, antwortete der Kleine. „So geh' und sage ihm, er solle schnell zu seinen Pferden kommen!“ Denn auch mir wollten sie nicht parieren, doch dachte ich, man dürfe sie nicht allein lassen. Der Fuhrmann kam aber nicht heraus, die Tiere ließen sich nicht mehr halten und trabten mit mir davon. So ging's holperig, aber schnell wegabwärts, ich mit aller Kraft, aber vergebens am Riemen zurückzerrend. Diese Bestien hatten keine Flügel und doch will ich lieber den Pegasus bändigen. So war ich plötzlich zu Roß und Wagen gekommen, aber wohin geht's jetzt? Was wird jetzt? Der alte Wegmacher begegnete mir und lüpfte

lachend die Kappe vor dem flotten Fuhrwerk. „Pack's Roß!" rief ich ihm zu, da nickte er beifällig und war hinter mir. Der Mann ist ja schwerhörig. Die Pferde mußten schon Heimgier haben, sie trabten immer munterer, es ging scharf abwärts, ich fand zuerst die Schleifschraube nicht, dann konnte ich sie nicht handhaben, heftig schnellte es mich auf den Haferbündeln hin und her. Ich sah schon allerlei Möglichkeiten, da begegnete mir an der Reide der Kohlenführer Patritz. Der merkte sofort, daß das kein Geschäft und kein Sport war, er fiel den Pferden in den Zaum und brachte sie zum Stehen. Er hatte noch die Barmherzigkeit, bei mir zu bleiben, bis endlich der Eigentümer meines Fuhrwerkes fluchend nachkam. „Was gehn denn Ihna meine Rösser an!" rief er zornig, riß mir den Riemen aus der Hand und fuhr davon. Das war in Ordnung, so einen Dank ungefähr hatte ich erwartet. Dann nahm Patritz mich auf seinen Kohlenwagen und bergan ging es wesentlich langsamer als bergab. „Ich kann's halt nit so gut wie du!" spottete der Patritz.

Heute fand ich in meinen alten Schriften ein gewaltiges Drama. Vor sechsunddreißig Jahren hätte das aufgeführt werden sollen. Es ist sehr kraftgenialisch und staatsgefährlich. Die Zensur hat manche Seite, die eigentlich die schönste war, durchkreuzt. Unter anderem auch in einem grandiosen Satze die Worte: Gott weiß es! gestrichen. Darüber hatte ich damals mit dem Polizeibeamten eine Unterhaltung gehabt. Der wohlwollende Mann machte aufmerksam, daß der Ausdruck in dem sonst profanen Stücke eine Gotteslästerung bedeute, er riet mir dafür zu setzen: Der Himmel weiß es. Dagegen erlaubte ich mir die Bemerkung, daß der Himmel an sich nichts wissen könne, weil er keine Person sei. Das gab der einsichtsvolle Beamte zu und sagte:

„So nennen Sie irgend jemand!“ Darauf ich übermütig: „So dürfte es, um alle Blasphemie zu vermeiden, vielleicht heißen: Der Polizeirat weiß es? Denn der Herr Polizeirat wissen es jetzt ja wirklich.“ Achselzuckend antwortete er: „Dagegen habe ich nichts einzuwenden.“ So hat hernach der betreffende Satz gelautet: „Wenn es Wahrheit ist, daß die Kanaille mir untreu ward, so — der Herr Polizeirat weiß es — ersteche ich sie wie ein Kalb!“

’s ist wirklich so, die alte Welt geht unter. Ich erschrak nicht wenig. Die Bauern verkaufen ihre Götter. Eine ältliche Bäuerin, gutmütig und bieder nach altem Schlage, fromm und freundlich und ein wenig schlau dabei, die seit Jahren Eier ins Haus brachte, die kam heute mit einem verhüllten Korb zum Nachbar. Eier habe sie diesmal nicht. Also Obst? Auch Obst nicht. Es sei was anderes. Sie habe gehört, daß die Frau so alte Sachen zusammenkaufe. — Ob es Zinn sei? — Nein, Zinn sei es nicht, wenn es Zinn sein müsse, dann sei sie schon nicht an der rechten Tür. Eine alte Mutter-Gottes wär’s halt. Sie tat ein aus Holz geschnitztes Bild hervor, die Maria mit dem Kinde. Ganz ähnlich, wie das Gnadenbild in Mariazell, auch von derselben Größe. Die Maria rot angestrichen, das Kind grün; beide auf dem Haupte Krönlein. Eine alte, unbehilfliche Schnitzerei. Ja, woher sie dieses Bild habe? Mein Gott, bei ihnen daheim in der alten Hauskapelle sei es gestanden, gewiß schon hundert Jahre; ihr Großvater und Urgroßvater hätten schon ihren Rosenkranz davor gebetet. Jetzt, weil die Kapelle zusammenfalle, wolle sie das Bild vergeben. Was sie dafür haben wolle? „O du mein, was wird denn solch ein altes Figurl wert sein. Viel Schönes sei nit dran. So an vierzig Kreuzer habe sie gedacht; nun, was man halt geben wolle. Die

Frau gab der Bäuerin für das Bild einen Gulden. Erst, dünkt mich, hat die Bäuerin ein wenig gestutzt darüber, daß solches Bild so gut bewertet wurde. Hatte sie doch gemeint, es wäre wertlos. Wenn die Frau einen Gulden dafür gibt, ist es sicher noch mehr wert. Sie sagte nichts, aber man merkte ihr an, daß sie sich für übervorteilt hielt. Etwas ungleich ging sie davon, doch von dem Gemütswert dieser uralten geweihten Hausstatue scheint ihr nichts eingefallen zu sein. Das Bildnis wurde in einen Wandwinkel gestellt, zwischen profane Dinge hinein. Ich stehe davor und betrachte es und bin nachdenklich. Ein wunderliches Zeichen der Zeit. Sie verkaufen ihre Götter . . .

Kam da ein Jüngling zu mir und überreichte mir mit der Aufregung eines zuversichtlichen Hochgefühles — Gedichte. Das eine, welches er mir als das allerbeste bezeichnete, lautet kurz und gut:

„Du sollst nicht müßiggehen,
Du sollst arbeiten gut,
Das will Gott so
Und machet frisches Blut.“

Ein zweites steht dem nicht nach:

„Redlichkeit ist ein Pflicht,
Drum sollst du nicht betrügen,
Auch sollst du nicht schimpfen,
Auch sollst du nicht lügen.“

So ähnlich alle anderen.

Da sagte ich: „Sie bekunden eine rechtschaffene Gesinnung, doch Poesie ist das nicht.“ „Aber“, erlaubte der Jüngling bescheiden einzureden, „von rechtschaffener Gesinnung kann man halt nicht leben.“ „Von Poesie noch weniger.“ „Ja!“ rief er fast auffahrend, „soll ich denn dichten, daß man müßiggehen soll? Daß man lügen und betrügen soll?“ „Freund, Sie sollen gar nicht dichten.“ Als er abtretend in der Tür stand, rief er

noch zurück: „Die Konkurrenz fürchtet man, deshalb will man mich nicht aufkommen lassen." „Auch sollst du nicht schimpfen!" zitierte ich ihn. — Noch so jung und schon zitiert!

Mit den Büchern geht es mir so wie mit den Menschen: Das einzelne habe ich gern, die Menge mag ich nicht. Im Wohnzimmer ringsum die Wände voll Bücher sind mir ein Greuel, eins schlägt das andere; jedes wendet mir den Rücken zu, möchte aber doch gelesen sein. Und während man das eine liest, denkt man schon zerstreut an andere. Habe auch nie verstanden, wie man in einem Bibliothekzimmer lesen kann. So wenig, wie in einem Keller trinken. Und nichts ist für mich körperlich so anstrengend, als das Hantieren mit Büchern, man saugt dabei nicht ihren Geist ein, nur ihren Staub. Das wäre noch mein Ideal: Einen einzigen Bücherkasten mit etwa hundert Büchern; jedes hat seinen traulichen Platz, mit jedem ist man befreundet — und neue Bekanntschaften will man kaum mehr machen. So habe ich mir heute vorgenommen, einmal Bücher auszumustern, alle, zu denen man in keinem besonderen Verhältnisse steht, fortzugeben. „Die besseren zu verkaufen, die schlechteren an Volksbibliotheken zu verschenken", wie ein anwesender Menschenfreund riet. Nun wollte ich von meinen tausend Büchern so viele ausscheiden, bis mir nur meine wenigen Lieblingsbücher blieben; die mir bisher so viel waren, sie sollen meine Kameraden bleiben bis ans Ende. Aber nun gebt acht: Als ich ein Buch ums andere aus dem Kasten nahm und es ansah, aufschlug, da war mir's allemal: Um das ist's schade, das ist eigentlich ein ganz hübsches Buch; einmal wird man's schon lesen; ja, man sollte eigentlich gleich drangehen. Ich stellte es wieder in den Schrank. Und so erging es mir mit den allermeisten; etwa ein

Dutzend Bände wurden ausgestoßen, alle anderen blieben in den Kästen und werden mich ärgern und plagen, und gelesen werden sie wahrscheinlich niemals. Jedes einzelne der Bücher, wie wertvoll, wie unschätzbar, wenn es das einzige wäre, das man besitzt! — So geht es uns auch mit den Menschen, der einzelne als Freund, wie unschätzbar! Jeder an sich könnte es unter Umständen sein, in jedem sind für den, der sie zu heben versteht, Schätze verborgen. Man darf keinen verwerfen. Und weil man den einzelnen nicht verwerfen kann, muß man die Menge ertragen.

Stand ich vor einer Zeitungspresse und hörte dem energischen Geräusch zu, womit sie die Blätter druckte und hinwarf. Warum denn so heftig und laut? Ach ja, du bist ja der Kanzelredner, der große Prediger unserer Zeit. Die Worte, die du jetzt so leidenschaftlich hervorstoßest, hallen in wenigen Stunden durch das ganze Land. Du predigst in den Wirtshäusern, in den Kaffeehäusern, in den Straßenwagen, auf den Eisenbahnen, in den Privathäusern und mächtig auf allen Marktplätzen. Wo ihrer im Geschäfte, in Vereinen, in Geselligkeit mehrere beisammen sind, bist du mitten unter ihnen und predigst. Und nicht wie auf der Kirchenkanzel verhallt dein Wort, kaum daß es gesprochen ist; was im Gedächtnisse des gierigen Lesers nicht haften bleibt, das haftet auf dem Papier, und wer es nur anschaut, dem predigst du fort und fort. Und predigst Tag für Tag ohne Ruh und Rast. Aber was, du gewaltiger, allgegenwärtiger Kanzelredner, was ist es denn, das du predigst? Es ist vom Tage und für den Tag. Könnte es nicht vom Tage für das Jahrhundert sein? Der Tag braucht freilich auch sein Wort, so wie selbst in der Kirche an die Predigt schließend der Tages- und Wochenplan der Gemeinde verkündet wird. Predige du aber doch auch das Be-

ständige, das Hohe und Unsterbliche. Predige nicht immer Geld und Macht und Eigennutz, nicht immer Genuß und Ergötzung, nicht immer Zank und Streit zwischen den Menschen. Predige in die Köpfe hinein geistiges Leben, predige in die Herzen hinein glühende Tatkraft und Liebe. Eine Liebe, die für den Tag sich betätigt, die aber so groß ist, daß sie hinausreicht über den Tag, über die Partei, über den Staat, über die Nation. Dein Journal über unsere Zeit — bedenke es — soll ein Blatt der Weltgeschichte sein, und ein Lehrer der Welt. Es wird gesagt, daß der Apostel Paulus, wenn er heute lebte, Journalist geworden wäre. Daraus läßt sich folgern, daß der Journalist von heute ein Apostel Paulus sein soll.

Heute habe ich eine ordentliche Dummheit gemacht. Unter Bildern kramend fand ich seine Photographie. — Ei, der alte, liebe Kerl! dachte ich, von dem habe ich auch schon lange nichts mehr gehört, dem muß ich doch schreiben. Und schrieb auf eine Postkarte einige vom Herzen kommenden Worte. Und später, als die Karte schon im Briefkasten ist, fällt es mir ein: Dieser Mensch, *auf den bist du ja bös!* Der hat dich ja schwer beleidigt damals; hast dir vorgenommen, ihm nie wieder ein Wort zu gönnen. — Ich eile auf die Post. Ob eine gewisse Postkarte mit so und so und an so und so noch zurückgenommen werden könne? Leider nicht. Schon abgegangen. Na, g'horsamer Diener, was wird sich der von mir denken? Daß ich jetzt auf einmal wieder um seine Freundschaft buhle, nachdem ich seit einem Jahre so großartig den Beleidigten gespielt. Dieses Hundegedächtnis! Der wird's nicht schlecht ausnützen. Mich wurmt es ganz abscheulich.

Es klopft. Noch vor dem „Herein“ geht die Tür auf, er eilt auf mich zu, fällt mir um den Hals, küßt

mich heftig und in den Augen steht ihm das Wasser. Mein „Feind“ ist's, dem ich vor einigen Tagen irrtümlich die freundliche Karte geschrieben. „Du guter, du edler Mensch!“ sagte er schluchzend. „Du weißt nicht, wie mir war, die Zeit her und hundertmal habe ich's bei mir bereut. Aber um Verzeihung zu bitten — ein viel zu dummer Stolz. Hab Dank, hab Dank, das du den Bann gebrochen hast.“ — „Aber Mensch!“ rief ich lachend, „es ist ja nur aus Versehen geschehen. Ich hab's einfach vergessen gehabt, daß wir so böse aufeinander sind. Daraus siehst du, daß die Geschichte nie tief gesessen sein kann. Sonst könnte ich's nicht getan haben; da bin schon auch ich ein Hartgesottener. — Bei meiner Treu', jetzt freut's mich wieder! Grüß dich Gott!“

Den Einladungen aus fernen Städten, dort Vorlesungen zu halten, sind häufig prophetische Schilderungen beigefügt von Ehrungen, die mich dort erwarten sollen. „Wir können Sie eines riesigen Beifalls versichern.“ „Das Volk wird Sie auf den Händen tragen.“ „Die Presse wird Ihnen begeisterten Empfang bereiten.“ „Auch im Theater wird eine Huldigung geplant.“ „Ein Festbankett soll Gelegenheit geben, um Ihnen zu zeigen“ usw. — Die Liebenswürdigen! Wenn schon sonst die Möglichkeit vorhanden wäre, die Einladungen anzunehmen, solche Bevorstehungen müßten mich ganz unfehlbar abschrecken. Ich bin ja dankbar erfreut über die Sympathien, die ich etwa genieße, Personenkultus aber ist etwas, dem ich meilenweit ausweiche. — Ich komme nicht.

Sind zwei Knaben zum Falle gekommen. Die Ursachen waren die gleichen: Steine des Anstoßes; die Wirkungen waren verschieden. Auf meinem Spaziergange war ich fernstehender Zuschauer, wie ein etwa vierjähriges Knäblein auf dem Wege stolperte und hinfiel. Der Vater,

„besseren Ständen" angehörig, hob es zärtlich auf, überschüttete es mit Worten des Mitleids und trug es auf den Armen weiter. Der Knabe weinte kläglich, obschon ihm gar nichts geschehen war, aber er erbarmte sich so sehr. Der zweite Fall war so: Das etwa dreijährige Bübel fiel auf den Weg, die Mutter, ein Weib aus dem „Volke", eilte herbei, schalt den Kleinen tüchtig aus, daß er nicht achtgeben könne und versetzte ihm, daß er sich's merke, mit der flachen Hand ein paar auf den Hinterteil. Der Knabe stand eilig auf und blieb ruhig, obschon ihm die Nase blutete. Anfangs fand ich es roh von dem Weibe, nachher leuchtete mir ein, daß sie vielleicht erziehlicher gehandelt hatte als jener Vater, der das Kind nur sentimental macht. Das Richtige hat nach meiner Meinung keines getan. Bei Kindern sollte man derlei kleine Unfälle am besten gar nicht beachten. Die Kleinen stehen schon selber wieder auf und lernen auf sich am sichersten achtgeben und nicht weichlich sein, wenn sie wissen, daß sich um sie in solchen Sachen niemand kümmert.

Mancher Mensch — besonders wohlhabenden Leuten passiert es — läuft Gefahr, daß er in Stumpfheit und Mißmut verfällt, in ein schweres und beständiges seelisches Unbehagen, das man „Nervosität" oder auch anders benennt. Solche Leute zerfallen zuerst mit den allgemeinen Idealen, dann mit den Nebenmenschen, dann mit sich selber. Weder mit Medizinen noch mit klimatischen Kurorten, am wenigsten mit erbaulichen Zusprüchen ist da was auszurichten. Mein Rat wäre, so ein armer Mensch sollte sich, so lange es noch Zeit ist, in einen bestimmten Beruf einspannen und denselben mit peinlicher Gewissenhaftigkeit zu erfüllen trachten. Ich habe in meinem Leben manche Zeit gehabt, die öde und freudlos war. Das eine aber hat mich immer erfrischt —

täglich meiner mir zumeist selbstgestellten Aufgabe scharf nachzugehen. Am meisten Befriedigung gewährte mir stets, ein gegebenes Versprechen genau eingehalten zu haben. Man braucht sich ja nicht Allzuschweres vorzunehmen; aber die Aufgabe mit aller Gewissenhaftigkeit und Verläßlichkeit zu erfüllen, daraus habe ich mir anderen gegenüber immer eine Ehre gemacht und war es mir zur weiteren Kräftigung. Der meisten Leute Fehler ist, daß sie bei ihrem Berufe immer nur an den Lohn, nie an die Arbeit denken. Der Lohn entspricht sehr oft der Leistung nicht, und wenn auch, so wäre damit unserem Werte an sich nicht Genüge getan. Wer nicht schon in der Arbeit eine Genugtuung findet, der wird nie zur Zufriedenheit gelangen. — Diese Gedanken wurden wieder wach, als ich heute einem mit Gott, der Welt und sich selbst zerfallenen Menschen begegnete, der sich an allem übersättigt hatte. Dem rufe ich eindringlich zu: Mensch, suche dir eine Pflicht! Und übe sie gewissenhaft. Dann bist du gerettet!

Der Bauer S. in der Kalchau hatte ein stattliches fettes Ochsenpaar. „Was willst dafür auf die Hand?“ fragte der Viehhändler. Der Bauer: „Unter fünfhundert ist es nit feil.“ Viehhändler: „Ist viel. Gewissenlos viel. Aber in Gottesnamen sollst du fünfhundert haben. Nur hab ich heut zufällig nix im Sack. Morgen schick ich das Geld.“ Bauer: „Ist schon recht.“ Handschlag und das Geschäft war abgemacht. Der Viehhändler trieb die Ochsen davon, hielt natürlich gewissenhaft Wort und schickte am nächsten Tage fünfhundert Kronen. Das weitere wird schon nachkommen, dachte der Bauer. Als aber Wochen vergingen und nichts mehr nachkam, schrieb der Bauer: „Ich habe noch 250 Gulden zu kriegen und brauche das Geld.“ Und der Viehhändler zurück: „Ich weiß von nichts. Die

500 Kronen habe ich dir ja geschickt und deine Bestätigung in der Hand.“ Da tat der Bauer einen Schrei: „Höllteufel, verfluchter! Ich habe meine Ochsen ja nicht um 500 Kronen verkauft, sondern um 500 Gulden!“ Die Sache kam vors Gericht. Dort wurde zugegeben, der Bauer habe nur „fünfhundert“ gesagt. Da die gesetzliche Währung die Kronenwährung ist, so mußte der Viehhändler an fünfhundert Kronen denken und lautete das Urteil, er brauche auch nicht mehr zu zahlen. Dann sagte der Richter zum Bauer S.: „Das kommt von dem verdammten Durcheinander der Gulden- und Kronenrechnung und von eurer Redefaulheit.“ Der Bauer begann wieder zu sakermentieren. Darauf der Richter: „Jetzt sei still, aber ein anderesmal mach' deutlich 's Maul auf. Marsch!“ — Jetzt sucht der arme Kerl eine „hechere“ Instanz.

Am 17. Dezember.

An der Elektrizität, an dem Telephon, an dem Grammophon und dergleichen sehe ich Kräfte, die wir wohl ausnützen können, aber nicht verstehen. Da will man ableugnen, daß die Natur eine Seele habe. Sie hat eine, aber sie verbirgt sich oft nur und stellt sich tot. Sobald sie den richtigen Leib findet, zeigt sie sich sofort. Wenn man aus der ganz simplen Mechanik des Grammophons einen Menschen sprechen hört, der längst vermodert ist, wessen Seele offenbart sich da, die jenes Menschen oder die der rein mechanischen Natur? Oder die Seele dessen, der das Grammophon erfunden und erzeugt hat? Oder gar die Seele des Horchenden? Sollten es nicht diese Seelen zusammen sein? Und sollten diese vier Seelen nicht eine einzige sein — wenigstens ein Teil jener ureinzigen, unsterblichen Seele, deren Ein- und Allheit man Gott nennt? Daran dachte ich heute, als ein Freund, den wir vor Jahren begraben hatten, lachend

aus dem Grammophon rief: „Peter, Peter, es gibt nichts. Nach dem Absterben des Leibes ist der Mensch mausetot!"

Bei prachtvollem Winter heute Enkelbesuch im Mürztal. Draußen sinkt unendliches Schneien nieder auf die weißen Felder, auf die weiß gepolsterten Dächer, auf die weißen Hauben der Wegsäulen — und in der Stube bei knisterndem Ofenfeuer die derben Buben, die emsige „Traudel", helläugig ausschauend in die ahnungsvolle Welt — Christkindels wegen. Das Dirndl sitzt ausnahmsweise eine halbe Minute ruhig auf meinem Knie und lehnt das Blondköpfel an meine Brust und lispelt andächtig: „Goßvaterl ist kommen." Der winzige Peterl trippelt herbei, er will nicht übersehen werden und sagt: „Da!" Sonst kann er noch nichts sagen, aber das genügt völlig, widrigenfalls er noch andere Mittel hätte, seine Anwesenheit zu beweisen. Der kleine Friedel wird nicht satt, des Alten Hände zu küssen, obschon sie nicht um einen Pfifferling was mitgebracht haben. Dann nimmt er ihn um den Hals und wartet auf etwas und wartet. Und weil der Alte nichts desgleichen tut, so packt der Kleine mit beiden Händen den Graukopf, rückt ihn zurecht und sagt leise: „So küss' mich doch auf den Mund, Großvater!" Und nun ist der in den Zeitungen so oft verlautete Rat, daß man Kinder nicht küssen solle, auf das dreisteste übertreten worden. Der Friedel ist ganz verblüfft darüber, wie Großvater so heftig küssen kann, daß es weh tut, daß man fast erstickt. Weiß nicht, ob er so bald wieder um einen Kuß betteln wird. Walter, der stille Schwärmer, steht abseits am Bücherkasten und summt vor sich hin: „Stille Nacht, heilige Nacht!" — Gegen Abend kam eine einsame Stunde. Grauenhaft in ihrer Ödnis. Auf dem Gang über die Schneefelder hin fiel es mir plötzlich aufs Herz, in meinem Leben das erstemal so: Allein! Ganz allein unter den Mil-

lionen fremden Wesen der Welt. Manche von ihnen hat man sehr lieb, unsagbar lieb. Zeitweilig steht man ganz nahe an so einem teuren Wesen, glaubt schier eins mit ihm zu sein. Und doch kann das eine Herz nicht zum andern hinüber — es bleibt für sich ab- und in sich eingeschlossen in der grenzenlosen, ewigen Einsamkeit, in der es leben und sterben muß. — Sei nicht betrübt. Zwischen einem Menschen zum andern durch unergründliche Fernen ist ein gutes Kabel gelegt: Die Liebe. Ohne diese freilich und besonders auch ohne das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit Vergangenheit und Zukunft müßte der Mensch in den unermeßlichen Einsamkeiten trostlos versinken.

Ein Herze nah' dem andern brennt,
Und sind doch himmelweit getrennt;
So ewig, ewig ferne,
Wie oben dort die Sterne.
Doch bist du, Herz, zu keiner Frist
Der Ewigkeit allein,
Denn zwischen Ahn' und Enkel ist
Ein trautes Plätzchen dein.

Unter den seltsamen Zuschriften an mich befindet sich folgendes Schreiben aus einem Städtchen Württembergs vom 18. Dezember: „Euer Hochwohlgeboren! Gestatten Euer Hochwohlgeboren, daß sich ergebenst Unterzeichneter mit einer eigenartigen Bitte an Sie wendet. N. versichert, daß er durch die Lektüre Ihrer Romane veranlaßt, mit einem ehrbaren Mädchen mittleren Standes eine Liebelei angefangen habe, die nicht ohne Folgen geblieben ist. N. (Wenn man nur wüßte, wer dieser N. ist!) ist nicht in der Lage, das verführte Mädchen zu heiraten und solches, soweit noch tunlich, vor Schande zu bewahren, dagegen wäre ein anderer hiezu bereit, wenn das Mädchen wenigstens die gesetzlichen Alimentationsgelder als Mitgift erhielte. N.

ist fest überzeugt, Sie würden sich seiner, respektive der verführten Person erbarmen und helfen, letztere vor Schande und Untergang zu bewahren. — Ich wäre bereit, etwa zugedachte Unterstützungen zu vermitteln. Hochachtend J. H. (Name im Brief ausgeschrieben), Gefängnisgeistlicher." — Meine Antwort auf diese einzigartige Zuschrift kann nur lauten: Der Schwindel, Lobwürden, ist neu aber plump. Ihr Herr N. wird sein Vergnügen wohl sich selbst zu verdanken und — zu bezahlen haben.

Eine Rundfrage: Soll man bei künstlerischen Vorträgen applaudieren und sollen Künstler den Hervorrufen Folge leisten? — Ich als Vorleser halte nichts auf das Klatschen und danke nicht dafür. Bei einiger Feinfühligkeit merkt man's auch so, ob die Sache gefällt oder nicht. Gruß und Achtung dem Künstler drückt das Publikum am würdigsten durch ruhiges Erheben von den Sitzen aus, wenn er auftritt, so wie es in der Arbeiterschaft der Brauch zu werden scheint. Im Theater läßt sich das ja nicht unter allen Umständen machen; der Schauspieler aber (dem die Nachwelt keine Kränze flicht) dürstet nach Beifall; dieser Beifall erfrischt ihn, ermutigt ihn, kräftigt sein Können. Nur soll der Applaus das, was er ehren will, nicht stören — er darf den Spielenden nie unterbrechen, nie die Illusion verscheuchen. Am mißlichsten ist der Applaus natürlich in der Oper, wo er die Musik durchlöchert und das Nachklingen zerstört. Im Reich der Bühne sollte alles vermieden werden, was ans — Theater erinnert, die Kunst ist eine Wirklichkeit für sich und der Schauspieler sollte sich nicht als — Komödiant behandeln lassen. Er sollte nicht bei jedem oft ulkigen Geklatsche auf die Bühne hüpfen und seine Bücklinge machen. Er ist der Gebende, er dankt durch seine Kunst. Und der Autor schon gar!

Das Hervorrufen des Dichters entspringt zumeist nur der Neugierde. Man hat das Stück gesehen, nun will man auch den Dichter sehen, ob er schwarz oder blond ist, ob er sich mit Frack und Krawatte vorbereitet hat, ob er routiniert ist in Bücklingen und ob er am Ende gar eine Rede halten wird. Aufführungen, bei denen Eitelkeit die — Hauptrolle spielt, möchte man von unseren Bühnen fern gehalten wissen.

Am 24. Dezember.

Ein einziger Tag im Jahr gehört der Liebe,
Ein einziger Tag ist ja den Toten frei.
Schon morgen heben an die andern Triebe
Mit neuer Kraft die alte Schweinerei:
Statt geben — nehmen,
Statt fördern — hemmen,
Statt Liebe — Hiebe
— — — — — —
Ach, daß es bei der Liebe bliebe!

Vor kurzem ist bei Jamaika in Amerika das Schiff „Prinzessin Viktoria Luise" gestrandet. Die Passagiere wurden gerettet, der Kapitän aber hat sich erschossen. Es ist dasselbe Schiff, auf dem im vorigen Sommer meine Tochter mit einer Freundin die Nordlandsreise gemacht hat. Nun hat die Weitgereiste die Beschreibung ihrer Nordlandsfahrt auf der „Prinzessin Viktoria Luise" mir unter den Weihnachtsbaum gelegt. Zum Schlusse der Beschreibung findet sich folgendes Gedicht:

Du solltest liegen, mein weißes Schiff,
Stolz unter dem brennenden Baum,
Und nun liegst du an fernem Riff
Zerschmettert im Schaum.

Kein Führer lenkt mehr dich an sicheren Strand,
Sein Schicksal hat sich vollzogen.
Kein Steuer führt mehr dich ins deutsche Land
Auf fröhlichen Wogen.

Du gabst uns beiden, was keiner uns gab,
Der Tage voll seligster Freie,
Und sinkst du auch sterbend ins schäumende Grab,
Wir wahren dir Treue.

Nur eines laß uns von dir noch erflehn,
Erfülle das schmerzende Bitten:
Stolz sollst du, Prinzessin, untergehn,
Wie so stolz du die Meere durchschnitten.

Du sollst nicht liegen auf brennendem Sand,
Zum Spiele der höhnenden Wogen,
Versink', versink' vom tückischen Strand,
Der dich so betrogen.

Dort unten werden Nixen den Kranz
Von Schilf um dich, Stolze, flechten,
Du träumest dann leise bei ihrem Tanz
Von sonnigen Nächten ...

Am 31. Dezember.

Nun will ich schließen. Fast ratlos, ob morgen das Tagebuch fortgesetzt werden soll oder nicht. Ein Lebensjahr will da aufgeschrieben sein? Nicht der tausendste Teil dessen, was ein Mensch in einem Jahre innerlich und äußerlich erlebt. Nur was so am Wege liegt und zur äußeren Welt in Beziehungen steht, habe ich flüchtig anmerken können. Jeden Tag ein anderes Instrumentlein, wird das schließlich eine Harmonie geben?

Alles reife die Zeit, sie vollend' es zum Guten!

1907.

Gut, ich schreibe es weiter. Man hat Erlebnisse, Erfahrungen, allerhand Gedanken und Anliegen, man hat kluge Einfälle und törichte Schalkheiten — all das und noch vieles andere, wie die Zeiten und Stimmungen es geben, will hinausgesagt werden. Gut, ich schreibe es weiter.

Am ersten Morgen des Jahres ein stundenlanger Spaziergang durch das Gebirgstal im wonnigsten Schneegestöber. Mir war jung und frisch wie vor vierzig Jahren. Eine harte Jugend hält lange vor. Ich bitte euch, Mitmenschen, *härtet eure Kinder ab!* Wer reich ist, der halte diesen Fluch von seinen Kindern fern. Die Kinder müssen so erzogen werden, als ob ein herbes Leben auf sie wartete, in dem sie ihr Brot persönlich verdienen, das Leben jeden Tag von neuem erkämpfen müssen. Auf dieser Winterwanderung sah ich an Berghängen armer Leute Knaben und Mädeln im leichten Linnengewandel lustig sich mit Rodelschlitten tummeln. Aber es hatte 17 Grad Kälte. Nicht vor Kälte waren ihre rosigen Wangen gerötet, sondern vor Eifer und Freude. Kälte härtet, Bewegung kräftigt. Ihr Reichen! Das werden die Konkurrenten eurer Kinder sein!

Recht häßliche Sorgen sind die *Geldsorgen*. Selbst wenn man einmal eins hat. Ein geistig Arbeitender kann sie nicht brauchen, der soll weder mit Geldmangel

noch mit Geld etwas zu tun haben müssen. Ich pflege zu Neujahr das beiläufige Jahresbudget meiner Frau in die Hand zu geben: „Da hast. Was einstweilen nicht gebraucht wird, das tu in die Sparkasse, und nun will ich von dieser Sache Ruh' haben das ganze Jahr." Bei einer klugen häuslichen Frau kann man es wagen. Und dieser Last der Kassengebarung und der Ziffernarbeiten los und ledig zu sein, ist ein wahrer Segen. Und auch die Hausfrau tut sich leichter, wenn sie weiß, mit was sie zu rechnen hat, und wenn sie der Unannehmlichkeit enthoben ist, alle Augenblicke den Mann bei der Arbeit stören und um Geld angehen zu müssen. Er brummt ja immer ob solcher Belästigung und braucht nicht gerade Naturforscher zu sein, um zu wissen, daß man der Katz' nichts Gutes tut, wenn man ihr den Schwanz zitzerlweise abschneidet, statt auf einmal.

Starb ein wohlhabender Gutsbesitzer. Er hatte seine Familie um sich versammelt, übergab ihr unter einigen fast heiteren Redensarten Testament und andere Papiere, dann fiel er dahin und seine letzten Worte waren: „Kinder, wirtschaftet vernünftig, daß ihr nicht in Abhängigkeit geratet!" Das war eine sehr weltliche Lehre, doch im Grunde betrachtet, lag mehr Rechtschaffenheit und Moral darin, als in mancher pietistischen Salbaderei. Die soziale Unabhängigkeit macht den Menschen auch moralisch stärker und sicherer.

Vor kurzem schrieb ich im Schlaf einen eleganten französischen Brief an eine liebenswürdige Pariser Dame. Ich wunderte mich dabei, so perfekt Französisch zu können, aber bevor das Schreiben vollendet war, erwachte ich aus Freude über das entdeckte Talent. Alles war so real klar, daß ich im Bette herumsuchte nach dem Brief,

den ich ja doch gerade in der Hand gehabt. Und siehe, es war kein Brief da, kein Französisch und keine Französin. Nun nahm ich mir vor, von jetzt ab Französisch zu lernen, doch als ich auf den Füßen stand, war auch dieser Vorsatz verschwunden. — Mich deucht, der Traum will uns manchmal Eigenschaften und Fähigkeiten aufzeigen, die ganz verborgen in uns schlummern und im wirklichen Leben nicht zur Geltung kommen können. Solchen sollte man dann nachgehen, und falls sie von guter Art sind, zur Wirklichkeit verhelfen.

Ein Landarzt erzählte mir folgendes. Kam eine ältere Bauernmagd zu ihm in höchster Aufregung. Sie habe gehört, er könne magenauspumpen. „Habt ihr etwas Unrechtes gegessen?“ fragte er. „Das glaub' ich, mein lieber Herr Doktor, das glaub' ich! Vor einer halben Stund'. Nur geschwind auspumpen, ich bitt' schön!“ „Was habt ihr denn genommen?“ „Einen Krapfen hab' ich gegessen!“ „Einen Krapfen, aber das ist ja doch nichts Schädliches.“ „Und der Krapfen ist in Schweinschmalz gebacken gewesen!“ „Habt Ihr Magenschmerzen?“ „Das nit, aber ich bitt' euch, Schweinschmalz, und heut' ist Freitag. Die Sünd', ihr heiligen vierzehn Nothelfer!“ — Da schupfte der Arzt die Achseln. „Ist nichts zu machen. Wenn's vor einer halben Stunde war, ist der Krapfen wahrscheinlich schon durch. Eine kleine Laxier, und wir werden die Sünd' gleich wieder draußen haben.“ — Im Landvolk gibt es noch immer Leute, die selbst den unwissentlichen Genuß von Fleisch oder Tierfett an einem Fasttage für eine schwere Sünde halten. Bei mir daheim war es der Brauch, daß nach der letzten Mahlzeit am Faschingdienstag die Leute sich den Mund sorgfältig ausscheuerten, damit kein Fäserchen Fleisch, kein Bläschen Schweinsfett zwischen den Zähnen hängen bleiben konnte bis zum Aschermittwoch. Einmal

soll ein Kirchenlehrer gesagt haben, Fleisch, daß an den Zähnen hänge, könne man ohne Sünde auch am Aschermittwoch essen. Sich strenge nach der Lehre haltend, hing ein Bauer sein geschlachtetes Schwein an die Eisenzähne der Egge und verzehrte es dann in der Fastenzeit.

Manche Zuschriften lauten ungefähr so: „Ich bin ein begeisterter Verehrer ihrer Schriften und kenne sie alle. Das gibt mir den Mut, Sie um Rat, um ein Wort des Trostes zu bitten, denn ich bin unglücklich, ich weiß nicht, wie meinem Leben idealen Inhalt zu geben, ich kann nicht an Gott glauben, nicht an die Menschen, nur zu Ihnen habe ich Vertrauen, schreiben Sie mir ein Wort, raten Sie mir, was ich tun soll.“ — So einer „kennt alle meine Schriften“ und will ein Wort von mir haben! Was doch manche Autographenjäger für pfiffige Leute sind!

Der Dreihellerbäck zu M. stand vor dem Bezirksgericht, einer Fundverheimlichung wegen. Der Gemeindevorstand wollte nämlich seine Brieftasche verloren haben, das heißt, er wollte nicht, aber er hatte sie verloren, und zwar, wie er angab, auf dem Wege von M. nach B. Hinter ihm war der Dreihellerbäck des Weges gegangen nach Aussage mehrerer Zeugen, sonst niemand. Aber der Dreihellerbäck wollte die Brieftasche nicht gefunden haben, das heißt, er wollte sie gefunden haben, hatte sie aber nicht gefunden. Er fand jedoch mit dieser Versicherung wenig Glauben. Der Richter rief Zeugen, um seinen Leumund festzustellen; aber die Zeugen waren zweifelhaft, der Dreihellerbäck sei ein „Auswendiger“ und noch zu wenig lang im Ort. Übrigens spräche schon das für seine Gewinnsucht, daß er, um dem alten Bäcken Konkurrenz zu machen, seine Semmeln

statt um zwei Kreuzer um drei Heller gebe, sie hingegen aber um die Hälfte kleiner backe, als es zu M. je üblich gewesen. Der Angeklagte bezeichnete die Zeugen als vom alten, dem Zweikreuzerbäcken, für bestochen, auch wären etliche von dessen Verwandtschaft. Diese Verdächtigung nahm den Richter nur gegen den Angeklagten ein. Für den stand die Sache immer schlechter. Da kam auch noch sein geschworener Feind, der Zweikreuzerbäck. „Na, gute Nacht!" murmelte der Angeklagte, „der hat noch gefehlt!" Der Eintretende warf einen wütenden Blick auf seinen Konkurrenten, trat vor den Richter und sagte: „Ich bin zwar nicht vorgeladen und den Kerl dort hat mir der Teufel ins Nest gesetzt, um mich zu ruinieren. Seine Semmeln sind um ein Viertel wohlfeiler als meine, aber um die Hälfte schlechter. Auch mischt er Gerstenmehl bei. Aber, Herr Richter, was wahr ist, ist wahr. Vor sechs Jahren, wie er noch die Kreuzbachmühl hat gehabt, hab' ich ihm einmal sechzig Zentner Mehl abgekauft und das Geld in Noten ausgezahlt. Am Tag darauf kommt er zu mir und bringt mir einen Fünfziger, um den ich ihm irrtümlicherweise zu viel auf die Hand gelegt hätt'. Ich rechne mein Geld nach und weist es sich, daß es so ist. Ob er dem Gemeindevorstand seine Brieftasche hat, weiß ich nit, aber das, wie er mir den Fünfziger zurückbringt, hab' ich sagen müssen. Tut's mit ihm, was ihr wollt's, ich geh' wieder." Als der Zweikreuzerbäck so gesprochen hat, will der Angeklagte auf ihn zu, um ihm gerührt die Hand zu bieten. Da rief der Zweikreuzerbäck: „Bleib' mir vom Leib, du Hundsfott, du Gerstenmehlbäck!" und schritt stolz zur Tür hinaus. Den Richter aber hatte die Aussage umgestimmt. Wenn sein ärgster Feind ihn als redlichen Mann erklärt, dann kann man ihn nicht schuldig sprechen. Der Dreihellerbäck ging frei heim. Der Gemeindevorstand hat etliche Tage später die Brieftasche in einer Weste

gefunden, die er am Tage des Verlustes nicht angehabt zu haben glaubte. Die Feindschaft zwischen dem Zweikreuzerbäcken und dem Dreihellerbäcken aber bleibt aufrecht.

Die neueste deutsche Rundfrage (Berliner Tageblatt) lautet: Was wünschen Sie Kaiser Wilhelm II. zum Geburtstage? — Ich legte das Frageblatt hin, wozu da wieder dreinreden? Aber während ich es dachte, schrieb die Hand schon: „Ich wünsche dem deutschen Kaiser ein deutsches Volk.“ — Denn er hat nicht immer eins. Die Deutschen im Stamm sind nicht immer deutsch im Leben.

Heulend kam das Mädel in die Stube. Zwischen zwei Fingerspitzen hielt es das blaue Röcklein empor, um unter stoßendem Schluchzen die Bescherung zu zeigen. Von unten bis oben war das Kleid befleckt von großen Tintenklecksen, als wäre es das Schulheft eines sehr unordentlichen Jungen.

„Aber Mädel! Wie siehst du aus? Wo hast du das her?“

Besänftigend wirkte dieser Ausruf auf das Schluchzen nicht, im Gegenteil, jetzt brüllte die Kleine erst auf vor Schmerz über das Unheil, das ihrem neuen Kleidchen widerfahren. Sie hatte es nicht selbst getan! Das vorzubringen, war ihr für's erste das Wichtigste. Auf der Straße war sie wohlgemut dahingegangen, um einen Besuch bei der Frau Godl zu machen. Sehr achtete sie darauf, daß die glänzenden Schühlein und das Gewand blank und rein bliebe vor jedem Staub. Da sauste plötzlich etwas vor ihren Füßen nieder und ihr himmelblaues Kleid war eine Karte des schwarzen Meeres mit vielen Buchten und kleinen umliegenden Seen geworden. Noch im Wasser schwimmend, lachten ihre Augen, als ich ihr den schönen und zutreffenden Vergleich machte.

Nun, und was war geschehen? Ein Rudel sich balgender Schulbuben sei ihr begegnet und einer davon habe ihr den Tintentiegel an die Beine geschleudert! Gerade vor den Fenstern unserer Wohnung war es geschehen. Ich blickte hinaus und sah, wie die hoffnungsvolle Jugend ihre Kampfspiele fortsetzte auf der Gasse. Nun, das kann man sich ja einmal näher ansehen und sich erkundigen nach dem flinken Seekartenerzeuger. So bin ich hinabgegangen und habe mich unauffällig zu den Jungen gesellt, meinen Beifall ausdrückend darüber, daß sie so munter wären und so frisch aneinander ihre Kraft erproben täten. Man merke es schon ihren klugen Gesichtlein an, daß sie auch fleißig lernten. In welche Schule sie gingen? In welche Klasse? — Sie hatten für den Augenblick Waffenstillstand geschlossen, um mir ruhig und artig Bescheid zu geben. Und so erfuhr ich bei diplomatischem Vorgehen mancherlei Wissenswertes, ließ mir von einigen auch die Schulhefte zeigen, um die schriftlichen Arbeiten zu bewundern und mir die Namen so braver Schüler einzuprägen. Meine Augen spähten dabei so ein wenig auf den Boden herum, ob nicht irgendwo ein Tintentiegel liege. Es lag keiner, doch glaubte ich an einer Stelle im Sand schwarze Flecken zu bemerken.

„Da hat einer von euch ungefähr Tinte ausgegossen“, sagte ich.

„Ja, der Riedelbacher!“ rief einer der Jungen.

„Der Riedelbacher! Welcher ist denn das?“

Da wurden sie stutzig und schwiegen.

„Sollte das nicht derselbe sein, der vorhin einem kleinen Mädel den Tintentiegel nachgeworfen hat?“

Dieses ganz plumpe „Aus der Rolle fallen“ hat alles verdorben. Die Knaben stoben auseinander und zerstreuten sich laufend durch die Gassen. Und ich konnte jetzt den Missetäter in allen vier Himmelsgegenden suchen.

Suchte ihn aber nicht, sondern ging nach Hause und wurde Denunziant. Wie der richtige Philister machte ich meine Anzeige bei der betreffenden Volksschule; als selbst zur Schulmeistersippe gehörend, glaubte ich mir das schuldig zu sein. Die Roheit oder Bosheit war doch zu kraß gewesen und wir konnten einen ganzen Tag nichts anderes tun, als empört sein, da das besudelte Kleid und das betrübte Mädchen so um Rache schrien. Indes dürstete ich weniger nach blutiger Sühne, als nach einem pädagogischen Exempel. Unsere liebe Jugend soll endlich doch daraufhin erzogen werden, daß sie dem promenierenden Publikum nicht Tintentiegel an den Kopf wirft. Manchem ist das unangenehm und es gehört eigentlich auch nicht zur guten Lebensart. Besonders für junge Männer den Mädchen gegenüber ist das Tintenfaßschleudern nicht die richtige Form von Galanterie.

Nun vergingen Wochen, ohne daß ich erfuhr, wie jene Volksschulbehörde den Fall etwa auffaßte. Wir hatten die Geschichte schon fast vergessen. Aber die Nemesis schritt doch ihren sicheren Gang.

Eines Tages — ich lag auf der Bank und las ein Buch — ging die Tür auf und zögernd trat ein fremder Knabe herein. Er kam wohl aus einer gesellschaftlichen Welt, in der das Anklopfen an der Tür nicht Sitte ist, oder er wollte das, was nun einmal geschehen mußte, so rasch und entschieden tun, daß er lieber sofort an die Klinke griff, als erst den Finger einzubiegen. Der Kleine hatte ein recht schlichtes, aber sorgfältig gehaltenes Gewändlein am Leib, hatte das Haar hübsch glatt gekämmt und so rauh und rot seine Hände waren, so zart und blaß war sein Gesichtlein und seine großen dunklen Augen starrten angstvoll auf mich her.

Ich erhob mich und fragte den Eintretenden: „Wen suchst du denn? Was willst du? Wer bist du?“

Da hub er schon an zu weinen: „Ich bin derselbe Knabe, der Ihrem Fräulein den Tintentiegel hingeworfen hat.“

„Was?! Du bist das gewesen! Aber Kind, wie hat dir das nur können einfallen! Jemandem, der ruhig hingeht und dir nichts tut, das Tintenfaß nachzuschleudern!“

„Ich hab's auch nicht tun wollen“, schluchzte er, mir immer angstvoll ins Gesicht blickend, „ich hab den Tintentiegel in der Hand gehabt und so beim Gehen hin und her mit der Hand und da ist er mir ausgekommen und vor das Fräulein hingefallen. Ich bitt' um Verzeihung!“

Diese Darstellung erschien mir sofort glaubwürdig. Er hatte wohl gerade Tinte eingekauft. Dann beim Laufen und Herumbalgen mit den anderen Jungen ist ihm das Zeug aus der Hand geschnellt. Aber natürlich kann es nur so gewesen sein. Nun schämte ich mich der Annahme, daß die Sache aus Absicht und Bosheit geschehen sei, und daß man immer gleich das Allerschlimmste denkt.

„Ich bitt' um Verzeihung!“ schluchzte der Junge, hob seine gefalteten Hände empor und seine großen Augen waren voll Wasser.

„Aber schau, mein Junge, wenn das so ist!“ Ich beugte mich zu ihm nieder, faßte seine Fingerspitzen — sie waren eiskalt. „Wenn das so ist: Das ist ja etwas anderes. Da kannst du ja nichts dafür, wenn dir der Tiegel nur so ausgekommen ist. Na, sei gut, beruhige dich. Du bist zu mir gekommen und hast um Entschuldigung gebeten. Schau, das ist brav von dir. Na, wisch' jetzt einmal dein Gesicht ab, siehe, da hast das Sacktuch, so! Bist ja ein guter Bub, du. Schau, der Mensch macht immer einmal einen Fehler im Leben, oder es passiert ihm so was. Nur allemal gleich einsehen und einbekennen. Und nachher achtgeben, daß es nicht mehr geschieht. Ich verzeihe dir recht gern.

Und mein Mädel wird's auch tun, wenn ich ihm's erzähle. Geh' jetzt nur schön ruhig heim. Der liebe Gott soll dich führen auf deinem Weg, daß du immer schön aufrichtig bleibst, wie du heute bist. Behüt' dich Gott!

Wie Sonnenschein nach dem Regen, so leuchtete sein weißes Gesichtlein, als er zur Tür hinausging. Kein Wort hat er mehr gesagt, aber sein Auge — so dünkt mich — hat mich froh und dankbar angeschaut.

In jener Stunde bin ich sehr glücklich gewesen. Was es doch Schönes ist um das freimütige zerknirschte Einbekennen, und um das Verzeihen! Daß der Himmel mehr Freude hat über einen reumütigen Sünder, als über neunundneunzig Gerechte — das ist mir bei dieser kleinen Begebenheit wieder einmal recht klar geworden. Und wie menschlich und männlich sogar ein solch kleiner Junge dasteht, wenn er die Kraft hat zu einem freimütigen Gestehen.

Seit ungefähr zwanzig Jahren bin ich Ritter im Schlaraffenreyche Grazia. Was habe ich in der Burg für märchenhafte Abende zugebracht unter der Regierung Seiner Herrlichkeit Ritter Schnecks, des Familiären (Dichter Karl Morre)! Zum Ruhme der Allschlaraffia hatte ich einmal ein Blatt Papier mit Buchstaben beschrieben und wollte dann für solche Verdienste um das Reych in den Adelsstand erhoben werden. Seine Herrlichkeit stopfte mir die Taschen voll mit Ahnen: „Und jetzt kusch!“ Aber ich kuschte nicht, denn die Ahnen adeln hier nicht. Ich bildete eine Partei der Unzufriedenen; wir unterwühlten das vorher besungene Reych, das mich nicht adeln wollte, und entbrannten zur offenen Empörung. Aber es ward ein Putsch. Auf einem Fluchtversuche wurde ich gefangen genommen, in das Burgverlies geworfen und nach einer halben Stunde enthauptet. Trotzdem ging ich in der Burg noch jahrelang um, also daß ich in den Urkunden

genannt bin worden „der Burggeist". — Dann aber kamen lange Zeiten profaner Krankheit. Nicht leicht habe ich es vermißt, dieses köstlich verzerrte Spiegelbild der Welt, diese um den Erdkreis verbreitete Satyre gegen menschlichen Größenwahn, diese harmloslustige Karikatur menschlicher, parteilicher, politischer, künstlerischer Schwachheiten — ungern habe ich sie entbehrt die liebe Frau Weisheit in der Narrenkappe.

In diesen Tagen hat das alte Reych Grazia ein gar würdiges Jubiläum gefeiert — seine tausendste Sippung. Da bin ich nach meinen begangenen Freveln, nach den Jahrungen der Abstinenz, in die Burg gewallt und habe vor der dreifältigen Herrlichkeit als einfältiger Büßer einen Fußfall getan, bittend, daß man mich werfe ins Burgverlies, weil ich so schnöde die Burg verließ. Ich wurde verurteilt zu dreißig Jahren Freiheit auf Erden. — So ungefähr spielt sich's im Reyche ab, blühender Unsinn wechselnd mit verdecktem Ernste und schönen Kunstgenüssen. Wie man sieht, herrschen in diesem Reyche noch mittelalterliche Zustände. Mit einer Sache aber hat es sich an die Seite des modernsten Staates gestellt — Trennung des Reyches von der Kirche. Bei dem letzten Konsil der Allschlaraffia ist nämlich beschlossen worden, „aus Rücksicht auf die guten Beziehungen zu den — auswärtigen Mächten" den Burgpfaffen abzuschaffen. Mir tuts leid um Seine Ehrwürden, den altgestammten Burgpfaffen des Reyches Grazia, der uns schlaraffisch Freud und Leid so oft mit erbaulicher Rede gewürzt hat. An seine Stelle sollte der Hofnarr treten, aber es soll im ganzen Reyche keiner zu finden sein, der gescheit genug wäre für einen Narren. Trotzdem singe ich:

O tausendsippig Reych, sei mir gegrüßt!
Du Kronland Ihrer Majestät, der Narrheit.
Wo kindlich rein ist das Gemüt, dort fließt
Aus losem Spiele himmeltiefe Wahrheit.

Die erste Rose, die mir in diesem Frühling blüht, ist eine Neurose. Sie blüht in den Hüften und rankt ihre lieblichen Girlanden den rechten Schenkel hinab fast bis an die Zehen. Sie trägt den schönen Namen Ischias und weiß sich so pikant zu machen, daß Aufmerksamkeit und Gefühl fast Tag und Nacht ihr zugewendet bleiben. Dann frage ich mich manchmal: Worin unterscheidet sich eigentlich das Schmerzgefühl vom Lustgefühl? Der Philosoph zögert mit der Antwort, aber das Kind sagt: Der Zahn tut weh und das Zuckerl tut wohl. Einmal behauptete jemand, der Mensch sei so weit zu erziehen, daß ihm auch der Schmerz zum Lustgefühl würde. Na nu! Das wäre was. Vielleicht beginnt unsere moderne Erziehung schon darauf hinzuarbeiten. Unsere Geistesrichtung, besonders die Kunst, geht vorwiegend darauf aus, das Menschenherz zu quälen, ihm die Lebensfreude zu verleiden, das Weltelend recht ins Gesicht zu rücken, die Menschen zu Pessimisten zu machen. Geschieht das etwa schon in der Absicht, uns Lust und Freude zu verdächtigen, mit Schmerz und Elend uns zu befreunden, Liebe zu erwecken dafür — bis sie uns zu Lust und Genuß werden?! — Warum soll man schmerzhaftes Nervenleiden dann nicht mit dem schönen Namen „Neu-Rose" benennen?

Der physische Schmerz ist mir bei einer Krankheit nicht das Schlimmste. Das Schlimmste dabei ist mir die Gefangenschaft. Der Zimmerarrest, die Vasallenabhängigkeit. Ein altes lahmes Kind sein, für das andere Füße gehen, andere Hände anfassen, andere Köpfe sorgen müssen. — Aber dieses hilflose Hingegossensein hat auch was für sich, zur Abwechslung. Man ist pflichtbefreit. Für die hundert Wünsche der Mitmenschen, die mich sonst beunruhigen, quälen, erschöpfen, bin ich unerreichbar. Mich gehen sie nichts an. Auf Urlaub!

Sonst hatte man den ganzen Tag gearbeitet, um sich am Abend doch sagen zu müssen, du hast zu wenig getan. Jetzt in der Krankheit kommt kein solcher Selbstvorwurf auf und man hat doch den ganzen Tag nichts getan. Einmal stand ich tatsächlich vor dem Bette eines Leidenden, der lächelnd den Seufzer tat: Ja, mein Lieber, das Kranksein, das ist meine einzige Erholung.

Saß ich am Sterbelager eines lieben Menschen. Saß da und schaute ihm zu. Schaute zu, wie man stirbt. Weil er so ohne Klage, ohne Widerstreben langsam verging, ruhig verlosch, so kam mir von einer Todesqual nichts zu Sinn. Wahrscheinlich empfand er auch keine. Aber so beobachtend zuschauen! Das war das Allerungeheuerlichste. Hatte ich ihn nicht so lieb! War ich nicht immer bestrebt gewesen, alles Harte ihm tragen zu helfen. Und nun von seiner schwersten Not fällt so blutwenig auf mich ab. Herzlos, treulos kam ich mir vor, daß ich zu dieser Stunde atmen konnte, nicht wahnsinnig wurde. — Aber als es aus war, da kam's. Da kam der wütende Schmerz und riß mich hin, den Leib zu kosen und zu rütteln, und wußte es nicht zu fassen wie ich ihn gerade vorher so ruhig konnte sterben sehen.

Geht es nicht auch anderen so, daß sie in schlaflosen Nächten manchmal an ihre Vorfahren denken müssen? Ich fühle mich oft vereinsamt in dieser späten Zeit und sehne mich nach meinen Vorfahren. Besonders nach den Ahnen meines Vaters. Es sind seit drei Jahrhunderten deren nur vier mit Namen bekannt. Ich habe keinen gesehen. Und da ist bisweilen ein großes Verlangen, ihr Angesicht zu sehen, ihre Stimme zu hören. Und was sie sagen würden zu dieser Zeit, in der ihr Enkel leben muß und die wie eine andere Welt ist, im Vergleich zu der ihren. Ich kenne ihre Zeit, kannten sie

die meine? Ich stelle mir vor, wie jeder, gedrungen von Gestalt, mit rundem, wohlgerötetem Gesicht, grauen Augen und blondem Haar in seinen aschfarbigen Knielederhosen gelassen herumgegangen ist auf seinen Almen und Kornfeldern, und über den Furchenacker hin mit dem Roß geeggt hat, so daß der Name mir noch Erdgeruch herüberträgt in mein enges Stadtleben. Wie tut es mir leid, den Namen Roßegger verstümmelt zu haben, um als Schriftsteller mich von den vielen anderen Namensbrüdern zu unterscheiden. Hamerling entschuldigte das zwar mit dem Ausspruch, wer sich selbst einen Namen gemacht, der könne ihn schreiben wie er wolle. Damals war aber der Name noch nicht gemacht. Vor vierzig Jahren schien die Änderung nötig zu sein, heute wollte ich mir einen Finger abhacken lassen, stünde der Name der Ahnen unversehrt auf meinen Büchern. — Übrigens werden die Vorfahren nicht fragen, wie die Nachkommen den Namen schreiben, sondern vielmehr darnach, ob er makellos bewahrt wird.

Nun war es in einer dieser Nächte, daß ich halbschlummernd den Vorfahren nachsann. Da hörte ich plötzlich, daß jemand rief: „Peter Roßegger!“ Und erkannte ich die Stimme meines Urgroßvaters Josef, der um die Wende des XVIII. Jahrhunderts gestorben war. Ich horchte auf. Wie wußte ich, daß es des Urgroßvaters Stimme gewesen? Woher war sie gekommen? Allmählich wurde mir klar, ich selbst hatte im Schlafe gerufen. Und nun hatte ich meine Ahnen. Sie leben in mir. Sie leben alle in mir fort. Nun weiß ich auch, wie sie sich zu dieser Zeit verhalten würden. Ganz wie ich mich zu ihr verhalte.

Jeden Großen noch, der mir Audienz gab, habe ich entlassen. Nicht erst wartete ich, bis er mit freundlichem Nicken das Gespräch schloß, nein, ich selbst brach

allemal willkürlich das Gespräch ab, verneigte mich und ging. Willkürlich? Doch nicht. Ich kann die Vorstellung nicht los werden, daß solche Audienzen zumeist nur Formsache sind, die gerade dem hohen Herrn lästig sein müssen. Und dann war ich es aus dem gewöhnlichen Verkehr gewohnt, daß man eher geht, als man daran erinnert wird. Fühlt man es im Alltag als eine Demütigung, wenn man abgewinkt wird, um wie viel mehr erst bei solchen, denen man selten naht. Darauf wollte ich es nie ankommen lassen. So weiß ich nicht, war es Stolz oder Bescheidenheit, wenn ich den hohen Herrn entließ — jedenfalls war es ein grober Verstoß gegen die Sitte. Und das habe ich nicht gewußt bis zu diesem Tage, da ein Fürst mir fröhlich nachrief: „Aber weshalb laufen Sie davon, lieber Herr R. Sie sind ja noch gar nicht entlassen!“

In diesem Falle begab ich mich gern der Freiheit. Bei einer Persönlichkeit jedoch, in der ich den Menschen nicht finden darf, verliere ich den Halt. Deshalb meide ich die Audienzen, blieb aber mit Vergnügen noch eine Viertelstunde sitzen bei jenem Fürsten, der nicht darauf einging, als ich ihn entließ.

Ungefähr zehn Schritte hatte ich zu laufen, um den elektrischen Wagen, der schon abgeklingelt, noch zu erreichen. Und schon Brustkrampf, von dem ich mich erst allmählich erholte. Es war auf der Grazer Strecke Zinzendorfgasse—Mariatrost. Mit mir war eine Dame eingestiegen, deren Hund nicht mit in den Wagen durfte. So lief er neben diesem her. Er würde es nicht lange machen, meinten die Fahrgäste, denn der Wagen ging rasch, hatte die sechs Kilometer lange Strecke in 18 Minuten zurückzulegen. Der Hund blieb aber nicht zurück, sondern lief flink voraus, um an den Haltestellen seine Herrin allemal mit hellem Lauten begrüßen zu können.

Es war ein brauner zottiger Wolfshund Er war sehr wohlgemut im Laufen, machte, wenn ihm auf seinem Vorsprunge langweilig wurde, eine Strecke wieder zurück oder lief querfeldein, auch an die Häuser, um andere Wesen seiner Art beschnuppern zu können und mit manchem dieser Zeitgenossen verwegene Beziehungen anzuknüpfen. Zu allem hatte er Zeit, und sah er sich einen Augenblick hinter dem dahinrollenden Wagen, so war er im nächsten wieder weit voran, um sich an der Haltestelle in Positur zu stellen und seiner davon schier entzückten Dame durch fröhliches Bellen zu huldigen. In Mariatrost angekommen, fiel er nicht hin, vom Lungenschlage getroffen, wie jemand von uns prophezeit hatte, sondern interessierte sich lebhaft für Aporteln, die mehrere Knaben auf die Wiese hinaus warfen. Er hatte in einer halben Stunde sicher 10 Kilometer zurückgelegt, immer mit derselben leichten Schnell- und Schwungkraft, ohne das geringste Zeichen von Ermüdung. — Einmal hat mir ein guter Freund bedauernd gesagt: „Du bist halt mit deiner Lunge auf den Hund gekommen.“ Mein Gott, wenn's wäre, wie froh wollte ich sein. — Die Lunge vom Hund', das Aug' von der Katz, das Herz vom Löwen — da wollt' ich mal einen Spaziergang machen über die Berge von Graz bis Lissabon.

Sehe ich in einer Spielwarenhandlung eine Frau mit ihrem etwa sechsjährigen Töchterlein. Dieses schaut zu, wie andere für ihre Kinder Spielsachen kaufen, besonders Puppen. Die kleinen Mädchen zittern danach und wissen sich vor lauter Puppenschaukeln und Kosen gar nicht zu fassen. Da ruft das Mädchen: „Dumme Kinder! *Wie kann man so eine Puppe lieb haben*, sie ist ja nicht lebendig, sie ist doch nur aus Holz und Leder!“ Und spricht noch manch andere kluge Redensart, so daß die Leute sagen, ein so gescheites Kind hätten

sie noch gar nicht gesehen. Ich habe mir aber gedacht: Du armes Menschenwesen, daß du selbst in der Kindheit keine Phantasie aufbringst, wie elend wird es dir im Leben noch gehen mit deiner schrecklichen Gescheitheit! Vielleicht in zwölf oder vierzehn Jahren, daß dich ein schöner Jüngling sieht, der folgendes sagt: „Wie kann man so dumm sein und ein so gescheites Mädel lieb haben, es hat ja kein Herzensleben, es ist nur aus Knochen und Leder — und Kritik zusammengesetzt.“

Der Eulenspiegel hat immer noch Nachkommen in unserem Volke. Ein alter Kleinhäusler an der Lieboch hat sein junges Weib auf folgende Art drangekriegt. „Besinn dich nit lang, Mariedl,“ sagte er, „bei mir wirst es gut haben, weißt, da bin ich nit so, ich halt mein Wort. Du kannst dir bei mir wünschen was du willst, es bleibt dabei“. Bei ihrer Hochzeit war eine Großbäuerin, die hatte einen grünseidenen Kittel an. Als sie nach Hause kamen, wünschte sich die junge Ehefrau auch so einen grünseidenen Kittel. „Gut“, sagte ihr Mann, „du wünschest dir einen grünseidenen Kittel; es bleibt dabei!“ — Und es blieb dabei — beim Wunsche nämlich. Als der Alte mir das erzählt, lachte er sich in die Faust und sprach: „Wort halten tu ich immer!“

Ich bin unter dem Einflusse einer asketischen Weltanschauung aufgewachsen. So hat mich mein Lebtag der Gedanke begleitet: Mensch, lege keinen Wert auf das Irdische, halte nichts auf Schönheit, auf Reichtum, auf Ehre, es ist alles eitel uud in kürzester Zeit vorüber. Denke ans Leben, das sich immer wiederholt! — Nun aber, gerade im Denken ans ewige Leben kann meine alte Vorstellung einen Stoß bekommen. Wenn das Leben sich wiederholt, so wiederholt sich doch auch Schönheit, Besitz, Ehre, wiederholen sich all die ange-

nehmen täglichen Dinge, so klein sie sein, so eitel sie scheinen mögen. Respekt vor den Spielsachen der kleinlichen Tage! Das Leben besteht aus kleinlichen Tagen. Das Menschenglück ist ein Mosaik aus lauter Kleinigkeiten. Wenn du dich heute freuest an einem schillerndem Perlmutterknopfe, so ist diese Freude sehr eitel und sehr kurz, sie stirbt längstens mit dir ab. Aber sie wird mit dir wieder geboren! Und sie lebt in anderen. Millionen Menschen freuen sich an dem schillernden Perlmutterknopfe. Es ist ein Meer von Glück um den schillernden Perlmutterknopf und es ist ein unvergängliches Meer, denn so lange Menschen geboren werden, bringen sie die Eignung mit, sich über schillernde Perlmutterknöpfe zu freuen, oder über eine Tarockpartie oder über einen klingenden Titel oder über einen aufgewirbelten Schnurrbart oder über irgend eine Nichtigkeit. Jetzt sehe ich, daß derlei Nichtigkeiten Dinge der Ewigkeit sind. Daß es, anstatt sie zu verachten, — vielmehr darauf ankommt, die Freude an ihnen zu vergrößern und zu erhöhen. — Diese Gedanken schenke ich her, vielleicht kann sie wer brauchen. Mich sollen sie nur mahnen, nicht allzu oft und zu verächtlich von „irdischen Eitelkeiten“ zu sprechen.

Hinter dem Dorfe, in einem Häuslein am Berghange, lebt ein altes Frauerl. Vor ihrem Fenster bleibe ich allemal stehen. Dort blühen in irdenen Töpfen so schöne Blumen. Von den ersten Märzenveilchen bis zu den späten Pelargonien und Astern im Herbste stehen des Sommers schönste Blumen dort und lachen freundlich her. Als vor einigen Tagen das einsame Frauchen vor dem Hause auf der Bank saß und für arme Waisenkinder Strümpfe strickte, redete ich sie an und sagte: „Mutter, daß ihr doch immer die schönsten Blumen habt im Dorfe!“ — „Ja“, antwortete sie lächelnd, „wenn's so ist, dann

wird's halt an der guten Erden liegen." Da sah ich es, schwarze feuchte Erde war in den Töpfen. „Habt Ihr denn eine besondere Erde?" — „Mag wohl sein", sagte sie und zählte die Maschen ihrer Arbeit. — Nachher hat es mir eine Nachbarin gesteckt, woher dieses alte Mütterlein die Erde nimmt. Von Zeit zu Zeit geht sie an Dämmerabenden hinaus auf den Friedhof und dort an offenen Gräbern füllt sie ihre Blumentöpfe mit Erde. Vor dreißig Jahren ist auf demselbigen Friedhofe ihr Mann begraben worden, dem sind bald nacheinander ihre drei Kinder gefolgt und zuletzt noch ein Kind ihres Kindes. All ihre lieben Leut sind hinausgetragen worden und alle will sie jetzt in ihren Blumentöpflein wieder hereintragen, in das kleine alte Haus. So wie sie einst den kranken Mann betreut, so pflegt sie jetzt die Blumen. Und diese lächeln freundlich auf zum einsamen Weiblein. Ach, wer wird denn einsam sein unter seinen lieben Leuten!

In unserem Oberlande pflegt man die Toten vom Sterbehause bis zum oft sehr entfernten Begräbnisorte zu tragen. Der Sarg ist auf zwei Stangen gebunden, die zweien Trägern — einer vorn, einer hinten — auf den Achseln liegen. Doch es gibt auch Gegenden, wo die Leichen auf Karren durch Pferde oder Ochsen befördert werden. Aber das ist merkwürdig, die Tiere können keinen Toten fortziehen; so kräftig sie auch sein mögen, der Karren rührt sich nicht von der Stelle. Es muß etwas Lebendiges zum Sarge getan werden, daß Tiere ihn weiterschaffen können. Gewöhnlich ist früher ein Vogel im Bauer auf den Karren gestellt worden. Dann ging es. Nun soll sich's dieser Tage in einem Tale ereignet haben, daß das Pferdlein den Karren mit der Leiche des Haustöchterleins ohne Anstrengung fortzog und es war doch kein lebendiges Wesen darauf. Da

rief der Vater des verstorbenen Mädchens: „Wenns dem Rössel gschlaunt, so is s Menschel noh lebi!" Und ließ den Sarg wieder ins Haus tragen. Da der Totenbeschauer das Mädchen aber neuerdings für tot erklärte, so reimte der Vater sich die Sache dahin, daß im Karren lebendige Käferlein oder Würmlein gewesen sein müßten, weil das Pferd ihn weiter brachte. „Sista hätts nit mögn migla sei!"

Das hat ein alter Bauer in meiner Heimatsgegend besser gemacht, als wir andern, die wir fluchen und schimpfen, wenn uns auf der Straße ein Autler belästigt. Dieser Bauer stapft in seinem Sonntagsgewand würdevoll auf der kotigen Straße voran, da sieht er vor sich ein Automobil daherrasen. Rasch hebt er seinen Regenschirm und winkt mit aller Lebhaftigkeit, der Mann solle halten. Der Autler denkt, er werde auf eine Gefahr aufmerksam gemacht, nimmt ein sehr langsames Tempo an und hält bei dem Bauern, um zu fragen, was los sei. „Ah, weiter nix", sagte der Alte, „ich tu mich halt schön bedanken, daß der Herr so langsam vorbeifahrt, sonst wär mein Gewand wohl recht abscheulich angespritzt worden. So und jetzt kann er schon wieder weiter fahren." Sagt's und stapft würdevoll wegshin, während der Autler natürlich einen „dummer Bauer!" brummt.

Auf dem Felde ackerte eine alte Bäuerin, handhabte den Pflug wie ein Mann und leitete noch mit einer Gerte das Zugochsenpaar. „Alleweil noch Korn anbauen!" so redete ich sie an. „So?" antwortete sie: „Was soll ein Bauersmensch denn sonst tun, als Korn anbauen!" — Ich: „Aber hier im Gebirge würdet ihr mit der Viehzucht besser wirtschaften. Ihr könnt das Korn ja doch nicht so gut verkaufen, als was es euch kostet." — Sie: „Korn verkaufen? Was sollen wir

denn nachher den Dienstleuten zu essen geben?" „Die Dienstleute fürs Korn und das Korn für die Dienstleute. Eine saubere Wirtschaft! Glaubt mir, mit der Viehzucht würdet ihr viel besser stehen." — „Das Gespött möcht ich hören von den Nachbarn: Ein Haderer-Bauer! Baut gar nix mehr an. Ist schon zum Abkratzen. Na, na, wir sind Bauern und keine Kuhhalter — verstehst?!" — Bauern und keine Kuhhalter! Da fiel mir ein, ob es nicht am Ende dem Landmanne eine Ehrensache ist, daß er Getreide baut. Er will Bauer sein, aber kein Hirte. Als ob er es empfände, daß Landbau eine höhere Kulturstufe ist, denn Viehzucht. Landbau ist Bodenständigkeit, Viehzucht streift schon an die „Zigeunerei", ans Nomadentum. Ackerbau ist Herrschaft, ist Adel. Aufs Feld werden im Bauernhof die tüchtigen Leute gestellt, auf die Viehweide Kinder und Halbkretins — zum „Halter" ist gleich wer zu brauchen. — Also angeborener Bauernstolz, wenn unser Landmann nicht ablassen will vom Getreidebau.

Zur Hochwasserzeit, die heuer nicht enden will. An den Tümpeln, Wildgräben und über die Wiesen geht ein Fremder dahin, um den Weg abzukürzen, obschon er nichts zu versäumen hat. Die Stiefel trägt er über den Achseln und watet barfuß durchs Gras. Kommt ihm ein Bauer nach, bricht vom dürren Strupp einen Ast und schreit: „Soll ih Ihnen aussihelfen aus der Wiesen? s Gras zsammtreten da! Wo eh s Wasser so viel hat Schaden tan!" Antwortet der Fremde ruhig: „Aber Bauer, deswegen bin ich ja da. Muß ja nachschauen und die Wasserschäden aufschreiben für die kaiser-königliche Statthalterei. Daß ihr armen Bauern eine Vergütung bekommt." „s selb wär brav," sagt der Bauer, „und wenn der Herr erst meinen Stadl tat sehen, dems Wasser die Grundmauern hat weggerissen. s ist aus

der Weis." „Könnten ihn ja anschauen," meint der Fremde, „wenn ich nicht jetzt ins Wirtshaus müßt', 's wird schon Mittagszeit." „Bissel hätten wir auch noch was," sagt der Bauer. So geht der Herr Wasserkommissär mit dem Bauern in den Hof, wo er mit Milch, Brot und Butter bewirtet wird und noch mit einer Eierspeise, die dem Herrn rechtschaffen schmeckt. Wie er nachher immer noch barfuß weiterschlendert auf der Straße und ein Liedel pfeift, schaut ihm die Bäuerin nach und ruft hell aus: „Gfoppt sein ma! Das ist mein Lebtag kein Kommissär nit, das ist ein Umergeher (Vagabund). Was tuts mir leid um meine Eier!" Mir hat das Spitzbubenstückel der Bauer geklagt und dazugesetzt: „Wenns Wasser und die Dummheit nit alleweil so groß wär bei uns Bauern, ma tat besser hausen." Diesmal wäre lebhaftester Widerspruch höflich gewesen, aber ich habe nicht widersprochen.

Kaum ein Jahr war verflossen seit jenem schrecklichen Juli 1866. Die Bräute der bei Königgrätz Gefallenen trugen noch dunkles Gewand. Da kam eine neue Schreckensbotschaft: In Amerika hätten sie den Bruder unseres Kaisers erschossen! Wir erinnerten uns noch lebhaft des Tages, als Erzherzog Max nach dem Abschiede von der alten Kaiserstadt an der Donau durch unser Land fuhr. In Mürzzuschlag hatte man gehört, wie er vom Waggonfenster herausrief: „Adieu, Steirer! Stehet fest wie eure Berge und vergesset den Max nicht!" Der jugendlich schlanke, freundliche Marinekommandant mit dem schönen blonden Bart. Auf Betreiben des Kaisers Napoleon III. hatte er die Kaiserwürde von Mexiko angenommen, „um jenem halbwilden Volke die Segnungen europäischer Kultur zu bringen". Man sagt, Erzherzog Max sei der einzige Mann in Europa gewesen, den Napoleon gefürchtet und deshalb wollte er ihn ent-

fernen. Der hochgemute Idealist ließ sich verlocken. Unter französischen Schutztruppen war er am 28. Mai 1864 in Veracruz gelandet. Als sich aber bald gegen ihn in seinem jungen Kaiserreiche die Revolution erhob, zog Napoleon die Schutztruppen zurück, Maxmilian wurde gefangen, zum Tode verurteilt und am 19. Juni 1867 erschossen. — Die Nemesis ereilte den treulosen „Schutzherrn“ an der Seine sehr bald. Ungefähr so lange, als Kaiser Max in Mexiko regiert hatte, regierte Napoleon noch sein Frankreich, dann war er — der einen deutschen Fürsten verraten — der Gefangene deutscher Fürsten. — Dieses Gedenken überkommt mich jetzt auf einem stillen Berge in Krieglach-Alpel am 40. Jahrestag von Maxmilians Tod. Aus ferner Jugendzeit ragt jene titanische Geschichte auf wie ein erratischer Block über blühenden Almmatten.

„Roseggers Poesie will, auf Fundament aus Flugsand gestützt, einen Gegenbau gegen das Christentum aufführen, bestehend aus Rationalismus, durchaus subjektiver Abfindung mit den Dogmen des Christentums überhaupt, den Ergebnissen seiner ‚Forschungen‘ auf theologischem Gebiete, Anfeindung des Priesterstandes, Pikanterie, feilem Spott; die Studien, die dieser ‚Missionstätigkeit‘ zugrunde liegen, können nicht weit her sein, sonst wären solche Ungeheuerlichkeiten, wie R. sie sich leistet, nicht möglich.“

Solches Urteil fällt über mich ein Dr. K. Macke, welcher unter der einst so angesehenen Flagge von Vilmars „Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ seine zelotisch verbohrten Meinungen feilbietet. Es ist eine jener aufgelegten Fälschungen meiner Absichten und Leistungen, mit denen eine gewisse Partei im Namen der katholischen Kirche seit Jahrzehnten mich beim deutschen Volke in Mißkredit zu bringen sucht. „Ich will einen

Gegenbau gegen das Christentum aufführen." „Ich gebe mich als Forscher auf theologischem Gebiete aus." „Ich feinde mit feilem Spotte den Priesterstand an." — Ja! Gewisse Schäden der Kirche und gewisse typische Vorkommnisse im Priesterstande habe ich nicht mit feilem, sondern mit zornigem Spotte gestriegelt und freue mich, diese unsaubere Arbeit hinter mir zu haben; sonst müßte ich sie heute noch verrichten. Mein Gewissen hat mich gezwungen, alles, was ich an dieser Welt, an meinen Mitmenschen und an mir selbst für schlecht hielt, zu verwerfen, sowie ich anderseits mit Hochgefühl alles Gute und Schöne, das mir begegnet, mit meinem geringen Können poetisch zu verherrlichen getrachtet habe. Welcher weltliche Schriftsteller unserer Zeit hat so viele edle Priestergestalten geschildert als ich! Wenn manche derselben erdichtet werden mußten, so kann doch ich nichts dafür! Theologische Forschungen zu machen ist mir nie eingefallen, außer daß ich in den Herzen der Menschen der Gottessehnsucht und ihrer verschiedenartigen Form nachgegangen bin und meine eigenen Empfindungen und Gedanken darüber freimütig ausgesprochen habe. In lyrischem Hange nur ausgesprochen. Den Hochmut, meine Meinung für die einzig richtige zu halten und andere dazu bekehren zu wollen, habe ich den Pharisäern nie streitig gemacht. Meine ethische Absicht seit vierzig Jahren ist, die Güte, die Treue und die Tüchtigkeit zu feiern, die Liebeslehre Jesu Christi in Dichtungen wie im Leben zu verkörpern und im Glauben an ein ewiges persönliches Leben Frohheit und Zuversicht in unser jetziges Dasein zu bringen. Wenn das ein „Gegenbau" gegen das Christentum ist, dann allerdings bin ich jener greuliche Antichrist, als den diese eifernden Seelenwildschützen mich schon so oft abgeschlachtet und ihren Lesern als Höllenbraten vorgesetzt haben.

Einen Hirten, der auf der Alm hundertunddreißig Stück Vieh zu beaufsichtigen hatte, die alle von gleicher Rasse sind, fragte ich, ob er denn die verschiedenen Rinder alle persönlich kenne, das heißt jedes von jedem anderen unterscheiden könne. Seine Antwort: „Das ist wohl keine Frag' für einen, der selber einmal Halter gewesen." Da erinnerte ich mich, wie ich einst als Hirtenknabe jedes Stück unseres großen Viehstandes, ja sogar viele Individuen der Nachbarsherden genau kannte. Von weitem schon auf den ersten Blick unterschied und erkannte, während dem ungeübten Auge doch ein Ochs wie der andere aussieht. Und heute vermag ich nicht einmal die Menschen meiner Nachbarschaft genügend zu unterscheiden. Deshalb ist es wohl bedeutsam, wenn der neunzigjährige Holzknecht-Anderl, der mich als Knaben gekannt, jetzt dem „studierten Herrn" manchmal sinnend zuschaut, dabei den Kopf schüttelt, murmelnd: „Und ist einmal ein so gescheites Bübel g'west!"

Im Dorfwirtshause saß ein dickes Stadtherrlein, das auf Sommerfrische da ist, rauchte Zigaretten, las in der Zeitung und höhnte. Er verhöhnte die eben tagende Haager Friedenskonferenz. Er hatte Ärger darüber, daß diese Bewegung zu einer politischen Macht heranwächst, mit der selbst Zeitungsschreiber rechnen müssen. Er begann zu dozieren, daß solche Friedensbewegung die Politik der Feiglinge sei und daß die Menschheit, wenn sie sich nicht schlägt, faulen müsse. „Damit's nit faulen!" sagte der Wirt, da hatte jener Eine in der Wange. Der also nach eigener Lehre politisch Bedachte tat eine wütende Bewegung, als ob er zurückschlagen wolle, tat's aber nicht, sondern verzog sich knurrend. Im Angesichte des wuchtigen Wirtes hatte er seiner Revanchegelüste vergessen. Der Wirt hat zwei Söhne beim Militär und denkt über

Krieg und Frieden anders als ein großmäuliger Wicht, der weit vom Schuß ist.

An einem schönen Sommertage führte ich das erstemal meinen ältesten Enkel, den kaum fünfjährigen Walter, nach Krieglach-Alpel. Der Kleine fand sich in den Bergen und Wäldern sofort zurecht. Er fand sie ebenso selbstverständlich wie das Meer, das er kurz vorher gesehen. Aber das eine bemerkte er: Auf dem Meere hänge der Himmel ins Wasser hinein, hier ständen die Berge in den Himmel hinauf. In mein altes Vaterhaus tretend blickte er einmal in den dumpfen, dunklen Raum umher und fragte: „Großvater, wo ist denn hier der Salon?" Da habe ich ihn ins Freie geführt, auf die grüne Matte zwischen hohen Fichten und Lärchen. Dort suchte er den merkwürdigen Baum, „wo der Urgroßvater auf der Tanne saß", auf die er sich, von Wölfen verfolgt, geflüchtet hatte. Es fand sich im jüngeren Baumgeschlecht keiner, der dem in der Erzählung ähnlich sah. Dann ging der Kleine wieder ins Haus und fragte mich, wo mein Kinderbettel gestanden, wo meine Mutter den Milchpapp gekocht, auf welcher Bank ich ihn gegessen, in welchem Winkel ich meine Spielsachen gehabt hätte. Wie einem Großvater da ums Herz wird, wenn der kleine Enkel so in seine ferne Kindheit hineinschaut! Wie er sich selber wieder sieht in dem Knaben, der in diesem altersmüden Hause lustig umherläuft, als sei auch er da geboren. Wie man da wieder den ewigen Ring des Lebens fühlt! — Als ich nachher dem Kleinen ungeschickterweise auch die alten Grundmauern zeigen wollte, auf denen einst die Wirtschaftsgebäude gestanden, und ihn aufmerksam machen wollte auf das Hochwaldmeer des Teufelsteins und die weite Aussicht ins blauende Wechselgebiet, da waren ihm die Heidelbeeren Hauptsache geworden, wie er bis an die Brust im hohen Heide-

kraut herumstieg mit dem blaugefleckten Gesichtlein. Manchmal stand er ein wenig still und schaute träumerisch hin. Er träumte wohl von fernen Zeiten, da in dieser Gegend die Wölfe und Bären waren und auf alten Bäumen die Urgroßväter wuchsen, und träumte von den lichten Wolkengestalten, die über den Wipfeln ihre weißen Tatzen ausreckten und ihre aufgesperrten Rachen. Und mitten unter solchen Ungeheuern naschte er ruhig Heidelbeeren. Der Waldbauernbub, wie er im Büchel steht, vor vielen Jahren in der „Waldheimat" beschrieben.

Der deutsche Michel hat einen festen Schlaf. Alles Schriftwerk und Witzwerk, ihn zu wecken, ist nichts als ein Nasenkitzeln mit dem Strohhalm. Er niest und duselt weiter. Mit einem Eichenknüppel muß man ihm auf den Buckel hauen, daß er bei nahender Gefahr aufwacht. Dann dankt er nicht, daß er geweckt worden, sondern schimpft, daß er geschlagen wurde.

„Wie denken Sie über die eheliche Treue?" fragte mich ein Besucher aus der Großstadt. — Wie ich darüber denke? Das ist ganz gleichgültig. Fragen Sie doch lieber, wie ich's damit halte. Ich will es Ihnen offen sagen. Die Sache ist interessant und ich kann wohl mitreden. In der Jugend, der armen, der gottfrohen, hat's für mich nicht allzuviele Versuchung gegeben, also auch nicht viele Tugend. Im Laufe des Lebens habe ich erstere kennen gelernt und letztere nicht immer mit leichter Mühe bewahrt. Ein Entscheidendes war, daß man kein Schuft werden will. Jedem Geschäftsmann hält man das Versprechen, und gerade dem liebsten Menschen nicht? Übrigens wäre auszuführen, daß in dieser Sache doch weniger das „Versprechen" mitspricht, als praktische Erwägungen. Man setzt mit dem Treubruch doch einmal gar zu viel an Lebensglück auf das

Spiel. Außerhalb wie innerhalb des Kreises wachsen dem Treulosen Widerwärtigkeiten und können ihm unter Umständen so sehr über den Kopf wachsen, daß sie alles häusliche Glück, alle sittliche Kindererziehung, oft auch alle geordneten wirtschaftlichen Zustände völlig ersticken und zerstören. Ich habe zu viele derartige Beispiele gesehen, als daß sie nicht imstande gewesen wären, den Versuchungen ein Gegengewicht zu bieten. Das Stärkste daran tut allerdings die Liebe zur eigenen Frau. Man will durch Augenblickserfolge auch nicht das Große und Beständige verscherzen. — „Das sind Ausnahmen", sagte mein Besucher wegwerfend.

Wir leben in einer Zeit der Ehebruchriecherei. Die haben wir noch von dem französischen Lustspiel und auch von der modernen Literatur. Ich vermute, daß der Ehebruch häufiger in der Dichtung vorkommt als im Leben. Um so folgenschwere Dummheiten zu begehen, dafür sind die meisten Leute, wenn auch nicht zu gut, so doch zu klug.

Auf meiner Wanderung im Gebirge begegnete mir ein alter Stelzfuß. Ich hatte ihn schon lange gesehen heranhumpeln über die breite Wiese jenseits des Baches. Erst merkte ich es kaum, ob er ging oder stand — so mühsam war's. Der eine Fußstumpf versank bei jedem Schritt in den Sumpf, aus dem er sich mit dem andern Bein und mit dem Stocke grausam schwer hervorarbeitete. Wie bei einem zertretenen, schwerverletzten Wurm, so jämmerlich ging's voran. Endlich kam er zum Bach, über den ein schmaler, geländerloser Steg führte. Erst sah ich ihm zu, wie er das machen würde. Schon der Stock glitt aus auf dem glatten, wagerechten Baumstamm. Sein lebendiger Fuß stand, aber wie schwankend und unsicher! Der Stelzstrunk konnte keine rechte Stütze finden. Allbeide hatten wir dann tüchtig zu tun, bis er

über dem wilden Gebirgsbach war. — Wohin er noch wolle, so nahe dem Abend? — Mein Gott, das wisse er nicht. — „Wäret Ihr doch dort oben im Bauernhof geblieben.“ — „Haben mich halt nit behalten. Bin ihnen halt zu unsauber und hätten keinen Platz für fremde Leut. Wär ihnen erst vorige Woche so einer mit des Bauers Zwilchrock durchgegangen. Herr, schauns mich einmal an! Ich durchgehen!“ — „Wo seid Ihr denn daheim?“ darauf meine Frage. — „Drin in der Veitsch. Zuständig bissel in Mitterdorf. Haben auch keinen Platz für mich, haben gesagt, danchigehen (fortgehen) soll ich.“ — „Wieso seid Ihr denn ums Bein gekommen?“ — „Stumpffuß mit auf die Welt gebracht. Hab reiche Verwandte gehabt; überaus reich. Ich überaus arm. Geh ich halt jetzt wieder bissel umeinander, daß ich was z essen find. Heut noch nix, wie Schwarzbeeren“. Alte verschwammte Lodenlappen hingen an seinem verbogenen Körper. — Wenn ihm die Reichen keine Herberge geben, dachte ich, so muß er's halt bei Armen probieren. Ich wußte in der Nähe ein verfallendes Bauernhaus, wo ich bekannt bin. Dort lebt ein altes Weiblein mit drei Töchtern, die ihr — sie wußten wohl selbst nicht recht, woher — eine Menge Enkel ins Haus gebracht hatten. Kränkliche, krüppelhafte Geschöpfe. Leben alle miteinander von einer mageren Milchkuh, Erdäpfeln und Waldfrüchten. Erst ein paar Tage vorher hatte mir das alte Weib geklagt, sie und ihre Leuteln seien die Ärmsten. So arm wie sie sei niemand in der ganzen Gegend. Und zu diesen Ärmsten — ihr Haus stand gleich hinten in einem Seitengraben — habe ich den Stelzfuß hingewiesen. „Sprecht dort nur: der Peter hätt gesagt, sie sollen Euch behalten und Euch eine warme Suppe geben.“ — Von dem ihm gereichten Geldstück konnte er wohl nichts herabbeißen. Er möge aber dort seine Sache bezahlen. — So hat sich die armselige

Kreatur weitergeschliffen gegen das kaum zwanzig Minuten entfernte Grabenhaus. Der Arme dürfte länger dahin gebraucht haben, als ich in mein fast zwei Stunden entferntes Quartier.

Als ich einige Tage später wieder bei der Alten im Grabenhaus zusprach, rief sie mir schon entgegen: „Den Krüppel letztens haben leicht Sie mir zugeschickt? Alle Heiligen, ist aber das ein armer Leut g'west! Dagegen sind wir noch reich, hab ich zu meinen Töchtern gesagt." — „Seht Ihr! Seht Ihr!" lachte ich, „so hat Euch der Allerärmste reich gemacht."

In mein Sommerhaus kam eines Tages ein junges, zartes Bürschchen mit Wanderstock und Rucksack. Ein Gymnasiast aus Wien, ärmlich und bescheiden. Er besitze von mir ein paar Bücher und bitte um eine Zeile von meiner Hand. Sehr gerne! Auf meine Fragen erzählte er seinen Reiseplan. Über Eisenerz durchs Gesäuse ins Ennstal, dann durch das Salzburgerland und Oberösterreich nach Wien zurück. — Ob in Wien seine Familie lebe? — „Die Mutter." Er werde hoffentlich streckenweise fahren. „Das nicht. Alles zu Fuß, drei Wochen lang." Ich fragte, ob er schon früher einmal gereist sei? „Ja. Einmal von Wien in den Wienerwald, zwei Tage lang." Seine Ausrüstung kam mir ungenügend vor, er hatte nicht einmal einen Überrock. Ob er genug Geld bei sich habe? „Ja, gewiß!" — „Wieviel denn?" — „Drei Gulden." — „Und damit wollen Sie eine drei Wochen lange Fußreise machen?" — „Ich habe ziemlich viel Brot bei mir." — „Sie scheinen keine Ahnung zu haben, was die Einkehrhäuser kosten." — „Ich brauche keins. Seit Wien her habe ich zweimal im Freien geschlafen." — „Aber das geht nicht immer. In den Alpen gibt es auch im Sommer kalte Nächte." — „Dann vergrabe ich mich irgendwo in

einen Heustadl." Das war dem treuherzigen Jungen alles so klar und selbstverständlich. Mir gefiel er, mich dauerte er. — „Junger Wandersmann", sagte ich und hielt ihm eine kleine Gabe hin, „das müssen Sie mitnehmen!" Er errötete und hielt die Hände hinter den Rücken. Er weigerte sich so sehr, daß ich beschämt war. Aber Sie müssen es mitnehmen. Für alle Fälle. Wenn Sie's nicht brauchen, so können Sie mir's ja gelegentlich zurückschicken. Ganz gelegentlich, wenn Sie einmal recht wohlhabend sein werden. Denken Sie an Ihre Mutter und wie Sie gesund zu ihr heimkommen!" Da nahm er's. Und ist davongegangen.

Vier Wochen später erhielt ich einen Brief von demselben Jungen aus Wien. Freilich hat er's gut brauchen können. Er habe nicht gewußt, daß eine solche Reise so streng sei. Aber nun wolle er's mit vielem Danke zurückzahlen. Das Stückchen lag bei. Und habe ich's nachträglich vernommen, daß er das einzige Kind einer armen Beamtenswitwe ist. — Solche Erlebnisse frischen den Glauben an die natürliche Vornehmheit des Menschen wieder auf.

Im Hof ein junges Reh, das bei seiner Geburt eingefangen und mit Kuhmilch erzogen wurde. Und im Hof Haushunde. Das Reh spielt mit den Hunden, diese scherzen mit dem Reh. Da kommt aus der Nachbarschaft ein Jagdhund gelaufen. Wir sehen es und, um das Rehlein besorgt, eilen, dasselbe einzufangen und zu schützen. Kommen aber zu spät. Das Reh geht dem Jagdhund entgegen, dieser steht verblüfft still, das Reh springt mit den Vorderfüßen an ihn hinauf und beide Tiere beginnen miteinander zu schäkern. — Es ist zwischen beiden gar keine Feindseligkeit vorhanden, keine Furcht bei dem Reh, keine Blutgier bei dem Jagdhunde. Wer ist es, der die Tiere aneinander hetzt? Die Natur ist

es nur bei den wilden Tieren, wenn es sich um Hunger oder Liebe handelt. Der Mensch, diese ungeheuerlichste aller Bestien, ist es, der die erst gezähmten Tiere künstlich einander zu Feinden macht.

Ein junger Amerikaner ist herübergekommen. Der hatte schon vor Jahren mit mir Bekanntschaft gemacht, d. h. zu Boston auf der Hochschule mit meinem „Waldschulmeister“, der dort sein Lesebuch für die deutsche Sprache gewesen. Nun ist er da und lädt den Verfasser jenes Lehrbuches ein zu Spazierfahrten auf seinem großen Automobil, das er — rechts am Chauffeur sitzend — persönlich leitet. So bin ich heute in Begleitung seiner Schwester und meiner Frau mit dem Motorwagen von Wien nach Krieglach gefahren. Schöner, warmer Herbsttag, so daß trotz der schnellen Fahrt die Luft wohlig an die Wangen schlug. Als vor einem halben Jahrhundert der Waldbauernbub in umgekehrter Richtung dieselben Straßen gewandert, „um den Kaiser Josef zu suchen“, hat der kleine Phantast doch nicht träumen können, daß er einst hier vornehm auf einem unerhörten Zauberwagen fahren würde. Ein Wagen, der ohne alles Gespann mit Eilzugsschnelligkeit dahinrast — über die weite Ebene, talab, bergauf, das ist ihm ganz gleich. Bis Gloggnitz konnte ein rüstiger Personenzug mit unserer schnellen Kutsche wetteifern. Von Gloggnitz bis auf die Semmeringhöhe — der Schnellzug braucht drei Viertelstunden — sind wir in zwanzig Minuten gefahren! Es war meine erste größere Automobilfahrt und schon ist man's gewohnt, als ob es immer so gewesen! Ich gewann auch Stimmung, die Gegend zu betrachten, die sich ganz anders stellt, als zur Eisenbahnfahrt. Wie mein junger Amerikaner fährt — vorsichtig, gleichmäßig, rücksichtsvoll, gewissenhaft in jeder Beziehung — da gibt es freilich auf der Straße keine

Klage. Vor jedem Hühnchen, das ungeschickt in den Weg läuft, schwenkt das Fahrzeug vorsichtig oder hält nahezu still, bis das Tier sich retten kann. Das ist ganz selbstverständlich, aber nicht jeder tut's. Wir hörten daher auch kein Fluchwort, vielmehr wurden wir vielfach gegrüßt und die Kinder riefen uns mit Hutschwenken fröhlich Heil! zu. Unter solchen Umständen habe ich mich nicht einmal geschämt, auf der Straße als reicher Mann zu gelten. Ich glaube, man könnte auch das gewohnt werden.

Ein völlig neues Erlebnis in der Heimat. Ein steirischer Dorfkaplan gewinnt durch seinen vornehmen Charakter, seine tiefe Religiösität, durch seinen Takt in religiösen Streitfragen und besonders durch sein Wirken in wirtschaftlichen Angelegenheiten das vollste Vertrauen der Bevölkerung. Die Leute lieben den Mann, der selbstlos, klug und tapfer und vor allem ohne jegliches Sonderinteresse für ihr Wohl eintritt. Dieses Zeugnis geben ihm Gegner wie Freunde. Sein Anhang in der Gegend vermehrt sich von Tag zu Tag, das Volk vergöttert ihn. Das wird dem Bischof zuwider. Menschen sollen ja nicht vergöttert werden! Der Kaplan wird auf einen anderen, fernabliegenden Posten versetzt. Dagegen erhebt sich die Bevölkerung. Aus neun Pfarreien sammeln sich 24 der angesehensten Männer und gehen nach Graz zum Bischof, um zu bitten, daß der Kaplan an seinem alten Posten belassen werde. Ein ungnädiger Empfang, ein ablehnender Bescheid. Der Kaplan muß fort! Wie dann ins Dorf der Wagen kommt, um den Liebling des Volkes wegzuführen, rotten sich die Leute zusammen, belagern Straße und Brücke, heben den abreisenden Kaplan aus dem Wagen und führen ihn wieder in den Pfarrhof zurück. Sie erklären, keiner Gewalt weichen zu wollen, halten die Wege besetzt und laden

Pöller, um nötigenfalls aus Berg und Tal noch mehr streitbare Männer zur Verteidigung zu alarmieren. Der Kaplan erklärt sich bereit, seinem Vorgesetzten zu gehorchen; das hilft ihm nichts, er ist gewissermaßen des Volkes Gefangener. Gegen die Kirchenbehörde steht die Menge, drohend und entschlossen. — Das geschieht heute und in einem Landwinkel, der bisher als rückständig gegolten hat und „der schwarze" genannt war. Nun fand es die kirchliche Obrigkeit an der Zeit, nachzugeben. Sie tat es taktvoll, das Volk dankte jubelnd, so hat sichs zu allgemeinem Wohlgefallen gelöst. Der Kaplan bleibt auf seinem beschwerlichen Posten zu Stubenberg an der Feistritz, wo er sein Wirken für das Volk fortsetzen kann.

Da wird folgendes Stücklein erzählt von einem frommen Wiener. Der ging mit der Kreuzschar nach Mariazell, machte am Abende der Ankunft den Lichtelumgang mit und begab sich hierauf zum Beichtstuhl. Am nächsten Morgen blieb er im Bewußtsein erfüllter kirchlicher Pflicht lange im Bette, und genoß dann zum Frühstück eine große Portion Bäuschel und ein paar Krügel Bier! Das ließ er sich schmecken und bei dem saß er noch, als seine Wallfahrtsgenossen von der Kirche zurückkamen. Wie er die kommen sah, tat unser guter Wiener einen Schrei: „Verdammt! jetzt hab ich auf das Speisengehen (die Kommunion) vergessen! Jetzt bin ich nicht mehr nüchtern, Höllsaggra! Gefruhstuckt hab ich. Pater, was ist zu machen?" — Antwortete der Geistliche lustig: „Wenn S' heut beim Kartenspielen 's Fluchen sein lassen und keine andere Todsünde begehen, so erlaube ich Ihnen morgen früh die Kommunion." Das Fluchen soll der fromme Wiener am selben Tag sein gelassen haben, doch hat er sich abends mit der Kellnerin bissel unterhalten; am nächsten Morgen, wie

er zur Kommunion gehen will, besinnt er sich: — „Ah, ich laß 's bleiben."

Irgendwo hatten die Freidenker eine Versammlung, um wieder einmal öffentlich die Freiheit des menschlichen Geistes zu manifestieren. Bei diesen Freidenkern waren nun auch ein paar Freiredner, die das sagten, was sie dachten. Darüber wurden alle miteinander raufend. Über solche Freidenker bin auch ich so frei, mir mein Teil zu denken. Es zu sagen natürlich nicht, da könnte mir was passieren. Da verstehen die „Freidenker" keinen Spaß. „Jeder kann frei sein absolut, wenn er meinen Willen tut", variiert mancher „Freidenker". — Die Freiheit, die ich meine, sieht anders aus.

Ich weiß einen Kritiker, der die Rezensionsexemplare meiner Bücher in den Ofen warf und am nächsten Tag in der Zeitung mit Begeisterung von Licht und Wärme sprach, die meine Schriften ausstrahlen.

Heute war die Hochzeit der Deutschen Notburga Lahmbacher mit dem Tschechen Wenzel Prsczmil. Und das hat sich so gemacht. Der Tischlermeister Johann Lahmbacher ist ein strammer Deutschnationaler. Er ist eingeschrieben bei allen deutschnationalen Vereinen und er fehlt bei keiner Vereinsversammlung im Lande. Er hält auch begeisterte Werbereden, nimmt jede Gelegenheit wahr, um im Parteisinne tüchtig loszuziehen gegen die Juden, Ungarn, Slowenen und Katzelmacher. Aber kein hohler Wortheld ist er, auch bei Barleistungen läßt er sich nicht spotten, kurz, er widmet sich mit Leib und Seele der deutschnationalen Idee. Aber, leidet nicht sein Tischlergewerbe darunter? Es litte darunter, wenn Meister Lahmbacher nicht klug vor-

gesehen hätte. Einen tüchtigen Werkführer hatte er aufgenommen, der das Geschäft leitete, fleißig arbeitete von früh bis abends, und von seinem Ersparnis die aufsteigenden Schulden bezahlte. So konnte der Meister sich ganz verlassen auf seinen Werkführer, den er mit Behagen arbeiten sah, daß die Schwarten krachten, während er — der Meister selbst — als Herrenmensch seinem Edelvolke leben konnte. Nun aber tat der Werkführer Wenzel ein übriges, er verliebte sich in des Meisters Töchterlein Notburga, und als der Vater dazwischenfahren wollte, wies es sich, daß er dem Wenzel das Haus und der Wenzel dem Töchterl das — Heiraten schuldig war. So hat sich das gemacht. So hat der Meister Lahmbacher die nationale Sache gefördert. Heute steht über der Tür seines Vaterhauses zu lesen: „Wenzel Prsczmil, Tischlermeister."

Wenn ich des Abends Gäste habe, pflege ich nach dem Nachtmahl mit ihnen noch eine Zigarre zu rauchen; dann, etwa um 10 Uhr, erhebe ich mich und sage: „Bitte, nach Belieben zu bleiben, meine Herrschaften, für mich ist Schlafenszeit!" Und gehe zur Ruhe. Nun sagte mir vor kurzem eine gesellschaftskundige Dame allen Ernstes, daß sich ein solches Abfahren des Hausherrn durchaus nicht schicke, auch nicht, wenn eine andere Repräsentanz des Hauses bei der Gesellschaft zurückbleibt. „Der Hausherr wie die Hausfrau haben zu bleiben, bis der letzte Gast sich erhebt und fortgeht." Dieser Dame tat ich gestern was an. Da ich wiedereinmal meine schlaflosen Nächte habe, so folgte ich ihrer Einladung für den Abend und blieb dann bei ihr sitzen bis 2 Uhr früh. Sie gähnte erbärmlich, das rührte mich nicht, ich war grenzenlos langweilig und blieb sitzen, bis sie um halb 3 Uhr plötzlich ausrief: „Ach ja, lieber Doktor, unter Umständen darf wohl auch die Hausfrau

wie der Hausherr sich zurückziehen. Bleiben Sie nach Belieben sitzen. Guten Morgen!“

Von den mancherlei Übeln, mit denen mein guter Stern mich verschont hat, nenne ich den Neid. Einmal aber hatte ich doch eine Empfindung, die dem Neide nahe kam. Als junger Mensch hatte ich ein Volksstück: „Der Dorfkaplan“ geschrieben, über das mein sonst so gütiger Freund Doktor Svoboda ein vernichtendes Urteil fällte. Wenige Tage darauf wurde in Graz das neue Volksstück eines bishin ganz unbekannten Autors Gruber aufgeführt, das einen ähnlichen Stoff wie mein vernichtetes Drama behandelte und das einen glänzenden Erfolg hatte. Ich war im Theater und da tat's mir bitter leid, daß dieses Stück so großen Gefallen fand oder vielmehr, daß nicht ich dieses Stück geschrieben hatte. Aber noch in derselben Nacht fiel es mir ein: Nicht daß du dieses Stück nicht geschrieben hast, entehrt dich, sondern, daß du einer so niedrigen Empfindung fähig bist. Hüte dich, daß sie nicht zur Gesinnung wird! Schon bei der nächsten Aufführung, der ich wieder beiwohnte, konnte ich mich recht vom Herzen freuen über diesen „Pfarrer von Kirchfeld“. Und als er von der Kritik geringschätzig behandelt wurde, war es mir Bedürfnis, öffentlich begeistert dafür einzutreten. Ich war erlöst von dem Dämon und freute mich so herzlich über Anzengrubers Bühnenwerk, als ob ich es selbst geschaffen hätte. So bin auch ich auf meine Rechnung gekommen.

In einem Orte unweit Wiens, den nicht zu nennen ich gebeten wurde, war ich zu einer Vorlesung geladen. Bei meiner Ankunft am Bahnhof zur bestimmten Stunde fiel es mir auf, daß der vom Komitee zugesagte Wagen nicht da war. So mußte mich erst das Plakat belehren, in welchem Lokal die Vorlesung stattfinden würde und

in welchem für mich auch ein Zimmer bestellt war. So ging ich in dieses Hotel, aber da hieß es: „Kein Zimmer zu haben. Alles besetzt!" — „Aber für mich muß doch eins reserviert sein." — „Werter Name?" — „Rosegger." — „Ah — Rosegger", sagte der zerstreute Portier, „der ist schon auf seinem Zimmer, ersten Stock, Nummer 3." — Rosegger schon auf seinem Zimmer? Das interessierte mich. Möchte seine Bekanntschaft machen. Ich ging nach Nummer 3 und klopfte an. Kam da ein Stubenmädchen: „Bitte, Herr Rosegger läßt niemanden vor. Er will Ruh' haben." Aber der Rosegger bin ja ich selbst! wollte es mir schon entfahren, dachte aber: Da ist etwas dahinter. Lass' es sich entwickeln. „Haben Sie nicht für mich ein anderes Zimmer?" Da wurde ich in eine dunkle, frostige Hofkammer gebracht. Dort wartete ich nun auf die Stunde der Vorlesung. Sie nahte, ich sah durchs Fenster die Leute durch den Hof in den Saal eilen. Es schlug sieben Uhr, da die Vorlesung beginnen sollte. Aber niemand erschien bei mir, um mich, wie üblich, in den Saal zu führen. Bin ich doch neugierig, wer jetzt die Vorlesung hält, dachte ich und wollte hingehen als Zuhörer. Auf der Treppe begegneten mir aufgeregte Komiteemitglieder, starrten mich einen Augenblick an: „Ach — sollten —. Entschuldigen, sind Sie vielleicht —? Wir suchen den Herrn Rosegger." — „So?" sagte ich, „na, da ist einer. Wenn der recht wäre?" Also die Vorlesung mußte doch ich halten. Lösung des Rätsels: Mit einem Zuge früher als ich war im Hotel ein Herr erschienen, der sich mit meinem Namen vorstellte und also auf das für mich bereitete schöne und wohldurchwärmte Zimmer geführt wurde, wo er es sich behaglich machte, zur Jause kalten Aufschnitt und Rotwein kommen ließ und vor der Vorlesung ohne alle Förmlichkeiten — abreiste.

Bekannte Schreibersleute wissen viel vom Geplündertwerden zu erzählen.

Was mich anbelangt, so vergeht kaum ein Jahr, ohne daß irgendein Fetzen meiner Schriften oder gar ein ganzes Stück unter einem fremden Verfassernamen irgendwo erscheint. Entweder wörtlich abgeschrieben oder etwas „bearbeitet und verbessert". In letzterem Falle pflegt der rechtmäßige Autor in der Verfolgung des Diebstahls nicht allemal rigoros zu sein, denn Gedanken sind zollfrei, und es ist nicht immer haarscharf zu entscheiden, wo bei geänderter Form das Eigentumsrecht des Autors aufhört und das Eigentumsrecht des Bearbeiters anhebt. Empfindlicher jedoch ist der Schriftsteller im ersteren Falle, wenn seine Arbeit wörtlich als die eines andern abgedruckt wird. Zumeist geht es hierin den Plünderern weniger um die „Ehre", als ums Honorar, es sind derlei literarische Entwendungen also Diebstähle ganz gemeiner Art.

Um die Ehre, ein Dieb zu sein, ging es — meinem älteren Tagebuch nach — jenem fleißigen Schreiber in Graz nicht, der seinerzeit mit Nachahmung der Handschrift meine schon gedruckte Erzählung „Der Soldatenbrief" abschrieb, unter meinem Namen an die Münchener „Fliegenden Blätter" schickte mit dem Ersuchen, das Honorar dafür unter einer gewissen Chiffre postlagernd Graz zu hinterlegen. Die Sache mißlang dem Schelm, „Der Soldatenbrief" wurde in den „Fl. Bl." zwar abgedruckt, das Honorar aber schlug einen anderen Weg ein, und der Arme hatte nicht einmal seinen Abschreiberlohn. — Um Ehre ging es aber jenem Herrn Paril in Wien, der meine Geschichte „Am Fenster der Liebsten" abschrieb und unter seinem Namen in ein Wiener Blatt gab. Allein auch für diesen Gauner kam nichts heraus, als daß er niederknien mußte, ein Geständnis ablegen und versprechen, es nicht mehr zu tun.

Doch den wenigen Fällen, wo die sauberen Herren erwischt werden, dürften andere gegenüberstehen, von denen man nichts erfährt, und kann unter Umständen die Sache auch eine ernstere Seite zeigen. So schrieb mir eines Tages ein Leser aus Berlin, er hätte nicht geglaubt, daß der Rosegger seine Novellen aus alten Zeitschriften zusammenschreibe. Die Geschichte „Maria im Elend“, die er in meiner neuen Volksausgabe finde, habe er schon im Jahrgang 1888 eines ostpreußischen Provinzblattes gelesen und der wirkliche Verfasser heiße: H. Windricher. Allerdings konnte ich dem belesenen Berliner sofort mitteilen, daß die Novelle „Maria im Elend“ schon im Jahre 1879 in meinem Buche „Mann und Weib“ *) abgedruckt gewesen und deren noch wirklicherer Verfasser meinen Namen trage. Wenn man von solchen Aneignungen zufällig nichts erführe, oder tot wäre, oder sich sonst nicht rührte, so könnte der Bestohlene noch dazu als Plagiator angesehen werden. So ist vor einiger Zeit in einem rheinischen Blatte mein Gedicht „Därf ih s Dirndl liabn?“ in plattdeutscher Mundart erschienen mit dem Hinweise darauf, daß selbiges nicht, wie irrtümlich angenommen werde, von Rosegger sei, sondern daß es schon in den Siebzigerjahren von einem norddeutschen Dichter verfaßt worden wäre. So mußte ich wieder einmal meine alten Papiere hervorkramen und dartun, daß genanntes Gedicht schon im Juli 1865 von mir gedichtet, in demselben Monate unter meinem Namen in der Grazer „Tagespost“ erschienen und dann in vielen Blättern nachgedruckt worden war. Tatsächlich war das in den Sechzigerjahren zu Graz entstandene steirische Gedicht in den Siebzigerjahren von einem Norddeutschen in die plattdeutsche Mundart übersetzt worden und der Übersetzer hatte wohl „der Einfachheit halber“ nur seinen Namen dazugeschrieben.

*) Jetzt „Buch der Novellen“.

Das einige Beispiele, wie leicht und häufig gewisse „Schriftsteller“ geneigt sind, fremde Erzeugnisse an Kindes Statt anzunehmen. — Daß man jedoch gegen derlei Adoptierungen nicht zu nachsichtig sein soll, das beweist eine kleine Erfahrung, die mir in späterer Zeit begegnet ist.

Die Lehrer- und Erzieherzeitschrift: „Schule und Haus“ in Wien brachte in der Augustnummer 1897 einen Aufsatz unter dem Titel: „Sonntagsgedanken über Religion von Dr. J. Z.“ Als ich diese Arbeit zu lesen begann, heimelte sie mich an, ich war mit allem darin Gesagten einverstanden, hatte mir ja alles selbst schon so gedacht. Allmählich kam ich d'rauf, daß es nicht allein meine Gedanken, sondern auch meine Worte waren. Jetzt suchte ich nach den Anführungszeichen, mit denen man Zitate zu begrenzen pflegt, aber es fanden sich weder solche, noch eine Quellenangabe, und es waren auch nicht Zitate, es war einfach der Aufsatz aus einem meiner Bücher. Um das im Falle eines Vergleiches für den ersten Augenblick dürftigst zu bemänteln, war der Anfangssatz geändert und der Schlußsatz weggelassen. In allem übrigen stellte es sich dar als das Kapitel: „Sonntag“ aus dem Buche: „Allerlei Menschliches“.

Die Redaktion von „Schule und Haus“ war da einmal aufgesessen, was jeder Redaktion passieren kann, wenn den Einsendern nicht mehr zu trauen ist. Wir wollten ein Exempel aufstellen und den Herrn Dr. J. Z. dessen voller Name uns bekannt ist, einsperren lassen. Dieser aber hielt sich persönlich weitab und verlegte sich aufs Bitten. Er schrieb Briefe an die Redaktion und an mich, ihm das „Versehen“ zu verzeihen; ein älterer Verwandter von ihm, der in Tirol lebte, hat eine Anzahl Depeschen und Briefe an mich gesandt, mich darin beschworen, dem jungen, unbedachten Menschen die Zukunft nicht zu verderben, er wolle persönlich kommen, um für den Missetäter zu bitten, und ich möchte barmherzig sein.

Nun, so sind wir barmherzig gewesen. „Schule und Haus“ begnügte sich damit, in der nächsten Nummer zu erklären, daß der Aufsatz: „Sonntagsgedanken über Religion von Dr. Josef Z.“ wörtlich aus meinem Buche abgeschrieben sei, und ich ließ die Geschichte vergessen sein.

Der Herr Dr. Z. aber ließ sie nicht vergessen sein. Die folgenden Mitteilungen habe ich von Herrn Karl Bornemann, Buchdrucker in Znaim. Ein Jahr nachher, bei einer gerichtlichen Angelegenheit in Znaim, da Zweifel wegen Z.s persönlicher Ehrenhaftigkeit laut wurden und man auf jene Plagiataffäre hinwies, kam der Herr in eine große Entrüstung und erklärte vor dem Richter, es sei erlogen, daß er ein Plagiat verübt habe. Die Sache mit Rosegger sei längst ausgetragen, und es sei aufgeklärt worden, daß nicht er, Dr. Z., von Rosegger, sondern daß Rosegger von Dr. Z. jenen Artikel „Sonntagsgedanken“ abgeschrieben habe.

Manchmal muß man die Spitzbuben ob ihrer geradezu heroischen Frechheit bewundern. Für den Augenblick glaubte Z. tatsächlich als Sieger abzutreten, da die Richter verblüfft und zurzeit die Gegenbeweise nicht zur Hand waren. Z. aber wartete wohl nicht erst, bis mein im Jahre 1892 erschienenes Buch „Allerlei Menschliches“ und seine fünf Jahre später in „Schule und Haus“ veröffentlichte Abschrift vorlag, sondern hat sich grollend über die Bosheit der Leute zurückgezogen in einen dunkeln Winkel.

Diese Dichterdenkmale können mir nun gestohlen werden! rief jemand bei den fortwährenden Agitationen für Denkmalserrichtungen unmutig aus. Gestohlen werden? Ist schon geschehen. Ist prompt geschehen. Zu H. bei Wien ist vor kurzem das Adalbert Stifterdenkmal gestohlen worden. Ob es der Dieb wohl tat, um das tote Erz der Bronzebüste für ein paar Gulden

zu verkaufen? Ich glaube fast, es war ein satyrischer Dieb, der nur dartun wollte, was „Denkmale“ bedeuten, die man zur Nachtzeit in einem Sack davontragen kann.

———

In unserer Zeit grassiert die Denkmalseuche. Dichter, die man im Leben verkommen ließ, kriegen nach ihrem Tode ein Denkmal. Das Werk bleibt unbeachtet, dem Namen setzt man ein Denkmal. Ich wüßte zweckmäßigere Ehrungen: Die Schriften der betreffenden Autoren im Volke verbreiten. Oder zu ihrem Gedenken gemeinnützige Stiftungen machen! Nicht der tote Stein, vielmehr eine lebendig zum Wohle der Menschen fortwirkende Kraft bedeutet Unsterblichkeit. Die nicht gestohlen werden kann.

Aber die Bildhauer wollen auch leben. Für sie wüßte ich was anderes. Statt unsere Neubauten, Wohnhäuser verrückterweise mit unbrauchbaren Türmchen, Kuppeln, Spitzen, Zacken und anderen protzigen Kindereien zu verunstalten, könnten sie mit Bildhauerwerken versehen werden. Man hat doch seine Lieblingsgestalten aus der Zeit- und Weltgeschichte. Solche bedeutsame, die Gesinnung des Erbauers oder Bewohners kennzeichnende Standbilder würden schön die Pforte des Hauses schmücken. Allerdings müßte mancher Hausherr sich alle paar Jahre einen neuen Gesinnungsheiligen aushauen lassen.

An sich kann man ja auch gegen künstlerische Denkmäler nichts einwenden, im Gegenteil, die Kunst ist immer herrlich. Nur darf man nicht glauben, sich damit loskaufen zu können von allem, was man den Manen eines Bedeutenden sonst noch schuldig ist.

———

Meldete sich bei mir der „Weihbrunnmichel“ noch einmal an in meinem Gedächtnis. Einst, als ich erst wenige Jahre alt war, ging er in jener Gegend

herum, ein gebückter, gebrechlicher, weißhaariger Greis, ein alter Bauerneinleger. Der Mann bettelte nicht, „er brauche nichts“, ging aber gern in der Nachbarschaft herum und hatte immer ein Weihbrunnfläschchen bei sich, das er an jedem Kirchenkessel füllte. Vor allem besprengte er sich selbst. Und wenn er jemand begegnete, zog er aus der Hosentasche sein Fläschchen, kletzelte den Stoppel locker, stülpte das Fläschchen über die Fingerspitzen und besprengte den Begegnenden mit Weihwasser. Dasselbe tat er auch, wenn er in ein Haus kam, da besprengte er jeden einzelnen, vom Vater bis zum jüngsten Kind, mit Weihwasser. Und wenn die Leute besonders gut waren, so besprengte er auch das Vieh im Stall, die Hühner und den Hund. Bei jedem Begräbnisse war er dabei, da besprengte er alle Teilnehmer und auch die Gräber auf dem Friedhofe. Den Rest goß er allemal in das offene Grab hinab. Dann war er sehr befriedigt. Darob wurde der Alte häufig gehänselt; selbst unser Lehrer Patterer sagte einmal, daß ein solches Glauben an geweihtes Wasser grober Aberglauben sei. Heute sehe ich's anders. Nicht ans Weihwasser denke ich, sondern an des Alten Verlangen, alle und alles zu segnen.

In einer Gesellschaft wurde nach dem Diner ein leicht angeduselter Großkaufmann sentimental über die Ungerechtigkeit der Welt. „Seit länger als 25 Jahren,“ sagte er, „bin ich gemeinnützig in allen Branchen. Ich bekleide arme Kinder, ich veranstalte Wohltätigkeitssoireen, ich mache Spenden für Spitäler und Unterrichtsanstalten. Vor kurzem stiftete ich sogar dem patriotischen Kriegervereine eine kostbare Fahne. Und so weiter und so weiter, ohne mich zu prahlen. Aber — ich werde und werde nicht geadelt! Selbst das armseligste Wörtchen: von — ausbleibt es!“ Er lachte scharf, als sollte es ein Witz gewesen sein. Aber es war keiner und jemand

bemerkte: Undank ist nichts Neues, darüber wüßte mancher von uns ein Lied zu singen. Und der Chor: „Ja wohl, ja wohl!“ Ein alter Herr im Lehnstuhl stülpte von seiner Zigarre die Asche, blickte halb über die Achsel hin auf den Beschwerdeführer und sagte leichthin: „Geadelt wollen Sie sein? Ja, so adeln Sie sich doch selber! Wer, um Gotteswillen, soll Sie denn adeln können, als Sie selber! Versuchen Sie es, Herr, weitere fünfundzwanzig Jahre mit Ihren Gemeinnützigkeiten in allen Branchen, veranstalten Sie Wohltätigkeitssoireen und spenden Sie heimlich den Dürftigen. Arbeiten Sie emsig und bescheiden mit, wo es Gutes zu tun gibt, und wenn Sie Kriegervereinen mit schönen Fahnen eine Freude machen können, so tun Sie's. Und wenn man Sie dann adeln will, so lehnen Sie ab — dann sind Sie's. Jetzt — muß ich einen der Herren um Feuer bitten.“

Kam ein zierlicher Herr zu mir und teilte in getragener Erhabenheit mit, daß sein neuer Roman mit einem Schlage das deutsche Volk erobert habe. Es seien hunderttausend Exemplare abgesetzt worden.

„Nur?“ fragte ich. „Da sind Sie vom deutschen Volke einfach ignoriert worden. Auf jeden, der Ihr Buch gekauft hat, kommen 600, die es abgelehnt haben, wenn Sie bedenken, daß das deutsche Volk an 60 Millionen zählt.“

„Wenn Sie so rechnen“, brauste er auf, „was ist's nachher mit Ihnen?“

„Mit mir ist's sehr wenig. Ich habe kein Buch, das in hunderttausend Exemplaren verbreitet wäre. Und wenn's auch auf eine Million käme, so hätten wir damit immer nur einen ganz kleinen Bruchteil der Menge. Die weitaus größte Mehrzahl des Volkes kümmert sich einfach nicht um Literatur und Sie würden erschrecken, zu erfahren, wie viele und viele Millionen Deutsche von

Goethe und Schiller nie etwas gehört, von ihnen nie eine Zeile gelesen zu haben. Übrigens will ich Ihnen die Freude an Ihren hunderttausend Exemplaren nicht verkümmern. Es ist eine große Nummer und Sie können sich daraufhin schon erlauben, mit festen Stiefelabsätzen aufzutreten. Ich habe bloß sagen wollen, daß es für uns Schriftsteller immerhin bedenklich ist, sich auf das deutsche Volk zu berufen." — Jemand hat aus Angst, meine Schriften könnten Schaden tun, einmal gejammert, diese Schriften würden jetzt wenigstens von 20 Millionen Menschen gelesen. Nach seiner Ausführung hat er dabei nur an Deutsche gedacht. Aber ich meine eben, daß es im deutschen Volke gar nicht 20 Millionen bücherlesende Leute gibt. Wenigstens nicht solche, die freiwillig lesen. Die Schulkinder muß man ausnehmen, denen ist das lustige Herumbalgen im grünen Walde lieber, als Bücher lesen, und ich kann ihnen nicht unrecht geben. Aber hintereinander — durch mehrere Generationen — kann's allerdings einer auch auf hundert Millionen Leser bringen. — Wohl einem, der so lange lebt, bis er dreißig Jahre nach seinem Tode buchhändlerisch frei wird.

Die einen sagen, in der sittlichen Welt entscheide die Tat. Die anderen sagen, es entscheide der Wille. — Nun die Frage: Wenn ein Mensch in der Absicht, sich zu töten, ins Wasser springt, dann aber sich durch Schwimmen wieder zu retten sucht und doch ertrinkt — ist er Selbstmörder?"

Ich will sorgenlos leben, sagte der eine und jagte nach Geld. Ich will sorgenlos leben, sagte der andere und verschenkte sein Geld.

Zu einem Großkaufmann in meiner Nachbarschaft kam gestern abends nach dem Geschäftsschluß sein Kas-

sier, und nachdem er eine Weile so leer herumgeredet hatte, versicherte er den Chef, daß er eine gute Handschrift habe und bat ihn um die erste Korrespondentenstelle. „Aber Plombert, das können Sie nicht. Wie wollen Sie neben ihrem Beruf bei der Kasse noch Korrespondentendienst tun?“ „Herr Chef, die Kasse möcht' ich halt aufgeben.“ „Die Kasse? Plombert, was fällt Ihnen denn ein?“ „Mich freut's nicht mehr dabei.“ „Was heißt das, mich freut's nicht?“ „Mir ist's — daß ich es offen sage, Herr Chef — zu gefährlich.“ „Bei der Kasse?“ Der Kaufmann mußte lachen. „Die Räuber fürchten Sie und daß Sie ermordet werden könnten!“ „Das just nicht, Herr Chef, da wollte ich mich schon wehren. Aber sonst ist's mir zu gefährlich bei der Kasse.“ „Sie sind verrückt geworden.“ „Man könnte es werden, Herr, man könnte es. Wenn man zu Hause neun Köpfe hat: ein paar Eltern — sind zwei. Ein Weib — sind drei. Fünf Kinder — sind acht und eine alte Tante — sind neun, und 's will um und um nicht langen. Von der Kasse tun's mich weg, Herr Chef, ich bitte schön.“ Da sagte der Kaufmann langgedehnt: „Jetzt — — verstehe ich Sie. Nein, solche Gedanken sollten dem alten Plombert nicht kommen. Wie viel Vorschuß brauchen's denn?“ — Schmunzelnd wird an diesem Abend der Kassier nach Hause gegangen sein und sich gedacht haben: Gut hast du das gemacht! Und aus dem Vorschuß wird noch ein Zuschuß, wenn nicht alles trügt. Wenn's aber trügt, Schlaukopf? Bei meiner Kasse, wenn ich eine hätte, ließe ich nicht gern einen Wächter, der von — Gefahr spricht.

Auf dem Christbaummarkt gingen durch Wald und Menge drei Herren. Ein langer hagerer, ein mittlerer dicker und ein kleiner alter mit langem, weißem Bart, der im Gespräch gerne ruppig war.

„Ist das nicht ein Verbrechen!“ rief der Lange, auf die Bäumchen deutend, die in Holzkreuzstöckeln eingebohrt waren und nebenhin noch in großen Haufen übereinander lagen. „Ein großes Vermögen, sage ich Ihnen, wird solchergestalt jährlich vernichtet. Was kostet so ein Jüngling? Eine Krone! Nach so und so viel Jahren wäre er das Hundertfache wert. Eine gewissenlose Bande. Die Polizei sollte so etwas verbieten!“

„Hm“, meinte der Dicke, „ja, ja.“

„Den Buckel sollt man ihm voll messen, so einem, der junge Bäumchen abschlägt. Wälder liegen hier hingerichtet. Ein Nationalvermögen. Und dabei das Geraunze über die schlechten Zeiten. Ist's nicht wahr?“

„Hm“, versetzte der Dicke, „ja, ja.“

Nun tat sich der kleine Alte hervor, der stieg den Langen an: „Sie Geldratte, Sie! Soll denn alles zu Geld werden! Gibt's denn gar nichts mehr als Geld, was das Leben ausmacht! Ich sage: Kein Baum, und wäre es die größte Lärche der Alpen, die mächtigste Tanne des Libanons, wird so reich, so schön verwertet, als hier dieses winzige Bäumlein, das morgen die Kinder umjubeln werden mit einem hellen Glück, mit einer unschuldigen Freude, wie man sie sonst kaum wieder findet und im ganzen Leben nicht mehr vergißt. — Und wer sagt Ihnen denn, daß diese Bäumchen alle groß geworden wären! Man nimmt sie heraus, wo sie zu dick stehen. Dann wachsen die anderen um so besser, also, daß das abgehauene Stämmchen sein Leben zum besten der übrigen Waldbrüder gibt, wie es sich für ein frommes Christbäumel gehört. So, jetzt wissen Sie's, Sie Waldwucherer, Sie!“

So laut schrie der Alte, daß der Lange — von den Leuten angeglotzt — sich davon machte und in der Menge verlor. Der kleine Alte mit dem weißen Bart sagte nichts mehr, erstand einen schneeumkrusteten Christ-

baum, nahm ihn über die Achsel und schritt wie der leibhafte Winter dahin.

Wenn jemand erkrankt, so weiß man gleich die Ursache: Er hat sich erkältet. Könnte man vielleicht nicht manchmal eben so gut sagen: Er hat sich erhitzt? Kälte hat mir noch selten geschadet, Erhitzung oft, auch wenn darauf nicht rasche Abkühlung folgte. Natürlich wird man zugeben, daß Wärmeentziehung ungesund ist. Das aber weiß ich auch aus Erfahrung, daß ich selten zu leicht gekleidet bin, oft aber zu warm, und dann beginnt es während der Hitzung in der Luftröhre zu pfeifen, in der Brust zu röcheln. — Man kann erkranken vor Erkältung, besonders wenn Erhitzung vorausging. Und ich glaube schier, man kann krank werden vor Erhitzung allein.

Ich hatte einen Onkel, der war immer erhitzt und trug dreifaches Gewand, weil er sich vor Erkältung fürchtete. Er starb in seinen Vierzigerjahren. Mein Vater, ein hagerer Mann, trug stets leichtes Gewand, es war ihm immer kühl, im Winter oft empfindlich kalt, wenn er stundenlang in der frostigen Kirche kniete. Er hat seine Achtzigerjahre erlebt.

Aus einer großen Stadt Deutschlands, von einem großen Buchverleger, der vorwiegend belletristische Sachen verlegt, bekam ich vor ein paar Jahren eines Tages zugeschickt ein großes Paket mit dem Manuskripte eines dreibändigen Romanes, den der Buchhändler selbst geschrieben. Der Herr Kollege bat mich, seinen Roman durchzulesen und — einen Verleger dafür zu suchen. Ich habe den Roman ungelesen zurückgeschickt und ihn auf das wärmste dem Verleger empfohlen, der ihn geschrieben. Aber mir scheint, der hat den Roman abgelehnt, denn erschienen ist er bisher nicht.

Nach langem besuchte ich wieder einmal Offenbachs Operette: „Die schöne Helena“. Und da mußte ich lachen, nicht bloß, weil sie so lustig ist, sondern, weil ich einmal so unglaublich — brav gewesen bin. Dazumal nach Graz gekommen als theaterhungeriger Bauernbursche, war eines der ersten Theaterstücke, die ich sah: „Die schöne Helena“. Als ich damals das meinen Gönnern und Lehrern begeistert erzählte — in der Meinung, für mein Kunstbildungsbestreben Lob zu ernten — schüttelten alle die Köpfe. „Die schöne Helena? Ja, was treiben Sie denn schon für Sachen? Das Stück paßt nicht für Sie!“ Einer wollte mir solcher Lebensführung wegen die Unterstützung entziehen. Ich aber durchsuchte mein Gewissen und den Inhalt des Stückes. — Der Schäfer Pariserl hat halt eine schöne Braut gehabt. Und da ist der schreckliche König Menelaus gekommen, ein alter, gutmütige Dummheit heuchelnder, grausamer Mann, und hat dem Pariserl seine schöne Braut entführt nach Kreta. Aber der brave Großaugur hat die Götter gerufen, die haben dem bösen Menelaus die Braut wieder weggenommen und der Schäfer Pariserl hat sie sich wieder abgeholt. — So mußte es doch gewesen sein, ungefähr. Ich sah wohl die Gestalten, hörte wohl Musik und Gesang und auch die Späße, deretwegen mir eigentlich die Operette so besonders gefiel — aber von den gesungenen Worten verstand ich wenig und so habe ich mir die Handlung halt selber zusammengereimt. Wie sich der Bauer — plötzlich ins Theater verschlagen — halt zu helfen wissen muß. Es geschah ja auch später oft genug, daß ich zu einer schönen Opernmusik mir gleich selbst den Text dazugedichtet hatte, wie er ungefähr zu den Figuren und ihren Bewegungen passen mochte. Man fährt damit manchmal gar nicht schlecht. — Nun und so hatte ich mir damals aus der „schönen Helena“ ein so romantisch-moralisches Stück

gemacht. Als ich nachher in der Schule die griechische Heiligenlegende zu lernen hatte und auch auf die Affäre Menelaus-Paris stieß, wurde mir die Sache etwas bedenklich, und als ich dann — schon mehr „herangebildet“ — wieder einmal die Offenbachsche Operette sah — na! da wußte ich freilich, weshalb damals meine Gönner und Lehrer den Kopf geschüttelt hatten.

Dieser Brief, den ich da erhalten habe!

„O mein Freund!“ schrieb er, „von unserem Unglück hast du ja gehört. Unser einziges Kind. Ein guter, schöner Junge, noch kaum achtzehn Jahre alt! Von einer Schlittschuhpartie kam er nach Hause, legte sich mit Schüttelfrost ins Bett und sechs Tage später —. Ich kann's nicht fassen. Aber meine arme Frau trägt noch schwerer als ich. Sie kann an keinen Gott glauben. Sie rast vor Schmerz, dann sitzt sie stundenlang an der hohlen Bettstatt und starrt hin. Sie ist so, daß ich es nicht mehr wage, sie an ein Fenster zu lassen. Einmal riß sie es auf und —. Ich habe sie noch am Kleid erwischt. Und wenn ich vor ihr niederknie, bittend, flehend, daß sie sich doch ein wenig zu beruhigen trachten möchte, da flucht sie meiner, daß ich an Gott glaube! — So bin ich ganz allein. Aber wie könnte Gott mich besser trösten, als daß er mein Weib tröstete! Den Tod des Kindes habe ich verwunden; aber sie so gräßlich leiden, sich selber peinigen zu sehen, und nichts — nichts tun zu können, das ist kaum zu ertragen —“

So bricht der Brief ab. Ohne Namen, aber ich erkenne die Schrift. Mich zieht's hin zu ihm. Doch was kann ich ihm sein, ihm sagen? Gegen einen Verlust gibt's Trost, aber gegen eine Verzweiflung —?

Das Christkind ist doch gut. Wo es fröhlich hergeht, da ist es gerne dabei. Aber fast noch lieber

läßt es sich rufen zu Leid und Trauer. Jetzt kommt es auch schon zu den Toten auf die Friedhöfe. Von Jahr zu Jahr sieht man am Heiligen Abend auf neuen Gräbern mehr und mehr der brennenden Christbäumchen. Und davor steht, stumm und helle Tränenperlen weinend, eine dunkle Gestalt. — Und wäre uns Vorüberwandelnden das Grab noch so fremd, es geht einem ans Herz. Man ist sogleich vertraut mit so einem Grab, man weiß es: Hier hat der Tod eines aus liebendem Familienkreise gerissen, das wohl die letzte Weihnacht noch in seiner fröhlichen Runde gewesen ist. Dann fängt man an und malt es sich aus, wie heiter es dabei zugegangen sein wird und was dann im Laufe der Tage geschehen sein mag, daß hier unten tief in der Erden das süße Kind ruht, oder der liebe Gatte, oder die junge Frau. — Kein Allerseelen mit seinen prunkhaften Trauersitten, keins hat ein so echtes, tiefzerreißendes Leid, als das Christbaumgrab mit seinen stillen Lichtern.

Ach, die Liebe ist das Beste, was wir haben auf dieser Erde. Und gerade aus ihr kommt unser größtes Leid.

1908.

Seit geraumer Zeit nimmt es mich wunder, daß der Friseur beim Haarschneiden so wenig Zeit braucht. Heute komme ich zufällig zwischen zwei Spiegel zu stehen und da sehe ich's. Eine Tonsur. Eine Tonsur, die so groß ist wie die des heiligen Anton von Padua. Die hätten sie schon lange gesehen, sagen meine Freunde. Diese Freunde und mein Toilettespiegel sind gleich falsch. Ins Gesicht alles Schöne! — Und das Alter! Ich bin mit ihm immer ehrerbietig umgegangen und habe es sogar besungen. Und jetzt kommt es feige, tückisch von hinten heran. Ich hätte mich kaum viel gewehrt, auch wenn es von vorne gekommen wäre. Ich habe das Alter nie gefürchtet. Vielleicht ist es in seiner Art schöner als die gejagte, jagende Jugend. Wenigstens kann einen das Schicksal nicht mehr so beim Schopf fassen.

Einige Stunden der Wanderung durch das neue und alte Wien. Das neue lachte, protzte und feilschte mich an. Das alte schaute aus seinen gelblichgrauen, schmucklosen Mauern ernst auf mich her und rief mir schweigend zu: Weißt du noch? O Wien, ich weiß es noch. Die Siebziger- und Achtzigerjahre, damals warst du mein, damals war ich in dir jung, damals hatte ich in dir große, liebe Menschen. Wenn ich heute in den Mauern Wiens umherstreiche — es ist ein Friedhof. Mein Wien ist in die Erde gesunken und Sankt Stefan ist das hoch-

ragende Grabmonument. Doch auf dem Massengrabe vergangener Menschen wachsen bisweilen neue Brüder auf. Ich saß des Abends beim Wein mit zwei jungen Dichtern zusammen, die Erde mit Sonnenlicht zu verschmelzen wissen — Humor mit hohem Idealismus. „Jakobus und die Frauen" und „Zwölf aus der Steiermark" (Ginzkey und Bartsch) waren die Geistesgesellschaft, die mich natürlich bis zur Geisterstunde festhielt. Nach Mitternacht, als wir uns getrennt und ich durch das stille gewordene Wien auf dem Wege ins Hotel war, kam ich in die dunkle und einsame Johannesgasse. Dort stand plötzlich ein verkommener Bursche vor mir, der mich anbettelte. Während ich das Geldtäschchen in der Hand hielt und zwischen Kronen und Hellern ein Mittelding herauskrabbelte, lauerte er vorgebeugt darauf hin, und da fiel es mir ein, daß dieser etwas unheimliche Geselle mit einem kecken Griff mir die Börse aus der Hand reißen und davon laufen könne. Indes dankte er demütig. Beim Einstecken des Geldtäschchens verfehle ich zwischen Havelock und Jacke den Sack und es fiel auf das Straßenpflaster. Der Bursche bückte sich schnell — hat es schon! dachte ich. Er hob das Täschchen auf und gab es mir höflich in die Hand. Dann gingen wir auseinander. Ich hatte das Gefühl, als ob ich beschenkt und beschämt worden wäre, steckte die Strafe für meinen Argwohn gelassen ein und freute mich des kleinen Erlebnisses, das mir manche Prellerei der Großstadt wettmacht.

Es war die Rede von der Vornehmheit, die sich manchmal bei armen Leuten aus dem Volke finde. Da erzählte mir ein Bankdirektor folgendes: Er hatte eines Tages einer schlichten Frau, Beamtenswitwe, mitzuteilen, daß sie den Haupttreffer der Türkenlose gemacht habe. Damit bei unmittelbarer Mitteilung die ahnungs-

lose Frau nicht etwa vor freudigem Schreck an ihrer Gesundheit Schaden nehme, wollte er ihr den Glücksfall persönlich und recht vorsichtig beibringen. Er ließ sie rufen. Sie erschien in ihrer ärmlichen Kleidung und fragte beklommen, was man von ihr wünsche. — „Liebe Frau, Sie sind im Besitz eines Türkenloses.“ — „Ja, ich glaube“, antwortete sie. Und er: „Es ist in unserem Geschäfte verzeichnet und ich habe die angenehme Aufgabe, Ihnen mitzuteilen, daß Sie einen Treffer gemacht haben.“ — „So!“ sagte die Frau gelassen. — „Und zwar einen großen“, setzte er zögernd bei. — „So!“ sagte sie. — „Den Haupttreffer mit zweimalhunderttausend Gulden!“ — „So!“ sagte sie ruhig. — „Aber Frau, leben Sie denn in so glänzenden Verhältnissen, daß Sie diese Nachricht so gleichgültig hinnehmen können?!“ — „Ich habe fünf unversorgte Kinder“, war ihre Antwort. — „Nun also! da sollten Sie ja jetzt einen Freudensprung tun!“ — „Ich freue mich ja“, sagte sie, „unser Herrgott gebs, daß meine Kinder brav bleiben, auch wenn sie Geld haben.“

Die intimsten Briefe, die du an deinen vertrauten Freund schreibst unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit — schreibe sie so, daß du sie vor aller Welt verantworten kannst. Ein Blatt Papier ist leicht, man weiß nicht, wohin der Wind es tragen kann. Was du heute noch an einem treuen Busen sicher verborgen glaubst, kann morgen aus der Presse steigen und dein Geheimnis der Menge feilbieten für sechs Heller die Zeile. Es ist übrigens am besten, gar kein Geheimnis zu haben. Die Geheimnislosigkeit macht den anständigen Menschen nahezu immun. Wer ein Geheimnis hat, der kann nie ganz unbefangen, ganz aufrichtig sein. Wer kein Geheimnis hat, dem fehlt vielleicht die Tiefe, er besitzt aber die Höhe — die sonnige Heiterkeit.

Tiefgründigkeit verlangest du,
Jedoch ich mein':
Ein Pflug, der tiefer greift als einen Schuh,
Der stößt auf Stein.

Fruchtlose „Wahrheit" ist es, ach,
Nach der man gräbt,
O, geh' nur jener Wahrheit nach,
Die dich belebt.

Wer grübelt, grübelt sich ein Grab,
Und nicht ein Glück,
Nur Oberfläche gibt und gab
Stets Licht zurück.

Ein Mann des Glückes, der alles beisammen haben will, was das Erdenleben köstlich macht, muß auch einige Feinde besitzen. Die gehören dazu. Seien deren auch nicht viele, so wenigstens einer, der sich recht giftet, wenn man was Gutes erlebt. Ein hassender Mensch, der einem schon Böses zugefügt hat, ohne daß man reagierte. Sieghaft sein und solche Feinde im Hintergrunde zu wissen, die in ohnmächtiger Wut sind — diese Rache darf man sich gönnen und sie ist eine köstliche Würze unseres Glückes. Die Würze läßt sich verfeinern, indem man ruhig bleibt und es dem Feinde nicht weiter entgelten läßt. Fürs erste verstärkt das noch seinen Ärger, allmählich löst der Ingrimm sich auf, der Feind erkennt — wenn auch uneingestanden — sein Unrecht und unser Sieg ist vollständig. Wenn es so weit ist, dann trachte dir sofort einen neuen Feind zu erwerben. Du brauchst ihn schon deshalb, weil du viel sicherer dem Feinde zum Trutz, als den Freunden zu Lieb Tüchtiges schaffest.

Da sagte mir jemand: „Die Natur! die unsinnige Natur! die Übermilliarden von Lebewesen erschafft und zugrunde gehen läßt — zwecklos, ziellos! Nur Fort-

pflanzung, Fortpflanzung, das ist ihr ganzes Um und Auf. Und immer und immer durch Ewigkeiten das Fortgepflanzte: sobald es sich auch seinerseits fortgepflanzt hat, stirbt es wieder ab — zwecklos, ziellos!" — „Mich deucht", antwortete ich, „die Natur, die immerwährend durch Zeugung und Tötung das All durchwühlt und durcheinander wirbelt — sie sucht jemanden! Ja, ja, mir scheint, sie sucht jemanden! Mit jedem der unzähligen Individuen probiert sie und bei keinem gelingts. Dann wirft sie es wieder weg. Aber in all dem Wuste, irgendwo müsse doch der Keim stecken, aus dem der hervorgeht, den sie meint, der Vollkommene. Sie probiert und sie sucht, und ists auch immer nur Mist und Gelumpe, was ihr durch die Finger gleitet, sie wird nicht mutlos. Mit ruhelosem Fleiße sucht sie und versucht sie den Einen, den Ganzen, den Erlösten, den Erlösenden. Nein, zweck- und ziellos dünkt sie mich nicht."

„Ich bin nur etwas, wenn ich konzentriert sein kann; jede Ablenkung ist mein Tod", sagt Richard Wagner irgendwo. Sollte nicht jeder geistig Schaffende diesen Satz über seine Eingangstür schreiben? — Ich arbeitete gerade an einem Stimmungsbild, das mich ganz einnahm, da klopfte es an die Tür; noch vor einem möglichen „Herein!" sprang sie auf. Ein fremder Herr trat flott herein: „Sie verzeihen schon, Herr Dichter, ich wollte Sie bloß sehen, ich wollte Ihnen bloß die Hand schütteln. So! (Er tat's ohne mein Zutun.) Wissen Sie, ich bin ein großer Verehrer von Ihnen. Ich habe von Ihnen einmal ein Buch gelesen, das — na, wie hieß es denn gleich? Egal, mir fällt's jetzt nicht ein, alles eins. Apropos, schreiben Sie auf ein Blatt Papier Ihren Namen, seins so gut. Für einen guten Freund. Der wird Augen machen, wenn ich ihm erzähl', daß ich beim R. gewesen bin. Gesund sind Sie? Nicht wahr,

dieses Hundewetter jetzt, dieser Staub! Ich sage Ihnen, bei mir zu Haus ist alles krank. Die Kinder Masern, die Alten Influenza — ich einen Sauschnupfen! Sie entschuldigen schon! (Er nieste in sein Sacktuch.) Sie sollten gar nicht ausgehen, Herr Doktor, auf ja und nein kann man was fangen!" So ging es eine Weile fort, da sagte er plötzlich: „Darf man sich ein bißchen? — daß ich Ihnen den Schlaf nicht austrag." Da er sich zu setzen drohte, so zog ich meinen Rock an, nahm meinen Hut: „Zehn Uhr! Es tut mir leid, ich habe einen Gang. Wenn Sie mich über die Stiege begleiten wollen?" — Vor dem Haustor wollte ich mich verabschieden. „O bitte", sagte er, „ich begleite Sie, mir ist's alles eins, welchen Weg ich gehe." — „Ach!" rief ich, jetzt muß ich noch einmal in die Wohnung. Meine Brillen vergessen." — „Die haben Sie ja auf der Nase." — „Mit diesen sehe ich nichts." Damit war ich schon wieder auf der Treppe. Den ganzen Tag hielt ich Hausarrest bei verschlossener Tür, aus Angst, der freundliche Herr könnte unten warten oder gar noch einmal heraufkommen, um mir die Brillen suchen zu helfen. Man braucht seine Zeit nicht für sehr wichtig zu halten, um vor dergleichen sie zu schützen. Solche Gesellen lehren einen das Lügen und alle Teufel. Wenn ihretwegen die Besuchsstunden eingeschränkt werden, so ist damit nichts erreicht, als daß man um den Besuch so vieler lieber und interessanter Menschen kommt, die einen erquicken und fördern, während die nichtigen Schwätzer doch die Stunde und das Loch in die Wohnung zu finden wissen. Darum habe ich die sogenannten Besuchsstunden ganz aufgehoben. Freunde, die mit ihrer Seele kommen und Leute, die wirklich was bei mir zu tun haben, die finden mich.

In meiner Geschichte „Die Försterbuben" erzählt ein junger Student, daß er im Priesterseminar von Geist-

lichen eine Lehre des Ärgernisses gehört habe. In grenzenloser Hoffart sei dargetan worden, daß der katholische Priester (auch wenn er ein schlechter Mensch) vermöge seiner Weihe höher stehe als die Heiligen, als die Engel, ja unter Umständen als Gott selber. Das habe ich jenen jungen Studenten erzählen lassen. — Nun schrieb mir ein kircheneifriger Mann: „Es ist nicht wahr, daß derlei in katholischen Schulen gelehrt werde! Davon verstehen Sie nichts. Erzählen können Sie ganz hübsch, aber das muß ich schon sagen: In Religion ungenügend, lieber Doktor!“

Der Fürsterzbischof Kardinal Katschthaler von Salzburg hat am 2. Februar 1905 einen Hirtenbrief erlassen, in welchem folgende scholastisch-phantastische Stellen von der Macht und Gewalt des Priesters vorkommen: „O unbegreiflich hohe Gewalt! Der Himmel läßt sich von der Erde die Art und Weise zu richten vorschreiben, der Knecht ist Richter auf der Welt und der Herr bestätigt im Himmel das Urteil, das jener auf der Erde fällt.“ „Der katholische Priester kann Ihn nicht bloß auf dem Altare gegenwärtig machen, Ihn im Tabernakel verschließen, Ihn wieder nehmen und den Gläubigen zum Genusse reichen, er kann sogar Ihn, den Mensch gewordenen Gottessohn, für Lebendige und Tote als unblutiges Opfer darbringen. Christus, der eingeborene Sohn Gottes des Vaters, durch den Himmel und Erde geschaffen sind, der das ganze Weltall trägt, ist dem katholischen Priester hierin zu Willen. Christus hat dem katholischen Priester über Sich, über Seinen Leib, Sein Fleisch und Blut, Seine Gottheit und Menschheit Gewalt gegeben und leistet dem Priester Gehorsam.“

Könnte man da nicht auch sagen: Scholastik zwar recht gut, aber in Religion ungenügend, lieber Kardinal!?

Szene im Bauernwirtshaus. Zwei Bauern streiten miteinander. Der eine, halb betrunken, schlägt mit der Faust auf den Tisch: „Wia's is, so is s! Ih sog, wos ih sog! Wo ih mittua, do tua ih mit! Ollemol! Oba do nit! Wan ih sog na, so is s na! Prozeß is Prozeß! Do sog ih nit sou oder sou, damits nit nochha hoaßt, ih hätt sou oder sou gsogg!"

Der andere lacht: „Oba, du host jo grod zwoamol sou oder sou gsogg!"

„Ih? Ih hon nia sou oder sou gsogg! Nia!"

„Hiaz host as s drittemol gsogg."

„Holt die Pappn!" schreit der erste und versetzt dem andern eine Ohrfeige.

Der andere schlägt nicht zurück, sondern sagt ganz gelassen: „Sou, Wastl, hiaz konnst fünf Guldn Strof zohln oder an Tog sitzn."

Der Wastl lacht. „Jo? Na olsdan! Hiaz hon ihs leicht. Hiaz konn ih mit Haus Östreich mochn, wos ih will. Kon gebn oder kon nehma."

„Wia sou?" frogg der ondri.

„Ih hon jo d Wohl. Ih zohl fünf Guldn oder ih loß mih an Tog umasunst vaköstinga. Ih wia der Norr sein und fünf Guldn zohln! Ih strof! Haus Östreich muaß gebn. Ih sitz!"

Er straft! Er sitzt! Haus Österreich, das heißt der Staat, ist selbst der Gestrafte, so oft er einen in den Arrest tut. Ein solcher Sträfling, der die Wahl hat zwischen Zahlen oder Sitzen, ist Herr der Situation. — Geben oder nehmen! Und das soll juridisch gleichwertig sein? — Man lernt was bei den besoffenen Bauern.

Unterwegs im Eisenbahngelaß hörte ich dem Streite zu, der zwischen einem katholischen Geistlichen und einem Gutsbesitzer geführt wurde. Der Gutsbesitzer hatte be-

hauptet, daß die Gegenreformation in den Alpen mit grausamer Härte gegen die Evangelischen betrieben worden sei. Der Geistliche versichert, daß sie nicht milder, nicht christlicher hätte betrieben werden können, hingegen daß in Deutschland die Protestanten an den Katholiken die größten Blutgreuel verübt hätten. Beide suchten ihre Beweisführung in der Geschichte und fanden sie. Wenige Tage vorher hatte ich einen Konservativen und einen Sozialdemokraten so streiten gehört. Jeder brachte für seine Sache aus der Geschichte die schlagendsten Begründungen und je mehr beide sich der Geschichte bedienten, je uneiniger wurden sie. Da fiel mir wieder ein, daß für Parteiagitationen die Geschichte nicht zu brauchen ist. Die Geschichte ist ja doch keine Einheit, am wenigsten im rechtlichen oder im moralischen Sinne, sie entwickelt sich nach allen denkbaren Seiten und Arten hin, hat für alles ihre Gründe, und ebenso für alles ihre Gegengründe und hat noch bis heute nicht eine einzige Frage endgültig entschieden. Geschichte ist ja nichts anderes als eine Aufzeichnung all der wirren Kämpfe, versuchten Wege und Verirrungen von alters her bis heute. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht, nicht aber der Weltrichter. Und nicht der Lehrer, denn sie zeigt uns nur Irren und Wirren. Wenn der Normalmensch aus der Geschichte schon etwas lernen kann, so ist es das, daß man von ihr nichts lernen kann. — Ja, wen die Chronik der Torheit weise machen könnte!

Ein junger Mann stellte einen alten also zur Rede: „Sie haben einmal geschrieben, daß Sie nicht unglücklich lieben könnten. Denn Sie liebten nur einen solchen Menschen, der Sie ebenfalls liebt. Eine Liebe, sei sie anfangs noch so leidenschaftlich, lösche sofort aus, sobald Sie erfahren, daß keine Gegenliebe vorhanden. Ist das Ihr Ernst?“

„Was denn sonst?“ fragte der andere entgegen.

„Jetzt habe ich Sie!“ rief der eine. „Sie behaupten die Natur zu lieben. Was verstehen Sie unter Natur?“

„Wenn ich von Natur spreche, so meine ich gewöhnlich die freie Landschaft mit Himmel und Erde, Wasser, Bäumen, Blumen, Tieren usw.“

„Und so was lieben Sie?“ fragte der eine: „Das ist ja inkonsequent von Ihnen. Diese Natur hat so wenig Gegenliebe als das herzloseste Weib. Sie weiß garnichts von Ihnen.“

„Lassen Sie es nur gut sein“, entgegnete der andere. „Kein Mensch auf Erden hat mir so viel Freude gemacht, als die Natur mit ihren Farben, Klängen, Düften, mit ihrem Frieden und ihren Stimmungen. Sie hat mich gesund und oft glückselig gemacht.“

„Was Ihnen an der Natur so gefällt, das legen Sie in sie hinein.“

„Richtig. Aber in einen lieblosen Menschen kann man noch so viel hineinlegen, es kommt nichts zurück. Man erlebt keine Freude.“

Dann kamen die beiden überein: Der von uns geliebte Gegenstand tut nichts, als in seiner Art den Reflex zurückwerfen von dem, was wir als unser Bestes ihm hingeben. Wir lieben in dem andern das, was wir als das Abbild unserer eigenen besseren Wesenheit empfinden.

Wenn du immer in Gesellschaft eines Menschen lebst, der häßliche Fehler hat, so kann zweierlei geschehen: entweder nimmst du die Fehler an oder du verabscheunst sie noch mehr. Wie jedes Übel auch sein Gutes hat, so können die üblen Eigenschaften des anderen nicht bloß eine Gefahr für dich sein, sondern auch ein Schutz. Ich habe einst im Umgange mit einem Gesellen, der mit Vorliebe von anderen boshaft das Schlechte besprach

und vergrößerte, die ganze Abscheulichkeit der Verleumdung fühlen gelernt.

Mein Sohn brachte einen jungen Vogel ins Haus. Ein Spätzlein. Schon befiedert, konnte aber noch nicht fliegen. Die Kunst vielleicht versucht — mißlungen. Auf dem Sandwege des Gartens lag es fremd und hilflos und nieder vom Himmel goß der Regen. Nun wurde der Kleine in ein Kistchen getan auf Stroh und in die Nähe des Feuerherdes gestellt; vielleicht wenn er trocken wäre, dann könne er weiter. Wir setzten ihm ein kleines Diner vor: Suppe aus Milch zuerst, dann Fliegenbraten, englisch gebraten, endlich Brosamklößchen zum Nachtisch. Er schaute mit gehobenem Köpfchen drauf hin, rührte aber nichts an. Dann bemühte er sich, für sich selbst zu sorgen, flatterte aus der Kiste, kam aber in die Wildnisse der Brennscheiter und der Aschengrube. Dort war schon gar nichts anzufangen. Er ließ sich gerne wieder in die Hand nehmen und auf den Tisch setzen, wo man wohl merkte, wie sein kleines Vogelherzlein ängstlich pochte. Armes Spätzl! Übrigens benahm er sich höchst anständig bei diesem ersten bedenklichen Lebensabenteuer, verhielt sich ruhig, bewies sogar Mut, indem er zum Tischrand hüpfte und einen Flugversuch unternahm. Es tat's nicht. Was tun? Wir ihm das Fliegen lernen? Wir konnten es selber nicht. — Der Regen hatte aufgehört. Mein Sohn trug den Vogel wieder in den Garten. An der Stelle, wo er unter dem Baum gefunden worden, saß der kleine Spatz erst ein Weilchen auf der Hand, dann piepste er. Oben in dem Astwerk piepste es wieder. Da flatterte das Kindlein auf, es war ja nur zwei Spannen weit — und es gelang — das Vöglein saß auf dem Aste. Jetzt kam die Mutter herab. Sie war gewiß froh, das Vermißte wieder zu haben, äußerte aber weiter keine Rührseligkeit.

Jetzt gab's anderes zu tun — lernen. Sie setzte sich neben das Junge auf den Ast und hub an, von dort abzufliegen, ein-, zwei-, dreimal, auf den nächsten Ast hin. Beim erstenmal schaute der Junge bloß zu; beim zweitenmal zuckte er schon die Flüglein auf; beim drittenmal flog er flugs der Mutter nach — und war glücklich drüben. Wir beobachteten noch, wie die Alte immer weitere Distanzen vorausflog, bald nicht mehr von Ast zu Ast, sondern von Baum zu Baum und endlich über die Wiese hin bis zum nächsten Wäldchen. Und der Kleine nach. Er konnte fliegen, er war Vogel.

Graf Zeppelin soll kein dummer Mensch sein, und doch — wie viele Jahre hat er lernen müssen, bis er es annähernd so weit gebracht hat, als der nur wenige Wochen alte Spatz. Freilich, der Arme hatte keine Mutter, die ihms vorgemacht hätte.

Nicht das sind bekanntlich die besten Gesellschafter, die gut plaudern, vielmehr solche, die gut zuhören können. Letzteres kommt seltener vor als ersteres. Die meisten reden — reden nur das, was sie denken, denken nur das, was sie reden, ohne sich von der Rede des andern aus dem Geleise bringen zu lassen. Wenn sie auch zeitweilig schweigen, während der andere spricht, und es auch den Anschein hat, als hörten sie zu — sie hören nicht zu, sie denken — höchstens durch irgendein Gegenwort leise angeregt — darüber nach, was sie sagen werden, sobald der andere nur den geeigneten Einfallspunkt einer Sprechlücke bietet. Die Sprechlücke braucht nicht eine Sekunde lang zu währen und der Gegner ist mit seiner platzenden Redelust schon eingedrungen und der andere mag sehen, wie er wieder zu seinem entzweigeschnittenen Worte kommt. Er denkt natürlich auch nur nebenbei mit, was der Gegenredner sagt, sinnt vielmehr seinen eigenen Gedankengang oder Redestoff weiter,

scharf auf die nächste Sekunde lauernd, da der Gegner Atem holt.

Der Gegner habe ich gesagt. Denn nicht immer kommt es vor, daß mehrere Menschen gemeinsam und einig ein Gespräch harmonisch führen; oft sind es die verschiedenen Meinungen, die ein Gespräch entfachen und lebendig erhalten und wobei die Sprecher sich nicht näher kommen, eben weil jeder immer nur im Geleise seiner eigenen Gedanken und Vorstellungen bleibt, interesselos für die Gedanken und Vorstellungen des andern.

Warum sind die Leute denn gerade beim Reden so gebselig, anstatt nehmlustig? Ich weiß einen schlauen Kameraden, der nützt das aus und macht es so: Er wirft zuerst irgendein anregendes Wort hin, das mehr in den Interessenkreis des Partners fällt. Dieser greift es natürlich auf und beginnt sich auszupacken. Stockt er einmal, so wirft der schlaue Kamerad wieder ein Zündhölzchen hin und hört dann ruhig zu, was der andere entwickelt. So erfährt er eine Menge Dinge, wovon vieles Tröbel, manches aber auch wertvoll und gut zu brauchen ist. Vor allem bekommt er ein klares, zumeist ganz unverfälschtes Bild von der geistigen Verfassung des Gesprächigen, und ist es auch oft Stumpfsinn und Torheit, was er zu hören kriegt — es bereichert seine Menschenkenntnis, lernt doch der Kluge immer vom Dummen mehr, als der Dumme vom Klugen. — Wohl, als klug reden ist es manchmal noch klüger zu schweigen.

Die Stalldirne klagt ihre schiefgehenden Herzensangelegenheiten der Kuh. Diese schaut die Klagende mit klugen Augen an und hört zu. Auch die Kuh hat vielleicht ihre Muttersorgen, da der Fleischhauer ihr das Kälbchen fortgetrieben. Aber sie schweigt und hört dem Anliegen der Magd zu. Vielleicht auch denkt sie nur ans Heu, aber sie hört zu und die Magd ist getröstet

und meint, eine teilnehmendere Freundin gebe es nicht als ihre Braune. Sollte es nicht auch der Mensch so weit bringen können?

Zu den wenigen Tälern Kärntens, die noch nicht mein sind, gehörte bis vor kurzem das Kanaltal. Das habe ich mir nun auch genommen. Es ist Kärntens großes Tor nach Italien. Man muß aber erst den Knalleffekt von Alpenschönheit überwunden haben. Wer einmal auf dem Bahnhof zu Tarvis gestanden, der nickt mir zu und versteht wie ichs meine. Es knallt ordentlich in den Lüften vor lauter Augenpracht! Wenn alle Landschaftsmaler der Welt zusammengestanden wären, um ein Hochgebirgsbild ideal zu gruppieren, schöner hätten sie's kaum zuwege gebracht. Dann wie kommen wir aus diesem Labyrinth von Eisenbahnen, Straßen, Wasserschluchten, Brücken und Tunnels? Wir setzen uns auf den Venedig-Schnellzug und fahren ins Kanaltal hinauf, auch bald in demselben hinab. Der höchste Punkt des Tales kommt ungefähr der Höhe der Semmeringdurchfahrt gleich. Dann rinnen die Wasser anstatt östlich westwärts, dem welschen Lande zu. Der erste Bach, der es mit den Italienern hält, kommt aus der Seiseraschlucht hervor. Wer den Blick in diesen Felsenkessel versäumt hätte, den würde das Kanaltal mit nichts anderem entschädigen. Es hat zu seinen beiden Seiten zwar noch viele Schönheit und Wildheit, es hat einige freundlich gelegene Ortschaften. Es hat dort, wo die größte Enge ist, die Festung Malborghet. Die läßt jeden Fremden gerne ins Land, wenn nur recht viele kämen! Wer aber, wie einst Napoleon, den Hausschlüssel haben will, dem gibt sie die richtige Antwort. Es geht noch einige Stationen sachte abwärts, dann knickt das Tal links ab, in langer Engschlucht schnurgerade dem Süden zu. Dort, wo es sich so umbiegt,

kommt rechts vom Gebirge herab auf breiter Schuttrinne ein graues Wasser, und an diesem Wässer beiderseits liegt ein stattlicher Doppelort: Pontafel und Pontebba. Das ist der Grenzort. Diesseits der vom Gebirge herabkommenden Pontebbana heißt er Pontafel, jenseits derselben Pontebba. Jeder Teil hat seinen großen Grenzbahnhof. Durch den Doppelort führt eine einzige große Straße, verbunden mit einer kleinen Brücke, an welcher hier die österreichische und dort die italienische Wacht an der Pontebbana steht und gesungen werden kann. Dieses Flüßlein trennt, und dieses Brücklein verbindet zwei Welten. Die äußeren Umstände, das ringsum starrende Hochgebirge, das Klima, sind ja dasselbe. Die beiden Nester haben seit Jahrhunderten ihre gleiche Geschichte der Berge in der weltentlegenen, von Naturgewalten ewig bedrohten Wildnis — und siehe: die beiden so traulich nebeneinanderliegenden Ortschaften sind grundverschieden. In Pontafel nette hochgiebelige Häuser, reinliche Plätze, gutangezogene, ruhig einherschreitende Leute; in Pontebba halbverfallende Wohnungen mit zumeist flachen Dächern und schlotternden Fensterbalken, die verwaschen sind, was man von den Bewohnern nicht sagen kann. Alles lebt und bewegt sich vielfach in schlechter Gewandung, die Kinder halbnackt, ungeniert und lärmend auf der Straße. In Pontafel hört man kaum ein Wort italienisch, in Pontebba kein Wort deutsch. Es ist als ob man zwei Städtchen etwa aus dem Salzburgerlande und aus den Abruzzen zusammengestellt hätte. Es ist was Merkwürdiges um die Rasse. Jawohl, man muß aussteigen an dieser Grenzstation, in Pontafel einen guten Hirschbraten nehmen und in einem der Kaffeehäuser Pontebbas den Schwarzen drauf. Man kann mit dem blonden Kärntner Pontafels einen Almer singen und mit der schwarzäugigen Italienerin Pontebbas um ein Bocco scherzen

— dann wird's Zeit zur Abfahrt. Nie wäre mir der Gang nach Rom so bequem gemacht worden als diesmal, ich hätte vorher bloß in meinem Wagen sitzen bleiben dürfen und am Abende des nächsten Tages dem heiligen Petrus in seinem Dom die erzene Zehe küssen können. Aber ich bin wieder ins Kärntnerland zurückgefahren.

Je länger der sogenannte Volkswohlstand dauert, je häßlicher wird das Land. Die Wälder werden abgeholzt, die Berge aufgeschürft, die Bäche abgeleitet, verunreinigt. Die Wiesen werden mit Fabriken besetzt, die Lüfte mit Rauch erfüllt, die Menschen unruhig, unzufrieden, heimatlos gemacht. Und so fort. Und alles des Geldes wegen. Ja, zum Teufel, was ist denn an dem Gelde, daß ihm die ungeheuren Opfer gebracht werden! Daß die Armen nach so viel Geld trachten, um sich den anständigen Lebensunterhalt leisten zu können, das ist zu verstehen. Aber daß die Wohlhabenden noch mehr haben wollen, obschon die Erfahrung überall lehrt, daß das „noch mehr" das Leben nicht verschönert, sondern verelendet, die Jugend verdirbt, die Alten unempfindlich macht für die wirklichen und wertvollen Genüsse. Was bedeutet ein prachtvoller Palast, wenn er in einer Gegend steht, die kahl ist und voll schmutziger Fabriksabfälle und bedeckt mit einer unreinen, stinkenden Luft und bewohnt von unzufriedenen, feindseligen Menschen! Was ist dagegen ein schlichtes Haus in grüner, friedlicher Landschaft, mit ruhigem Erwerb, mit freundlicher Nachbarschaft! Die Freude an großen Unternehmungen in Ehren, aber nur dann, wenn diese Unternehmungen nicht bessere Werte verwüsten, nicht den Frieden, die Genügsamkeit, die Schönheit, die reine Lebensfrohheit zerstören. Es ist ja ganz unfaßbar, wie dieses höllische immer noch mehr Geld haben wollen die gescheitesten

Leute zu Toren, die rücksichtsvollsten Menschen zu Straßenräubern machen kann. Zu Straßenräubern habe ich gesagt. Ein starkes Wort. Aber wird nicht dem Wanderer, der arglos das Land bereist, um seine Schönheit zu genießen — wird ihm nicht diese Schönheit weggenommen, der erquickende Wald, das klare Wasser, die gesunde Luft weggenommen? Und den Einheimischen, wird ihnen nicht die liebe traute Landschaft zerstört? Der Fabriksherr kann sich anderswo schöne Erdenwinkel aussuchen, solange es deren noch gibt, er baut sich Schlösser in noch unentweihten Gegenden, wodurch er freilich anhebt, sie zu entweihen, oder er geht in Kurorte, wo schöne Landschaft geschäftlich erhalten und krampfhaft noch mehr verschönert wird, um ihm Vergnügen zu machen. Jene Einheimischen aber, denen er mit seinen Gründungen die Heimatsgegend verhäßlicht hat, die müssen sitzen bleiben bei den qualmenden Schloten, verderbten Wässern und Lüften, bei den Abfallshaufen und bei den Hunderten von fremden Arbeitern, die jeden Augenblick wütend zu werden drohen, weil sie etwas tun müssen, was sie nicht tun wollen, nämlich reiche Leute noch reicher machen. Ist das denn nicht verrückt zum Rasendwerden? — Doch gemach. Die altgesessenen Einheimischen sind ja froh, wenn in ihren Tälern Fabriken gebaut werden, sie geben die Naturschätze und Schönheit und Gesundheit ihrer Heimat mit Freuden hin — es kommt ja Geld ins Land! Und während sie Geld gewinnen, verlieren sie ihre Scholle, ihre Persönlichkeit, ihre vornehme Festständigkeit, springen ab und verlaufen sich in der Welt. Ob sie anderswo verlumpen oder reich werden, das Beste ist dahin — das friedliche Heim in naturfrischer Landschaft. — Und solche Erscheinungen nennt man Volkswohlstand.

Geld kann viel Gutes stiften, aber noch mehr Schlechtes. Hier ist nur davon die Rede, daß Geldgier

in unserer Zeit so oft die Natur verdirbt, die Schönheit der Landschaft zerstört, die Welt verekelt.

In unserer Zeit wird viel über Sexualität geschrieben — weit mehr als nötig ist. So las ich vor kurzem das Buch eines „Mediziners und Psychologen“, der partout die freie Liebe einführen will und die Schamhaftigkeit für einen anerzogenen Unsinn erklärt. Er meint, man schäme sich bisher aus Vorurteil, daß die Sache so häßlich sei; er ahnt nicht, daß der Instinkt des Kulturmenschen sie doch deshalb keusch verhüllt, weil sie so heilig ist. Derselbe Verfasser wiederholt auch sehr bestimmt die Meinung, daß zwischen Mann und Frau absolut keine Freundschaft bestehen könne, ohne daß der sexuelle Grund mitspiele. Und das ist einmal nicht wahr. Der Autor ist ein Gelehrter, ich bin ein unwissender Laie, aber das sage ich ihm ins Gesicht, daß es nicht wahr ist, wenn er behauptet, es könne zwischen Personen beiderlei Geschlechts keine Freundschaft sein, ohne daß das Geschlechtliche mitspielt. Es gibt freilich genug Freundschaften, wo es mitspielt, bewußt oder unbewußt. Ich gebe sogar zu, daß in der Liebe zwischen Mutter und Sohn ein bißchen was Sexuelles liegt — unbewußt natürlich. Liebt doch eine Mutter ihren Sohn ganz anders, als ihre Tochter. Aber daß zwischen Mann und Frau echte Freundschaft, Kameradschaft vorkommen kann, wie zwischen Männern und anderseits zwischen Frauen, das zeigt das Leben überall, man braucht bloß die Augen aufzumachen. Ich habe mein Lebtag manche Frauenbekanntschaft gehabt, die wir Freundschaft nannten, doch aber unter Umständen vielleicht gerne etwas anderes gewesen wäre. Aber ich habe in meinem langen Leben noch weit mehr uneigennützige und dauernde Freundschaft mit Frauen gehabt und habe deren noch, wo es mir auch nicht im Traume einfällt, die Freundin zum Weibe be-

sitzen zu wollen. Die Wertung des Weibes als bloßes Liebesobjekt für den Mann ist eine Nichtanerkennung seines vollen Menschentums. Denn was Mensch ist, das hat gegenseitig auch andere Interessen als die sexuellen. Die Liebe zur Frau Charitas ein bißchen mehr betätigen, und die Liebe zur Dame Venus wird anspruchsloser werden.

In einem Punkte sind die jungen Dichter alle naiv, manche mögen sonst noch so schlau sein. Nämlich in der Meinung, daß sie lauter Meisterwerke schaffen, für die sie von allen Seiten Lob zu beanspruchen haben. Die Mutigeren unter ihnen fordern dieses Lob geradezu — etwas, das ich vor vierzig Jahren nicht für möglich gehalten hätte. So ein Mutiger ist vor kurzem bei mir gewesen. Er brachte mir sein neues Buch mit dem Ersuchen, es „ehebald“ durchzulesen und gut zu besprechen.

„Aber Freund“, mußte ich sagen, „so macht man's ja nicht. Es geht doch nicht an, sich das Lob gleich selber zu bestellen!“

„Ja“, fragte er, „was soll man denn tun, daß man emporkommt?“

„Nichts, als gute Bücher schreiben.“

Ich besitze ein Landgütchen und lacht mir das Herz den ganzen Winter über in der Stadt, vor Freude auf das Landgütchen. Und genieße ich's im Sommer, da hätte ich schier manchmal zum Weinen Ursache. Der Garten ist ja so voller Dankbarkeit gegen mich, daß ich ihn vor dreißig Jahren gepflanzt habe und am Abend, wenn ich ins trauliche Haus gehe, grüßt mich eine Festbeleuchtung des elektrischen Lichtes, wie es in der Stadt Graz um bürgerlichen Preis kaum erreichbar ist. Aber das Kranksein im Sommer! — Da geht man im Herbst,

wenn's kalt wird, gern in die Stadt. Und in der Stadt geht sofort wieder die Sehnsucht an, schon im November, nach dem nächsten Sommer auf dem Lande. Und den ganzen Winter über dauert das innere Schauen, ich sehe Haus und Garten, ich sehe ringsum die weite Landschaft. Ganze Stunden der Nacht und selbst des Tages bei geschlossenen Augen sehe ich innerlich mein Landgut in der süßen Heimat und lebe auf ihm — frisch und gesund. Sei gepriesen, allmächtige Freundin Phantasie! So genieße ich mein liebes Sommergütchen eigentlich nur im Winter. Dabei freue ich mich unbändig auf die Zeit, wo ich es in aller Wirklichkeit wieder haben werde, und zähle jeden Abend, so sicher wie man sein Schlafgebetlein betet, die Monate, die Wochen bis zum Frühling, die Tage endlich und die Stunden, bis der Dampfwagen mich getreulich ins traute Tal bringt. Und wenn ich wieder mit leiblichen Füßen durch den junggrünenden Garten gehe und ins kühle, stille Haus, dann kehrt in mich die Ruhe ein, die Alltagsruhe der Erfüllung. Sie ist nicht so köstlich, als die Sehnsucht! Es kommt wieder das Kranksein; aber das Glück, auf dem Lande zu sein, daheim zu sein, ist nicht umzubringen, nur daß dieses Glück in der Erfüllung nicht ganz so selig ist, als jenes in der Sehnsucht war. Und allmählich freue ich mich dem Winter entgegen, da ich wieder in der Stadt sein und die süße Sehnsucht genießen werde nach dem Landhause und seinen Fluren. Mitten in der Erfüllung freue ich mich auf die Sehnsucht nach derselben Erfüllung — ist das nicht komisch?

Fürs volle, üppige Glück ist der Mensch einmal nicht geschaffen — das Plangen danach bekommt ihm besser.

„Herr!" rief mir ein freundlicher Besucher zu, „Sie müssen über den Winter nach dem Süden?"

„Ich? Der sich immer auf den nordischen Winter

freut! Und der lieber im Sommer nach dem Norden ginge, wenn er überhaupt von den Alpen fortkönnte."

„Aber, um Verzeihung, Sie sind leidend. Ich war auch leidend — sogar mehrmals, und allemal bin ich im Süden gesund worden."

„Ich bin bisher allemal noch zu Hause gesund worden", war mein Entgegnen. „Es ist heutzutage Mode geworden, daß kranke Leute in die Fremde geschickt werden. Ich hingegen meine, ein besonderer Wert des eigenen Heims liegt darin, daß man in Not und Krankheit eine heimliche sichere Stätte hat, wo man mit größerer Herzensruhe leidet als in der Fremde, und auch mit größerer Herzensruhe dem Ende entgegensieht. Für den Kränklichen meiner Art, glaube ich, ist nichts schlechter, als immer wieder und von aller Umgebung daran erinnert zu werden, daß er krank ist, daß in der Fremde immer eine besondere Ungeduld und Sehnsucht in ihm wach ist: Wie lange noch hier? Wann nach Hause? — Das Interesse an dem Neuen wird gar bald stumpf, wenn man leidend ist. Und dann vegetiert man wie ein Gefangener dahin unter fremden, gleichgültigen Leuten, einsam, fern von den Lieben, und denkt und fühlt nichts mehr als sein Kranksein. Für einen Kränklichen (vorausgesetzt, daß er die entsprechende Diät einhält) ist die gewohnte Beschäftigung viel wert, die ihn anregt und zerstreut, die traute Umgebung, in der ihn alles an gesunde Tage erinnert oder auch an Krankheiten, von denen er hier immer wieder genas. Nein. Ich, der in gesunden Tagen am liebsten daheim war, werde in Krankheit und Elend nicht fortgehen."

Mein Besucher zuckte bedauernd die Achseln und ich glaube, viele werden ihm's nachmachen.

Vor einigen Tagen kehrte in der Nachbarschaft ein junger Mann von einer zweijährigen Weltreise heim.

Alles im Hause stürmte auf ihn zu: „Grüß dich Gott. Franz! Na, wie ist's gewesen?" Und sollte er nun fast stehenden Fußes noch seine Erlebnisse und Abenteuer erzählen. Der Heimgekehrte aber sagte kein Wort. Auch am zweiten Tage noch keins und tat auch seinerseits keine Frage. Darob waren sie konsterniert. Denn es sind Alltagsleute, denen das Herz nie voll wird, weil sie täglich schwatzen. Daß der Bursche aus vollem Herzen nichts sagen und nichts fragen konnte, das ahnten sie nicht. Am dritten Tage begann er gemächlich zu erzählen, da unterbrachen sie ihn bei jedem Satz, hatten Zwischenbemerkungen, Querfragen, so daß er immer entgleiste und endlich abbrach. „Was seid ihr denn für Barbaren?" fragte er zuletzt die Leute. „Nun begreife ich erst, weshalb wir Abendländer nicht erzählen können, weshalb wir uns dabei immer überstürzen, den Stoff nervös aufgeregt abhaspeln, dabei das Nebensächliche breitspinnen und das Wichtige vergessen. Das kommt, weil man bei uns nicht zuhören kann. Im Orient sind die guten Erzähler daheim, weil man dort zuhören kann. Ich sage überhaupt zu euch, ihr ungeduldigen, nervösen Leute: Wenn ihr nicht werdet wie die Morgenländer, so werdet ihr die Weisheit nicht finden." — Mit dieser kurzen Rede tiefem Sinn ist er aufgestanden und davongegangen und ich gönnte es den Leuten.

So ist's auch in der Literatur. Da beklagt man sich, daß in der Erzählung das Epische verloren gegangen sei. Das Epische, du lieber Gott! Wo sind denn die Leute, die das Epische vertragen können? Das Lesefutter muß wie Schweinefutter stets kurz zerhackt sein. Ist einmal ein ganzer Halm dabei von der Wurzel bis zur Ähre, ein ordentlich gegliederter und behaglich hingelegter Sprachsatz, oder eine Begebenheit in ruhiger und lückenloser Ausführlichkeit dargestellt — da spucken sie, das ist

ihnen zu langweilig. — Ach, wir haben lauter zerflatternde Seelen!

Vor wenigen Wochen kam ein Bekannter von mir heim. Er hatte eine große Reise gemacht durch Arabien, Ostindien bis zum Himalaya hinein, durch einen Teil von China und Japan. Dann war er auch in Australien gewesen, wo wieder europäische Kultur ist. Dort in einem Kaufmannshause hatte er die Bekanntschaft eines jungen Mannes gemacht, dessen Vorfahren um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aus Österreich eingewandert waren. Ein junges, aufgewecktes Bürschchen, das aber wenig europäische Zeitungen zu lesen schien. Er erkundigte sich nach den Verhältnissen in Österreich, besonders auch, ob es noch ein Kaisertum sei oder ein Königreich und wie der Landesfürst heiße?

„Unser Kaiser heißt Franz Josef", antwortete ihm der Reisende.

„Wohl Franz Josef der Zweite, oder der Dritte? Oder gar der Vierte?"

„Franz Josef der Erste."

Da stutzte der Australier. „Der Erste? Das ist wohl nicht möglich. Zur Zeit, als mein Urgroßvater noch in Österreich lebte, er soll oft davon erzählt haben, auch habe ich's in einem alten Schriftstück, es ist der Auswanderschein meines Urgroßvaters: damals war Franz Josef der Erste dort Kaiser."

„Und er ist es noch."

„Great Heavens that is quite impossible. In meiner Familie sind seither drei Generationen abgestorben und in Ihrem Lande haben Sie immer noch denselben Fürsten?"

„Es ist so. Weil wir seit sechzig Jahren fleißig beten: Gott erhalte!"

Diese kleine Erzählung des Heimgekehrten hat mir

die Bedeutsamkeit einer so langen Regierung recht zum Bewußtsein gebracht.

Mir gefällt das Wort „interessieren“ nicht und wir können es nicht entbehren. Wir haben in unserer Sprache keinen Ausdruck, der es genau deckte. Ich wüßte ein Wort, es ersetzte jenes, es wäre deutsch, aber es ist „gemacht“. Es ist sogar von mir gemacht. Denn die Sprache, in der wir sprechen, schreiben und dichten, innert mich schon lange. Ich möchte anstatt „interessieren“ — innern sagen, getraue mich aber nicht recht. Unsere Gelehrten könnten greinen. Die Ausrottung der Fremdwörter innert sie nicht.

Da las ich in einer Zeitung, daß bei einem deutschnationalen Feste 500 Kronen vereinnahmt worden sind. Dieses Wort „vereinnahmt“ gefiel mir so gut, daß ich es sogleich veraufschreibt habe.

Vor ungefähr fünfzig Jahren erhängte sich in Krieglach-Alpel ein alter Bauer. Er war nicht der Ärmste in der Gegend, er war der Reichste. Er tat's aus Verzweiflung an der Gnade Gottes. Die Leute liefen zusammen von weit und breit und waren außer sich. Ein Jahr später ereignete sich in Graz ein Selbstmord. Wochenlang redete die Zeitung davon. — Und jetzt? In den Städten endet nahezu jeder zehnte an Selbstmord. In einer Woche las ich unter achtundsechzig Verstorbenen zehn Selbstmorde. Es gehört gar keine Verzweiflung mehr dazu, mancher scheint sich aus Langweile umzubringen. Und die Zeitungen verbuchen es gleichgültig wie ein gestürztes Fiakerpferd. So ändern sich die Leute in einem halben Jahrhundert.

Wieder nach einem halben Jahrhundert wird die Selbsttöterei sich zu einem beliebten Volkssport aus-

gebildet haben. Einem Sport, der allerdings der Gesundheit weniger zuträglich ist.

In einer Gesellschaft sprachen wir von der Entwicklungstheorie und ich meinte, mir sei das trostvoll, religiös erhebend, wenn der Mensch sich aus niederstem Wesen bis zu seiner heutigen Vergeistigung entwickeln konnte. Dann entwickelt er sich ja weiter, wird am Ende ganz Geist und wächst in Gott hinein. — Einer war dabei, der erklärte die Entwicklungslehre für abgetan und behauptete, nichts entwickle sich und der Mensch bleibe trotz äußerer Verfeinerung in seiner Wesenheit das, was er war, ein wildes Tier. Von einer Vervollkommnung könne keine Rede sein. Seit man glaubt, daß der Darwinismus abgetan und von Weiterentwicklung keine Spur sei, plätschert man also wieder mit besonderem Behagen im Schlamm.

Vor vierzig Jahren, als die Entwicklungslehre aufkam, hat man sie als den Ausbund des Materialismus verschrien. Und jetzt? Im Gegensatz zur Annahme der Besserungsunmöglichkeit ist sie der reine gottselige Idealismus.

Als Professor Häckel an der langen Stufenleiter, die aus so dunklen Tiefen heraufkommt, einige fehlende Sprossen auf seine eigene Kosten einfügte, war es wohl die instinktive gläubige Sehnsucht, daß die Leiter weitergehe von unten nach oben — zur Vollkommenheit.

Auf meinen Wanderungen durch Mittelsteiermark traf ich den alten Herrn. Er lebte immer noch in seinem stillen Städtchen, er hatte immer noch das treuherzige Kindesauge, aber er hatte nun einen schönen, weißen Patriarchenbart. Seit vierunddreißig Jahren hatte ich ihn nicht wieder gesehen, doch mit ihm war's beim Alten geblieben. Er war immer noch der kleine Beamte des

dortigen Gerichtsamtes, hatte immer noch seinen kleinen Besitz, ein Häuschen mit Gärtlein, und war immer noch Junggeselle. „Ist es denn bei Ihnen nicht vorwärts gegangen?“ fragte ich etwas ungeschickt. Mit seinem freundlichen, hilflosen Blick schaute er mich an. „Vorwärts? Warum denn? Mir ist es halt alleweil noch so recht. Ich halte mich nach dem Leitspruch.“ Und auf meine Fragen sprach er weiter: „Mein Amt ist nicht schwer und nicht verantwortlich, läßt mir Zeit zum Herumgehen in der Gegend und zum Lesen guter Bücher, mein kleiner Besitz macht mir wenig Sorge, die Dienstboten keinen Ärger, weil ich mich selber bediene und im Gasthaus mein Essen habe. Weib und Kind machen mir auch keinen Kummer, weil ich ledig bin. Mit den Leuten komme ich gut aus, gesund bin ich auch. Was kann man weiter noch wünschen? Nur etwan, daß die Zeit nicht so schnell sollt' vergehen.“ So! Die Zeit vergeht ihm zu schnell. Also nicht einmal langweilig wird ihm in seiner verschlossenen Lebensenge. „Mir kann nicht viel geschehen“, plauderte der Alte weiter, „ich habe keine dicken Freundschaften, da kann mir keiner untreu werden, und wenn ich von dem, was ich besitze, verliere, so richte ich's halt mit noch weniger. Ich trinke nicht, ich rauche nicht, ich spiele nicht, ich laufe keiner Mode nach, ich tu', was ich will und das kostet nicht viel. Die Leute lassen mich zufrieden; tut man ihnen nichts, so tun sie einem auch nichts. So kommt man mit allem auf gleich und freut sich ruhig am Dasein.“ — „Und wenn Sie einmal krank werden?“ — „Wüßt' nicht, weshalb ich sollt' krank werden“, sagte er, „ich lebe ja richtig, ich habe Zeit und Lust, richtig zu leben. Die letzte Krankheit wird freilich auch mir nicht erspart bleiben, aber die wird hoffentlich nicht lange mit mir umfretten. Und so lebt sich's leicht, 's Weitere überläßt man dem lieben Herrgott.“

„O unerhörter Glücksmensch. Sie kennen die Unzufriedenheit nicht!"

Er zuckte mit den Augenwimpern. „Die Unzufriedenheit. Die hätte ich beinahe kennen gelernt vor ein paar Jahren. Es ist mir Geld übrig geblieben die Zeit her, und da — habe ich gedacht — machst einmal eine schöne Reise. Und auf der wäre ich bald ein bissel unzufrieden worden. Das ist kein Reisen, das ist ein Hetzen, wie man's treibt. Immer hin- und hergeworfen werden zwischen Wagen und Hotel. Und sonst auch: In Böhmen hat mir die Mehlspeise nicht geschmeckt, in Bayern das Bier nicht und am Rhein der Wein nicht. Froh bin ich gewesen, wie ich wieder die Tür' aufmach' in mein Häusel daheim. Hast das auch kennen gelernt, dachte ich, und jetzt schmeckt's daheim noch einmal so gut. Seither bin ich nicht mehr fortgekommen aus meinem Tal, ich verlange nichts Besseres, es könnte schlechter werden. Gerade daheim kann man sich am ruhigsten der schönen Welt erfreuen, und ich bleibe bei meinem Leitspruch."

„Nun", fragte ich den Alten, „und worin besteht denn Ihr Leitspruch?"

Da zog er aus der inneren Rocktasche ein Notizbüchlein hervor, ganz verwetzt und abgegriffen, und schlug mir in demselben das erste Blatt auf. Es war vergilbt und standen auf ihm die Worte geschrieben: „Unser Ziel sei der Frieden des Herzens. P. K. Rosegger. Am 19. März 1875." — —

Ist das nicht ein Erfolg? Nur schade, daß ich mir den Mann nicht ganz so zum Vorbild nehme, wie er sich mein Sprüchlein.

„Jesses!" wird meine liebe Leserin ausrufen, „jetzt schwatzt er sogar von seinem Gabelfrühstück!" Und es ist so, ich schwatze von meinem Gabelfrühstück. Aber es

ist eines ohne Gabel. Im Sommer ein Glas Milch, im Herbst eine Traube, im Winter ein Apfel, im Frühjahr ein Ei. Und in einem solchen Ei habe ich zu diesen Ostern ein holdes Geheimnis gefunden. Nicht etwa ein kleines Hühnchen, wie käme auch so was in ein Ei! Nein. Ich pflege das Ei, stets halbweich gekocht, mit einer Semmelschnitte auszutunken. Und da stieß ich diesmal mitten im Dotter auf — eine Bohne. Eine große Feldbohne. Ich lief zu meiner Köchin: „Wie kommt diese Bohne ins Ei?“ Das Dingelchen wurde untersucht, natürlich war es wieder einmal keine Bohne, sondern ein ganz kleines Eichen mit brauner Schale, voll mit Eiweiß, aber ohne Dotter. Wie ein Vogelei, wie das Ei einer Goldammer. Wie kommt aber die kleine Goldammer dazu, ihr Ei in das Ei einer Haushenne zu legen? Wenn's noch ein Kuckucksei gewesen wäre! — In solchen Augenblicken hört man auf, die Semmel einzutunken, in Ehrfurcht über die tiefen Geheimnisse nachsinnend, die uns in der Schöpfung überall umgeben und die man sonst so gedankenlos genießt. Seit dieser Begegnung spähe ich bei jedem Ei nach einem besonderen Wunder, und wenn mir eines Tages aus dem Hühnerei, anspielend auf kindische Poetenhoffnung, ein junger Vogel Phönix entgegenflattert, so werde ich nicht mehr überrascht sein, sondern mich gerne der Verjüngung und Unsterblichkeit bequemen. Bisher ist mir noch nichts dergleichen entgegengeflattert.

Daß unser Herrgott auch dieses Stückel sollt' zuwegebringen, bewundere ich noch am allermeisten. Nämlich die Speisung des Volkes mit — Steinen. In meinen Schulbüchern noch stand's zu lesen, daß der Landmann der Ernährer der Menschheit sei, daß der Städter vom Lande leben müsse. Und jetzt! Der Landmann lebt vom Städter. Der Sommerfrischler weiß, wie es

draußen auf dem Lande hergeht: Wenn man gutes Mehl, Fleisch, Gemüse haben will, so muß man's aus der Stadt bringen lassen. Es gibt fruchtbare Gegenden, in denen man zeitweise sogar Milch und Eier aus der Stadt bezieht. Der Stadt, wo nur Steine übereinander liegen. Da möchte ich doch unserem Herrgott gerne einmal an die Finger schauen, wie er das macht. Der sagt: Das tut ein anderer! Ein ganz anderer! Dieser andere macht rasch die Faust zu, daß man nichts sollt' sehen; aber zwischen den Klauen krabbelt ein schwarzbärtiges Kerlchen hervor. Ein Zwischenhändler! Deren hat er die ganze Faust voll. — Na, jetzt begreif' ich's!

Ein Bauer hatte Holz zu verkaufen. Und einer seiner Nachbarn mußte Holz kaufen für einen Neubau. Der eine im Dorfe bot kein Holz aus, der andere warb um keines. Beide warteten auf den Holzhändler. Und der kam auch. Er kaufte dem Bauern um 600 Kronen Holz ab und verkaufte es im selben Dorfe dem, der es brauchte, um 1000 Kronen. Ist das nicht ein gutes Geschäft? Aber für wen? Die beiden Nachbarn sehen sich täglich und sind gut miteinander; nur trauen tun sie einander nicht. „Wen ich kenne, von dem weiß ich, daß er mich beschummeln will; von einem Fremden weiß ich das nicht, deswegen probiere ich es mit dem Fremden.“ So sagte mir allen Ernstes ein biederer Landmann. Wo steckt nun der Zeck? Der steckt im eigenen Fleische.

Da die örtlichen Märkte abgekommen sind, so schlug ich einmal vor, daß in jeder Gemeinde auf dem Kirchplatze eine Tafel vorhanden sein sollte, an welcher der Erzeuger seine Ware ausbieten und der Verbraucher seinen Bedarf anzeigen könnte. Die Sache wäre wieder einmal zu selbstverständlich, als daß sie versucht werden

dürfte. „Aber die Zwischenhändler sind auch Menschen, wollen auch leben.“

Na, und wie gut die leben wollen!

Drei lustige Studenten machten eine Landpartie. So lange sie noch nüchtern waren, erinnerte sich der Michel, einen Besuch zu machen bei seiner Mutter, deren Wohnort im nächsten Tale lag. Die Mutter war schon seit längerer Zeit kränklich. Die zwei Kollegen aber hielten ihn zurück und sagten, er solle sich den schönen Tag nicht verderben mit einem Krankenbesuch, den er auch an einem andern Tag machen könne.

Der Michel gab ihnen nach. Sie schlenderten durch die Fluren, sie sangen und trieben tolles Zeug. Dann kehrten sie in einem Wirtshaus zu, tranken Bier, noch ein Glas Bier und noch eins und noch mehrere. Sie wurden angeheitert, berauscht und endlich besoffen. Und als sie besoffen waren, da johlten sie davon und trieben unterwegs das ungereimteste Zeug. An den Straßen versetzten sie die Wegzeiger, ohne zu wissen, daß sie selber in die Irre gingen. Am Wege hatten sie einen alten Stiefel gefunden, den hingen sie an eine Votivtafel, die am Wege stand, und freuten sich sehr ihrer geistvollen Tat. Als sie zu einer Kapelle kamen, die auf der Anhöhe stand und in der ein Glockenstrick herabhing, erfaßte diesen der Michel und fing an, aus Leibeskräften zu läuten, so daß das Glöcklein hell hinausschrillte in die Gegend. Und es war doch nicht Ausläutenszeit. So verging der Tag.

Die Mutter war in ihrer dunklen Stube dahingelegen, hatte zum offenen Fenster hinausgeschaut und in Sehnsucht gedacht an ihren Sohn, der schon lange nicht mehr bei ihr gewesen war. Nach schweren Stunden war ihr jetzt so süß und friedsam; nur ihren Michel hätte sie bei sich haben mögen. „Daß er so gar nicht

kommt!“ sagte sie zu ihrem Manne, der traurig neben ihr saß. — „Er wird halt viel zu lernen haben“, antwortete er, „sonst tät er gewiß jetzt schon einmal gekommen sein.“ — Da hörten sie aus der sonnigen Sommerluft herüber ein leises Klingen. — „Ist es schon so spät, daß sie zum Gebet läuten?!“ sagte der Mann. Die Kranke hielt ihre Hände über der Brust gefaltet und betete, und schlummerte in eine noch nie empfundene Glückseligkeit hinein. — — Drei Stunden nachher, als der Michel an seinem Katzenjammer wimmerte, da kam die Nachricht, daß seine Mutter gestorben sei. — — Er hatte ihr die Sterbeglocke geläutet.

Ich hörte die Dame schnaufen, bevor sie noch im Zimmer war. Durch die Tür. Sie war beleibt, hochgerötet und ihr schwarzes Seidenkleid rauschte auf dem Boden einher. „Sie sind es wohl“, pfauchte sie. „Na, gottlob. Ich bin sehr aufgeregt, begreiflicherweise. Daß uns so etwas passieren muß! In unserer Familie! In unserer alten, darf wohl sagen hochachtbaren Familie!“ Sie fächelte sich mit dem weißen Spitzentuch Kühlung ins echauffierte Gesicht. Ich lud sie ein, Platz zu nehmen, sie hörte es nicht, zog zwischen den Falten ein verbogenes Heimgartenheft hervor, stülpte es um und wies mir mit dem Finger auf die Zeilen mit der schneidig betonten Frage: „Herr! Was ist denn das?“ Mein Schreck wahrhaftig! Weiß Gott, was ins Blatt gekommen ist! Doch bald beruhigt, als ich sah, sie zeige den Gedichtewinkel. — „Sehen Sie, hier! was ist denn das?“ fragte sie nochmals und ihre Äuglein bohrten sich racheglühend in mein Gesicht. Ich sah genau hin und sagte: „Das ist ein Gedichtchen von Wanda von Raukthal.“ — „Wie kommt das Ding ins Blatt?“ — „Das hat mir die Verfasserin, eine junge Dame, gebracht mit dem Ersuchen, wenn möglich es zu veröffentlichen.“ — „Und wissen

Sie, wer diese junge Dame ist? Das ist meine Tochter!“ — „Bin erfreut.“ — „Noch nicht siebzehn! Ich frage, wer hat sie zu einem solchen Lebenswandel verleitet?“ — „Zu welchem Lebenswandel?“ — „Aber, mein Herr, Sie sehen es doch hier, schwarz auf weiß.“ Ich besah die Verse näher. Ein gewöhnliches Liebesgedichtchen, wie es Backfische nachzuempfinden oder auch bloß nachzuschreiben pflegen und wie solche Verslein aus Mitleid manchmal in den Heimgarten schlüpfen gelassen werden. „Aber, verehrte Dame“, sagte ich nun, „das sind ja ganz harmlose Verse!“ — „Ich rede nicht von den Versen, ich rede von meinem Kinde, das uns — denen von Raukthal — die öffentliche Schande antut, zu — schöngeisteln, um nicht eine schlimmere Bezeichnung zu gebrauchen. Wahrhaftig, man kann ja gar nicht mehr auf die Straße gehen!“ — „Wissen Sie, gute Frau“, sprach ich resigniert, „ein Dichter zu sein, ist gerade keine Ehre, aber doch auch keine unmittelbare Schande, falls der Mensch sonst einen anständigen Lebenslauf führt.“ — Und sie: „Ich will mich nicht weiter einlassen. Ich frage Sie nur, Herr —“, sie versuchte den Namen auszusprechen, was ihr nicht durchaus einwandfrei gelang, „können Sie es verantworten, ein unerfahrenes Wesen nach einer Berufsrichtung hin zu animieren, für die es niemals erzogen sein kann?“ — „Ich sie animiert? Glauben Sie mir, die schönsten und liebenswürdigsten Mädchen verfluche ich heimlich, wenn sie mit Gedichten anrücken, um gedruckt zu werden. Doch, um ihnen eine kleine, harmlose Freude zu machen —.“ — „Eine harmlose Freude nennt man das!“ rief sie jammernd aus. „Wissen Sie, ich hasse derlei! Von meinen Kindern darf mir keines Schöngeist werden.“ So sprach sie lange noch weiter in erregter Weise. Zur Stunde habe ich mir vorgenommen, keinen Backfischvers veröffentlichen zu lassen, ohne vorher von Eltern oder Vormündern einen Revers

zu verlangen, um gedeckt zu sein. Ich habe die Dame für den Rest ihres Besuches mit besonderer Liebenswürdigkeit behandelt in dem Gedanken, daß vielleicht nach dieser Seite hin Rettung der in Backfischpoesie ertrinkenden Redakteure liegen möchte. Konnte ich gleichwohl das Gedicht nicht mehr ungedruckt machen, so doch die Dame beruhigen mit dem Hinweis, daß derlei Gedichte ja ohnehin kein Mensch lese und folglich auch der Fehltritt des edlen Fräuleins von Raukthal vollständig übersehen werden würde. Hauptsache sei nun, daß mütterliche Fürsicht sie künftighin von allen Tintensünden bewahre. Das eine Kleckschen würde den blanken Schild derer von Raukthal doch nicht allzusehr entstellen. — — Dieses Erlebnis ist äußerst wenig übertrieben.

„Sophokles starb vor Freude, als er in den olympischen Spielen für seine Tragödie mit dem Preis gekrönt wurde.“ So las ich vor kurzem in einem Aufsatz über die Schädlichkeit übermäßiger Freude. Nein. Vor Freude über eine äußere Auszeichnung zu sterben, das ist eines großen Dichters nicht ebenmäßig. Wenn die großen Griechen schon so klein waren, sich einer befriedigten Eitelkeit wegen zu Tode zu freuen, dann darf man es unseren Geistern freilich nicht zumuten, bei Erlangung eines Ordens oder Titels — lebendig zu bleiben.

„Anzengrubers Bauern sind in Wirklichkeit unmöglich, sind keine Bauern, sind nur Anzengruberseelen in Lederhosen.“ — Dieses Wort hat mir vor kurzem ein rabiater Literaturästhet ins Gesicht geschrien. Es sollte ein giftiger Tadel sein. Das Wort kann man öfter hören, an sich ist es richtig, als Tadel ist es unbegründet.

Vom Dichter muß zwar verlangt werden, daß er die Menschenseele an sich kenne, ferner daß er die typische

Seele jener Kreise kenne, die er darstellen will, daß er sich unter Umständen in einen Bauern so gut hineindenken könne als in einen Feldherrn, in einen Spitzbuben so gut wie in einen Heiligen, in einen Kretin so gut wie in den Weisen. Wenn er nun aber derlei verschiedene Menschen bringt, darf man verlangen, daß sie nichts vom Vater haben sollen? Das gibt es nicht, hat es selbst bei den objektivsten Dichtern nie gegeben und darf es nicht geben. Es wären trotz denkbar geistreichster Weise — seelenlose Schatten. Wer die Gestalten aus der Natur einfach abschreibt, der ist ein Photographenapparat, aber kein Dichter.

Mir sagt man nach, daß ich Bauern schildern könne. Ich gebe es zu. Aber alle diese von mir gestalteten Bauern haben — eine Roseggerseele. Zum Glücke, daß diese eine Bauernseele ist. Anzengruber war freilich in einer anderen Lage. Er hatte eine kritische, modern gebildete Seele und diese gab seinen künstlerisch tadellosen Bauerngestalten den scharf Anzengruberischen Einschlag — es ist die Reformer-, die Philosophenseele in der Lederhose.

Ist das ein Fehler oder ein Vorzug? Keines von beiden. Es ist eine Eigenschaft. Anzengruber hat Dichtergestalten geschaffen, die eine große Wirkung ausüben, erzieherisch anregen und die obendrein noch von vielen als naturwahr empfunden werden. Das ist nicht bloß der Künstler, das ist die persönliche Seele des Dichters in ihrer Wahrhaftigkeit. Man denke sich einmal z. B. im „Meineidbauer“ die Anzengruberseele weg — bleibt genug übrig, um an sich bestehen zu können? Man denke sich in „Faust“ die Goetheseele weg! —

Ach, wie viele Leute wären als Modell für den Dichter überhaupt zu brauchen, wenn er ihnen nicht von seiner Seele liehe? Aber — um schauspielerisch zu sprechen — gut verkleiden muß diese Eigenseele sich können; so

sprechen muß sie können und sich so benehmen, wie die Gestalt, die sie darstellen soll. Dem simpelsten Steinklopfer glaubt man die Kantische Philosophie, wenn sie in der richtigen Steinklopfermundart vorgebracht wird. Abgesehen davon, daß mancher Steinklopfer oder Handwerker oder Bauer wirklich philosophisch geartet ist. Dann noch eins. In der Volksmenge gibt es die unterschiedlichsten Menschenarten. Der Volksdichter sucht sich am liebsten solche aus, die mit seiner Seele Gemeinsames haben. Das baut er dann aus, vertieft, erhöht es und vervollkommnet den Seelentypus, wozu der am meisten beisteuert, der am meisten hat: der Dichter.

Sind Anzengrubers Bauern in Wirklichkeit möglich? Sind sie allgemein verständlich? — Warum denn nicht? Eben weil die Anzengruberseele, also eine Menschenseele in ihnen steckt.

Ein Kindergespräch. „Toni“, fragt der kleine Karl sein Brüderchen, „kannst du dichten?“ — „Nein“, sagt der Toni, „kannst du es?“ — Karl: „Ich kann's auch nicht, aber der Onkel Hans, mein Lieber, der kann's!“ — Toni: „Wie tut er denn da?“ — Karl: „Weißt, da muß man sich so recht was Schönes und recht was Gutes zusammendenken.“

O, kleiner Mensch du! Noch so jung und schon so veraltet! Weißt du, was die Modernen sagen, daß man tun müsse, um zu dichten? Da muß man sich recht was Häßliches und recht was Schlechtes zusammendenken. Dann ist es eine richtige Dichtung. — Ach wie unausstehlich vollkommen muß doch die Welt sein, wenn man sie mit aller Kunst verschlechtern muß, um sie erträglich zu machen. Die alten Dichter haben sie zu verschönern gesucht im Sinne des kleinen Karl. Aber das waren Kindsköpfe alle miteinander.

Ein nachdenklicher Landmann verglich unseren Planeten mit einem Tier. Das Gestein sei seine Knochen, die Erdschichte sein Fleisch, das Wasser sein Blut. — „Und die Menschen, die darauf herumregieren?“ fragte ich. Die sind sein Ungeziefer, antwortete er lustig.

Klein-Peterl ist ein Freund von Heldengesängen. Er singt ihrer auch selbst, wobei er es übrigens mit dem Texte nicht besonders genau nimmt, wohl wissend, daß im Liede nicht das Wort Hauptsache ist, sondern die Musik. So sang er da, während er mit Bausteinen eine Festung aufführte, halblaut vor sich hin: „Zu Mantua im Bade der dreie Hofer saß.“ Sein Schwesterlein, das in der anderen Stubenecke die Puppe ankleidete, schaute mit großen Augen auf das Brüderlein herüber. Und als dieses immer wieder trällerte: „Zu Mantua im Bade der dreie Hofer saß“, rief sie schalkend drein: „Und duschte sich und wuschte sich, und duschte sich und wuschte sich ...!“ Klein Peterl machte sich anfangs nicht viel aus dieser Störung, als sie sich aber regelmäßig einstellte, so oft er das vom „Bade“ sang, mochte er wohl merken, daß hier etwas nicht ganz richtig sei, stellte den Gesang ein und baute schweigend an seiner Festung weiter. Die kleine Satire aber in der anderen Stubenecke lachte sich ins Fäustchen.

Wir besprachen unter anderem die Klage, daß die Baiern keine Bücher kaufen wollen. Alle Literatur ersäufe im Hofbräuhaus. Das erinnert mich an den Ausspruch eines biederen Baiers: „Ih a teuers Büachl kaufen, wos glaubns denn? Dafür kriag ih vierzig Krüagl Bier. Vierzig Krüagl! Na gelns, do schauns!“

Vor kurzem ist eine kleine Prozession aus der Jackelei nach Mariazell gegangen. Auf dem Rückwege

ist ihr mancherlei Mißliches passiert. Im Gebirge nahmen die Leute einen gefehlten Weg, kamen in schlechtes Wetter und etliche wurden marod. Fern von jeder Ortschaft überraschte sie der Abend. Was ihrer manche jetzt taten, war nicht gerade gebetet. Aber dort auf der Hochmatte stand ein Bauernhof. Die Leutchen schickten den Mesner ins Haus, um zu fragen und zu bitten, ob sie alle zusammen in diesem Hofe Nachtherberge haben könnten. Der Mesner ist zwar etwas schwerhörig, aber ein gutes Redewerk hat er; so richtete er damit bei der barmherzigen Bäuerin auch was aus. Wohlgemut kam er zu seiner Prozession mit der Nachricht zurück, im Bauernhofe hätten sie einen Schlafsaal und wenn sie wollten, könnten alle drin schon übernachten, Platz hätten sie. „Na also!" riefen die Wallfahrer erfreut, „nachher ists ja eh gut. Auf dem Kirchfahrtsweg ist der Mensch halt nie verlassen." Sie gingen ins Haus, legten in Lauben, Stuben und Küche ihre Bündeln ab und holten ihr mitgetragenes Abendbrot hervor. Und nachher baten sie halt ums Schlafengehen. Was wurden aber das für Gesichter, als der Bauer sie anstatt in den Schlafsaal — in den Schafstall führte! Auf ihr Gejammer über die „zwidere Sach" tröstete sie der Bauer: „Ah na, das macht ja weiter nix. Die Schaf hab ich jetzt auf der Alm, habts ja leicht Platz da. Laß halt ein bissel Stroh auf den Boden streuen. Für den Mesner und den Fahntrager tu ich Heu in die Krippen — kein Graf hat a bessers Bett!" — Und richtig, am nächsten Sonnenmorgen waren die Pilger so weit ausgerastet, daß sie über das Mißverständnis lachten und die anzüglichsten Witze machen konnten. Das ist gut, sonst hätte ich sie gemacht.

Bei einer Missionspredigt wurde auseinandergesetzt, daß es zum Himmel unterschiedliche Wege gebe —

leichtere und schwere. Aber man müsse — damit das Verdienst um so größer sei — die schwersten gehen. Daraufhin sagte ein Zuhörer: „Das kommt mir gerade vor, wie jene Bergfexen, die auf einem hohen Berg gerade die gefährlichsten Stellen wählen und nachher abpurzeln. Ich bin ein schwacher Mensch und nehme den gangbarsten Weg. Hauptsache ist, daß ich hinauf komme.“

Ein dankbarer Sohn. Jemand erzählt von seinem Vater, wie gut der gewesen sei. „Alles hat er für mich getan, den Bissen vom Mund hat er sich abgekargt, um mir eine angenehme Zukunft zu gründen. Ganz hat er sich für mich aufgeopfert. Ich wollte, er lebte noch, daß ich ihm einen Teil vergelten könnte. So habe ich mir denn vorgenommen, seinem einzigen, noch lebenden Kinde Gutes zu tun, so viel als nur immer möglich ist.“

Unweit von hier starb vor zwei Jahren ein alter Bauer. Er hinterließ einen Hof, stattlich, wohlgepflegt und schuldenfrei, wie im Lande selten einer zu finden. Der Mann hatte aber auch mit größtem Fleiß und unermüdlicher Arbeit daran geschaffen, dreiundvierzig Jahre lang. So war's mit schwerer Müh' gelungen. Er hatte acht brave, größtenteils schon erwachsene Kinder. Aber sein Tod bedeutete den Zerfall der musterhaften Wirtschaft. Der Hof, sechzehntausend Gulden im Wert, mußte nach dem Erbschaftsgesetze in acht Teile geteilt werden. Der Sohn, der ihn übernahm, hatte plötzlich vierzehntausend Gulden Schulden und mußte jährlich über fünfhundert Gulden Zinsen hinwegzahlen. Er muß nun den schönen Hof, die alte Heimstätte des Geschlechtes, an einen Güterschlächter verkaufen.

So ist es bei uns. Wenn der Staat heutzutage sagt, er wolle dem Bauernstande aufhelfen, so soll er gleich zur heiligen Beichte gehen, will er nicht in einer

Todsünde leben und — sterben. Und wäre schon diese Lüge keine Todsünde, so ist das Umbringen des Bauernstandes eine — für jeden Staat. Die sieben heimatlosen Kinder unseres Bauern versuchten ihr Glück in der weiten Welt, aber ihr Kapital reicht nicht, um sich ein neues Heim zu gründen. Die Proletarier sind fertig. Funkelnagelneu! So wird die sogenannte Gerechtigkeit, daß alle gleichviel erben, zur Ungerechtigkeit, weil sie die Einen heimatlos macht und gleichzeitig dem Übernehmer des Gutes die Möglichkeit nimmt, es zu behaupten. Für den Ältesten (den Fähigsten) das „Majorat", für die anderen Kinder das Heimatrecht; für den Besitzer Militärfreiheit, für die übrigen Altersversorgung — solche Vorlagen müßten in den Reichsrat kommen, wenn es jemandem um das Bestehen des Bauerntums zu tun wäre.

Aber das sind alte Geschichten, sagen sie, längst erprobt und verbraucht. — Also ist das alte Bauerntum dahin. Woher wird das neue kommen?

Der Deutsche ist eigentlich ein komischer Mensch. Selbst will er so wenig als möglich Kinder haben. Das dritte Kind oder gar das vierte macht ihn schon schrecklich besorgt, es könnte ihm zu viel von seinem Lebensgenusse nehmen. Ferner will er lieber anschaffen, als persönlich grob arbeiten. Zu den groben Arbeiten nimmt er sich Leute aus fremden Völkern her. Er zieht sie ins Land, dort machen sie sich allmählich seßhaft und bevölkern die Gegend mit ihren Kindern. Nachher wundert sich der Deutsche, daß er zurückgedrängt wird. Viel wird geredet und geschrieben über das Zurückgedrängtwerden der Deutschen, von dieser Tatsache wird geschwiegen. Und just das, selbst wenig Kinder zu haben und immer fremde Arbeiter ins Land zu ziehen, gerade das ist der Hauptgrund, wenn unser deutsches Volkstum

zurückgeht. Alles andere, selbst die antideutscheste Politik, richtet nicht so viel Unheil an, als dieses allzu sorgenscheue Sichbequemmachenwollen im Heimatlande.

Ich kenne ein Dorf, da waren vor dreißig Jahren noch lauter deutsche Namen, nicht ein tschechischer oder welscher. Heute trägt fast die Hälfte der Hausbesitzer fremde Namen. Als böhmische Deichgräber, als italienische Maurer, als kroatische Bauernknechte, als ungarische Drescher, als fremde Handwerksgesellen, als jüdische Handelsagenten sind sie nach und nach in die Gegend gekommen, haben fleißig gearbeitet und weniger gesoffen als die Einheimischen, haben sich eingeheiratet oder den abwirtschaftenden Deutschen die Häuser abgekauft. So geht's her. Mir sind die Fremden als Menschen ja nicht schlechter als die Deutschen, ja, wenn sie arbeitsamer und sparsamer sind als diese, wirtschaftlich sogar werter. Aber wenn wir Deutsche sein und bleiben wollen, so müssen wir uns auch behaupten können. Mit Redenhalten, Zeitungschreiben, Heilrufen, ja auch mit Schulengründen ist's nicht getan. Das sind harte Worte, mir werden sie schaden. Möchten sie anderen nützen!

Es gibt Leute, die sich selbst alles erlauben und anderen alles verbieten wollen. Praktisch ist das schon. Vielleicht! — Wenn man durch das Land wandert, so findet man in freier Natur häufig und immer häufiger die von ferne so malerischen und in der Nähe so häßlichen Warnungstafeln: „Das Beerensammeln, das Schwämmesuchen ist hier bei Strafe verboten!“ Alte Fußsteige, die als Touristenwege wieder zu Ehren gekommen waren und so vielen Leuten zur Erholung und Freude dienten, werden von den Grundbesitzern verboten, verrammelt, der Markierung beraubt oder die Markierung wird gar gefälscht, daß sie in die Irre führt, so wie vor wenigen Jahren im Tännengebirge auf

diese Art ein Tourist zugrundegegangen ist. Und das der Jägerei wegen! Des Volkes, der Arbeiterschaft edelste Regung ist die Naturfreude, das Herumgehen in Wald und Flur und auf den Bergen, wenn Sonntag ist. Wie sollte man sich darüber freuen! Erst gestern wollte hier eine kleine Gesellschaft von Arbeitern, dem Verein „Naturfreunde“ angehörend, eine Bergpartie auf das Sonnegg machen, da fand sie den Fußweg verboten. Die Gesellschaft kehrte mißmutig um, ging ins Wirtshaus, wo es gegen Abend abscheuliche Räusche gab.

Der Gutsbesitzer mokierte sich sehr über dieses „wüste Gesindel, das keine andere Unterhaltung kennt, als zu saufen und schandbar zu sein.“ Und war es doch er, der den Leuten den Weg zu reineren Freuden abgeschnitten hatte. Aber auch er selbst kennt die reineren Freuden nicht, ihn vermag nur die Jagdgier hinauszulocken in die Natur. Es ist die Frage, kann das uralte Menschenrecht an Wald und Berg und Wasser weggenommen werden? Dann würden die Herren „Eigentümer“ den Besitzlosen auch noch Luft und Sonne wegnehmen, wenn sie könnten. Zum Teil können sie's auch.

Lasset den Armen eurer Gegend doch die wildwachsenden Früchte des Waldes, den einzigen freien Tisch, den ihnen Gott gedeckt hat. Es ist ja schofel für einen reichen Mann, den heimischen Armen, den Kindern, deren größte Kindesfreude das Beerensammeln ist, Beeren und Pilze ihnen vom Munde weg an fremde Händler zu verschachern um ein paar filzige Kronen. Und lasset den Leuten die alten Steige durch die Landschaft, sofern sie keinen Schaden tun. Die wenigen Wochen Sperre zur Jagdzeit wird man euch dann nicht verargen. Denket, was euch der heilige Petrus sonst einmal antun könnte! Wenn ihr auf eurer Hochtour zum Himmel plötzlich vor einer Tafel steht: Verbotener Weg!

Jetzt, als der Alte wieder einmal über die weiten Felder ging, erinnerte er sich an ein Schelmenstück des Jungen. Der war damals so eine Art Studiosus auf Ferien, zu jeglichem Schabernack aufgelegt, aber auch zu ernsthaften Dingen bereit, wie etwa solche sind, an einem heißen Sommertag auf den steilen Berg zu steigen. So auch ging er wieder einmal über die Felder dahin, erhitzt und verschwitzt, und fürchtete den Berg, den er besteigen wollte. Der Rock war längst weggeworfen, aber zwei Hosen!

Zwei Hosen am Leib, so wie es damals schon bei jedem ordentlichen Manne der Brauch war. Eine dieser Hosen mußte heute weg. Es konnte nur die inwendige sein, eine hübsch weiße, darf ich sagen, von Leinwand. Da die Gegend ringsum menschenrein war, so tat ich — denn es war ja wieder einmal ich — nicht lang um, riß die Kleider herab und warf die weiße Hose in das Korn, das in seiner Reife weit hingebreitet stand. Dort war sie unsichtbar für etwa Vorübergehende geborgen. Das Übrige wieder ordentlich angezogen und so auf den Berg.

Jetzt war es wohlig und auf dem Berge wird es sehr schön gewesen sein. Das weiß ich nicht mehr.

Nach drei Stunden etwa kehrte ich zurück, um mein im Korn verstecktes Kleidungsstück wieder mit mir zu nehmen. Es war nicht mehr allein. Das Feld war besetzt mit Schnittern und Schnitterinnen. Na schön! dachte ich, jetzt kommen sie zu der Hose, und ich weiß nicht, wie ich mein Eigentum rechtfertigen kann. Eine Weile stand ich da, sah ihnen zu, schäkerte mit den Dirndeln und dachte nach, wie ich zu meiner Sache käme, ohne daß es auffiele. Denn es wäre doch zu lächerlich, wie ich da meine Hose suchte! Sie kamen immer näher der Stelle, wo der Schatz versteckt lag. Bei einer der Schnitterinnen klang die Sichel. Sie

zankte einiges, denn sie hatte in einen Stein gehauen. Es war ein kleiner bläulicher Kieselstein. Da hatte ich's. „He", rief ich lustig, „da ist ja der blaue Stein, mit dem man zaubern kann!" Ich hob ihn auf, tat ihn eine Weile in der Hand hin und her, und fragte die Leute ernsthaft, was ich mit diesem Steine zaubern solle?

„Ja, du wohl, du wirst zaubern!" lachte eine Magd, „das möchte ich schon sehen."

„Das sollst du auch sehen," sagte ich, „ich werde jetzt diesen Stein in das Korn hineinwerfen, und flugs wird was da sein. Was wollt ihr denn, daß ich zaubere?"

Sie lachten herum, berieten und kamen nicht recht mit ihrem Auftrage zustande.

„So sagt es nur", rief ich, „solls ein Heubündel sein, oder soll ich eine Sichel zaubern, oder einen Stiefel, oder eine Unterhose, oder einen Korb? oder was denn?"

„Eine Unterhose!" lachten sie, wie ich erwartet.

Ich stellte mich bedenklich. „Ihr macht es mir nicht leicht. Just eine Unterhose. Saggra seids! — Nun, versuchen will ich's."

Eine feierliche Miene nahm ich an, hob den Stein langsam in die Luft empor, murmelte einige unverständliche Worte, und warf ihn, genau die Richtung erwägend, in das Korn. Dann blieb ich ruhig stehen, und da die Leute auch nur so dastanden, sagte ich: „Nun, so holet es. Ich bin ja selber neugierig, was es geworden ist!"

Der Unternehmendste war eine Magd, die mit den Armen das Korn auseinanderteilte, einige Schritte hineinmachte und plötzlich einen lachenden Schrei ausstieß.

„Was ist denn, was hast denn, Mirzl?" riefen sie.

Da hob die Mirzl die weiße Hose hoch, wie eine Fahne. Sie glaubten es nicht. Jedes wollte den Zauber besehen und betasten. Sie zankten um das Stück, jedes wollte einen Anspruch darauf haben. Ich

schritt hin. „Was ich gezaubert habe, das ist mein!“ und wandelte mit dem Eigen würdevoll meines Weges.

Von diesem Tage an hatte ich keine Ruhe mehr. Wo sie meiner ansichtig wurden, bedrängten sie mich, ich sollte ihnen was zaubern! Aber ich hatte den blauen Stein verloren und konnte nichts mehr.

Wer den Leuten eine Freitreppe zu seinem Herzen baut, der muß auf allerhand Gäste gefaßt sein. Ein Erzähler, der seinen Lesern mit Vorliebe gute Menschen aufführt, wird auch selbst als gut gelten. Wer lyrische Gedichte schreibt, wird als gemütswarmer Mensch geschätzt. Wer manchmal einen klugen Gedanken drucken läßt, den hält man bald für einen Weltweisen. Was seine Phantasie im Buche tut, das soll der Dichter in Wirklichkeit vollbringen. Und das wäre die reine Allmacht.

Jeder von meiner Zunft wird davon zu erzählen wissen, mit welch wunderlichen Anliegen die lieben Mitmenschen herankommen. Die lächerlichsten und tragischesten Stoffe bringen sie dem ins Haus, der äußere Anregungen zu verarbeiten weiß, und Verzweiflung tragen sie einem Dichter in die Stube, der aus eigenem Innern schöpft und nicht gestört werden soll. Aber sie kommen weder um etwas zu bringen, noch um zu stören, sie kommen im Vertrauen, der Gütige und Mächtige am Schreibtisch werde schon freundlich auf sie warten, um ihr Anliegen zu schlichten. Ich will aus den persönlichen Erfahrungen einen besonderen Fall herausheben und ihn ohne dichterische Zutat erzählen.

In meinem Sommerhause war's zu Krieglach. Kam über den Semmering her eines Tages ein junger Mann zu mir. Ein Handwerksmann war's, aus Deutschungarn, das an unserer Grenze liegt. Er war schlank und sehnig, gesund und mit blühender Gesichtsfarbe — aber in seinem dunklen Auge dämmerte eine sanfte Schwermut. Er sei

weit zu mir hergekommen, sagte er gleich am Eingange, er habe ein Anliegen und ob er mir das vortragen dürfe? Die Sache hatte ein anderes Aussehen als sonst, wenn sie von oben und unten kommen, schön aufgeputzte Redensarten darbringen und dann um ein Autograph bitten. Manche gleich um ein Halbdutzeud auf einmal, für Verwandte und Bekannte und wohl auch bisweilen für die Autographensammler-Börse. Ich schreibe gerne hin: „Bitte um eine kleine Spende für meine Waldschule.“ Ah, das wäre reizend, das wäre zu liebenswürdig! behaupten die geschätzten Besucherinnen und — gehen, ohne zu verstehen, davon.

Doch, ich schwärme ab von meinem ungarischen Töpfergesellen. Der begehrte keine Handschrift. Mit einem meiner Bücher begann er und über Jesus Christus wollte er mit mir sprechen. Einer jener Gottsucher, wie sie in unseren seltsamen Tagen aus allen Gesellschaftsklassen auftauchen mit einer wehen Sehnsucht nach Gott und seinem ewigen Leben. — Er sei sonst ja recht glücklich, sagte mein ungarischer Gast. Das Liebste sei ihm halt die Einsamkeit und die Arbeit. Daß alle weltlichen Dinge nichts bedeuten, wisse er wohl, aber die Arbeit sei doch eine Rettung. Manchmal käme es vor, daß er im Evangelienbuch eine große Freude finde; oder wenn er sehe, wie Menschen den guten Willen zum Rechten haben und miteinander nachsichtig und hilfewillig wären, da hätte er seine Freude. Aber dann käme allemal wieder eine Traurigkeit, die er nur an der Lehmkufe und am Dreirad zu Tode arbeiten könne. — Seine Darlegungen waren schlicht, man merkte, daß er die Stimmung nicht aus Büchern oder Predigten hatte, sondern rein aus sich selbst.

Endlich schwieg er und wollte meinen Zuspruch hören.

„Und deshalb sind Sie so weit zu mir hergereist?

— Ich kann Ihnen ja nichts sagen, als was schon in Ihnen ist. Alles andere würde Ihnen nichts nützen. Ihre innere Unruhe, von der sie sprechen, ist, meine ich, kein schlechtes Zeichen. Wer immer in Selbstzufriedenheit lebt, ist nicht viel wert. Jesus ist ja gekommen, um uns unruhig zu machen. Die Unruhe der Welt führt zur Ruhe in Gott.“ Ich schämte mich schon des Kanzeltones, in den mich der Gegenstand gelockt hatte. Ich fürchte in solcher Lage immer, das rechte Wort nicht zu finden, und so setzte ich noch bei: „Seien wir demütig vertrauend, seien wir nicht zu weichmütig, seien wir redlich gut zu unseren Mitlebenden und freuen wir uns der schönen Welt.“

Mein Gast nickte mit dem Kopfe und schien befriedigt zu sein, und ich dachte, daß er solchen Zuspruch zu Hause billiger hätte haben können. Aber nun rückte er mit etwas anderem heraus. Und das war verfänglicher Natur.

Der Besucher hatte nach seiner Darstellung daheim in seinem Orte einen Gesinnungsgenossen. Nach Schilderung ein sanfter, gewissenhafter, junger Mann, der sich unverbrüchlich vorgenommen, nach der Lehre des Herrn zu leben. Er ist arbeitsfroh, wohltätig, bescheiden und betrachtet diese Welt nur als eine harte Schule, um die ewige Glückseligkeit zu lernen. Wenn er leiden muß, freut er sich, und wenn's ihm gut geht, so wird ihm bange. Die Ehre verachtet er und die Gewalt haßt er, als geringer Handwerksgeselle möchte er leben und sterben. — So schildert mein Gast seinen Freund. — Und nun ist dieser Freund in einen schweren Zwiespalt geraten. Er ist zu den Soldaten gestellt worden und sollte für Krieg und Frieden den Fahneneid schwören. Nun weiß er aber, daß der Christ nicht schwören darf, und am allerwenigsten für ein so ungeheures Unrecht, wie es der Krieg ist. Er wird aber nächstens zum Eidschwur ge-

zwungen werden. Was soll er tun? Soll er die Sünde begehen und freiwillig schwören mit der Absicht, den Schwur zu brechen, oder soll er andere die Sünde begehen lassen, ihn zu zwingen? In beiden Fällen ist er Schuld an ihr. „Und deswegen“, sagte mein Besucher, „schickt mein Freund mich her, um Sie zu fragen, was er tun soll.“

„Mich zu fragen? Ja, warum denn gerade mich, einen ihm ganz fremden Menschen?“

Ja, er habe meine Bücher gelesen und just zu mir habe er Vertrauen. Wie ich nun sagen würde, so wolle er tun.

Wie verantwortlich doch der Schriftstellerberuf ist! Da wollen wir immer die Seelen erregen und beunruhigen sie, ohne ihnen Schlichtung und Frieden geben zu können. Wer nicht lösen kann, der sollte nicht knüpfen. Beinahe kam es mir zur Stunde vor: Jetzt heißt es ganz Apostel sein. Mensch, verleugne nicht dich, nicht deinen Gott, sei ein Blutzeuge Christi und stirb für deine Überzeugung! — Wie hochgetragen sich das gehört hätte! Aber ich ward plötzlich ein ganz kleiner, mißtrauischer Geselle. Was hat dieser Mensch eigentlich im Sinn? Mir fiel die Frage des Juden ein, ob man dem römischen Kaiser den Zins geben oder verweigern solle?

„Will der Mann nicht Soldat werden, oder will er bloß nicht schwören?“ fragte ich meinen Gast.

„Er will nicht Soldat werden und nicht schwören. Das erstere wohl immer noch lieber, der Soldat braucht im Krieg ja nicht zu schießen. ’s geht halt ’s Gewehr nicht los. Aber geschworen ist geschworen.“

„Ist das seine Überzeugung?“

„Ich meine es wohl.“

Darauf machte ich bedächtig: „Hm, hm!“

Er schaute mich an. Eines „Hmhm“ wegen geht der Mensch nicht zwanzig Stunden lang.

„Was sagen denn Sie dazu?“ fragte ich den Töpfer.

„Daß er recht hat, sage ich. Weil's geschrieben steht: Du sollst nicht falsch schwören, du sollst überhaupt nicht schwören.“

„Und was sagen seine weiteren Bekannten?“

„Ach die! Die sagen, er ist ein Narr. Und ich bin auch einer, sagen sie. Mag ja sein, in anderen Sachen. In dieser Sach' nicht, das ist Christi Wort.“ Fast blaß vor Leidenschaft war er, als er das sagte. „Nicht schwören. Ja, oder nein! Das ist genug.“

„So soll er ja oder nein sagen“, war mein Rat.

„Das lassen sie ihm nicht gelten. Den Eid muß er schwören, oder er ist ein Empörer gegen das Gesetz. — Jetzt, Herr, was soll er tun?“

Da fiel mir eine Wendung ein. „Wissen Sie, was ich an seiner Stelle täte? Ich würde den Eid in aller Form ablegen. Aber nachher sagen: Ich hab's getan, weil ich gezwungen wurde. In Wahrheit heißt's einfach: Ja, und nichts anderes.“

Der Gast starrte auf den Tisch hin. Der Ausweg schien ihn nicht zu befriedigen. Dieser Weg ist ungerade. — Kerl! dachte ich. Am Ende bist du ein weit größerer Mensch als ich, und kommst zu mir um einen Rat!

„Wer zwingt, hat es zu verantworten“, sagte ich.

Nun wurde er heftig, er schien mich zu dem guten Rat, den er von mir verlangte, erst bekehren zu wollen: „Wenn sich aber niemand zwingen ließe, dann wären die Kriege nicht möglich. Man kann die Leute töten, aber man kann sie nicht zwingen. Wären der Widerstehenden genug, so würde man sie bald auch nicht mehr töten können. Wenn die Leute danach wären.“

„Das ist es ja, Freund! Sie sind nicht danach. Die Weltordnung muß man nehmen, wie sie ist, und sie ist der Natur der Menschen gemäß eingerichtet. Wer hat sie so gemacht? Getrauen Sie sich, Den zur Rechenschaft

zu ziehen? — Wirke jeder in seiner Weise, daß die Menschen reif werden für das, was wir wünschen: Ich will gar nicht sagen, zur Freundschaft, nur zur Verträglichkeit. Ich will gar nicht sagen, zur Liebe, nur zur Gerechtigkeit. Einmal wird der Schöpfer in seinen Geschöpfen gerechtfertigt sein. Heute aber will ich nicht der Tor sein und Ihrem Freunde raten, der Soldatenpflicht sich zu entziehen, den Fahneneid zu verweigern. Es wäre sein Verderben. — Ihr Freund hat wohl den russischen Dichter Tolstoi gelesen?"

„Mit Begeisterung, gern! Der sagt ja auch, niemand solle sich hergeben zum Unrechttun. Dazu darf mich auch die Obrigkeit nicht zwingen."

„Gut. Aber Tolstoi sagt auch, der Christ soll nicht widerstreben. Er soll dem Mächtigen nachgeben. Wer den Krieg abbringen will, der darf niemand den Krieg erklären."

„Also falsch schwören und Menschen töten!"

„Wenn Ihr Freund noch entschlossen wäre! Das ist er nicht, sonst ließe er nicht andere fragen, was er tun solle."

Übrigens riet ich noch, der Mann möge die Militärkommission bitten, ihn auf seinen Gesundheitszustand hin zu untersuchen. Vielleicht verzichte sie dann auf solchen Soldaten und seinen Fahneneid.

Dieser Rat schien dem Gaste einzuleuchten. „Es ist wohl wahr, ich bin oft kränklich," sagte er, „und auch sonst . . . ." Er legte die Hand auf seine Stirn.

Da wurde die Ahnung mir zur Gewißheit, daß er — sein eigener Bote gewesen war. Schier zufrieden schritt er davon, die Straße entlang. Ich ging hinaus in den friedsamen Wald, aber mein Begleiter war heute der Gedanke über erzwungenen Fahneneid und Menschenschlachten, und mir war bange ob der Worte, die ich darüber gesagt hatte.

Den bekannten Schluß von Goethes „Faust“ könnte ich am leichtesten so verstehen:

Alles Geschehende
Ist nur ein Gleichnis,
Und das Vergehende
Ewig Ereignis.
Alles Empfangene
Krümmt deine Bahn,
Nur das Vergangene
Hebt dich hinan.

Im Hollerhof war ein alter Häusler, dem man eines Tages das Weib begraben hatte. Ganz allein blieb er zurück, nichts um sich als die Mühsal des Alters und die Verlassenheit. Die Leute glaubten, der Alte würde trostlos sein. Aber er war nicht trostlos, er schmunzelte. Es sei der glücklichste Tag seines Lebens. Und die Zwei waren doch so enge miteinander verwachsen gewesen. Er war nur so froh, daß die Leute sich alle jetzt um sie kümmerten, daß alle Nachbarn da waren beim Begräbnis und daß alle Glocken läuteten. So ein Ehrentag! Sich so schön trösten zu lassen! Alle redeten ihm lieb zu, so lieb, wie noch sein Lebtag nie. Er war wer an diesem Tage! Und dachte wohl, es ginge nun so fort, daß sie aus Mitleid lieb mit ihm wären. Am folgenden Tage war es wieder wie sonst, kein Mensch sah nach ihm. Da wußte er, daß er allein war. Traurig aber machte ihn das jetzt nicht mehr, es zahle sich nicht mehr aus. Er war heiter wie früher nie. Dann ging er auch. Bei seiner Leiche beredeten sie es erst, und er tat ihnen leid. An den alten Wastel habe ich seither oft gedacht, wenn wir die Lebenden versäumen und den Toten so feierlich nachläuten. Wir sind die Wahren, wir!

Der Schnautzelbaumer hatte den Prozeß gewonnen und mußte doch zahlen. Er hatte zu oft zum Gericht

laufen müssen. Am Wege dahin stand von Kilometer zu Kilometer ein Wirtshaus. Und vor jeder Wirtshaustür stand der Wirt mit dem grünen Samtkappel; der grüßte den Straßenwanderer und sagte: „Geh, Schnautzelbaumer, rast ab a wengerl und kauf dir a Krügel Bier, 's ist angeschlagen." — Freilich war's angeschlagen, vielleicht schon seit etlichen Tagen. — 's teure Bier hin werden lassen? So unwirtschaftlich ist der Schnautzelbaumer nicht. Er gönnte sich stets ein paar Krügel, „nachher geht ma wieder leichter". Denn bis zum nächsten Wirtshaus war es rund ein Kilometer. — Das kann man wohl bemerken, die Bierwirte betteln mehr Gäste an als die Weinwirte. Das Bier ist zudringlich, der Wein ist vornehm. Der Wein kann warten. Das Bier wird hin, der Wein wird besser. Das Bier ist plebejisch, der Wein ist aristokratisch. Nun, der Schnautzelbaumer war haushälterisch und wollte kein Bier verderben lassen, lieber sich selber. Er hatte zwar gemeint, diese Wirtshausausgaben könnte er seinem Gegner zu den Prozeßkosten ankreiden, und da er im Laufe der Zeit oft zu Gericht laufen mußte, allemal an den Wirtshäusern hin, so machte das ein stattliches Sümmchen aus. Aber der Richter entschied, der Schnautzelbaumer könne wohl das Laufen anrechnen, aber nicht das Saufen. So hatte der Prozeß (es handelte sich um einen Grabensteg) dem Verlierenden 13 Kronen gekostet, dem Gewinnenden aber ums Dreifache mehr.

In den ersten siebziger Jahren war's, als der damals neugebackene Volksschriftsteller an die „Gartenlaube" eine kleine Novelle geschickt hatte. Nach einiger Zeit kam ein Brief — ein gottlob ganz dünner — die Erzählung sei angenommen. Wieder nach einiger Zeit kam der Geldbrief. Ich glaube, es waren 50 Taler; für den Waldbauernbuben geradezu ein Haupttreffer.

Und nun wartete er auf den Abdruck. Männiglich Schriftstellervolk weiß, was es für einen Anfänger heißt, auf das Erscheinen der ersten Arbeit warten! Aber es verging Woche um Woche, Monat um Monat — die Erzählung erschien nicht. Und als ein Jahr vergangen war, da fragte der Autor in Leipzig bescheiden an; denn so lieb ihm die 50 Taler waren, das Gedrucktwerden wäre ihm noch viel lieber. Wie aber lautete der Bescheid? Er lautete, daß die Arbeit doch nicht für die „Gartenlaube“ geeignet sei, und das Manuskript folgte zurück. Welch ein Schlag! Moralisch und materiell! In bezug auf das letztere war er geradezu ruiniert. Allsogleich schrieb er an die „Gartenlaube“, daß er außerstande sei, das empfangene und längst verbrauchte Geld sogleich zurückzugeben und ob er es nicht in Halbjahresraten abstatten dürfe. Hierauf antwortete Ernst Keil, der Gartenlaubemann, persönlich: „Lieber Herr! Das Ihnen von uns zugegangene Geld brauchen Sie überhaupt nicht zurückzugeben, denn es gehört Ihnen. Sie konnten das von uns hier festgelegte Manuskript bisher nicht verwerten, also haben sie die Entschädigung zu beanspruchen.“ — Der Musensohn ließ sich das gerne gefallen. Um die Erzählung bewarb sich nachher ein inländisches Blatt und versprach dafür ein Honorar von drei Gulden. Die Geschichte wurde da abgedruckt, die drei Gulden aber sind ausgeblieben. Denn das Blättchen war mittlerweile eingegangen. Das deutsche Blatt zahlte ein großes Honorar für etwas dann Nichtbenütztes; das österreichische druckte die Geschichte ab und blieb das kleine schuldig. So ungefähr war damals der Unterschied zwischen dort und da.

Ich weiß im Gebirge eine besondere Volksschule. Es ist die vor einigen Jahren gegründete Waldschule in Krieglach Alpl. Was die Kinder da in der Schulstunde

lernen, das führen sie nach derselben praktisch aus. Sie legen hinter dem Schulhause einen Garten an. Sie machen eine Wasserleitung, um den Garten zu bewässern, sie frieden ihn mit einem Lattenzaun ein, sie bepflanzen ihn, sie pflegen ihn und sie ernten. Das geschieht unter Leitung des Lehrers, der die kleinen Arbeiter organisiert je nach Fähigkeit: die Ordner, die Vorarbeiter, die Maurer, die Zimmerer, die Handlanger usw. In der Schulstunde werden, anschließend an die vorgeschriebenen Gegenstände, zu solchen Arbeiten die Pläne gemacht, die Erdmassen berechnet, die anderen Materialien, die Größenverhältnisse. Auch eine kleine Werkstatt für Tischlerei, Schlosserei, Spenglerei soll errichtet werden, deren Betrieb ebenfalls auf Grund der Schulgegenstände beruhen wird, so daß das theoretisch Gelernte gleich praktisch erprobt werden kann. Also schaffen sie lernend und lernen sie schaffend. Ein freudiger Wettkampf ist unter den Kindern, und die größte Strafe, die der Lehrer erteilt, ist der Ausschluß von der Arbeit.

Sonst führen unsere Schulen zu sehr in die Bücher und zu wenig ins Leben hinein; in dieser Schule lernen die Kinder Tätigkeit, Anschicksamkeit, Fertigkeit und vor allem Lust zur Handarbeit. Es heißt, daß sogar jeder Fürst ein Handwerk lernen muß, und es gibt Länder, wo auch der Gelehrte, der Professor sein Handwerk kann und zeitweise auch übt, damit ihn die dürre Bücherweisheit nicht ganz lebensdumm mache. Warum soll nicht auch der zur Handarbeit bestimmte Mensch schon in der Schule zur Arbeit angeleitet und begeistert werden? Aber in der Schule soll doch auch die Seele genährt und gebildet werden, wendet man ein. Dem stimme ich tausendmal zu. Ob aber die strohtrockene Theorie eine junge Menschenseele nährt und bildet? Ich glaube, eine anregende Handarbeit, welche das Kind teils noch wie ein Spiel anmutet, teils Aufgaben stellt,

deren persönliche Lösung gleich einen Erfolg, ein gestaltetes Werk gibt, wird die bewegungsfrohe junge Seele weiterbringen als immer nur Buchstaben und Ziffern und Formeln und das Auswendiglernen von Sätzen, die das Kind nie versteht und der Erwachsene vielleicht nie braucht. Die Grundsätze aber, die dem Kinde eingeprägt werden sollen, gedeihen viel besser bei anregender Arbeit als bei theoretischen Spitzfindigkeiten und Moralisierereien, die lebensfrischen Kindern zur Qual sind und manchen jungen Menschen fürs ganze Leben abschrecken gerade von der Richtung, in die man ihn führen wollte. Mir hat ein junger Mann geklagt, daß bei ihm der natürliche Sinn für Religion und der für Kunst von den Religionslehrern und von den Ästhetikprofessoren zugrundegerichtet worden sei.

In einer kleinen Dorfschule, im Monat Mai. Die Schüler hatten in einer Hausaufgabe den Frühling zu bewältigen gehabt und nun den Aufsatz mitgebracht. Der junge Lehrer nahm die Hefte an sich und guckte gleich in einzelnen ein wenig nach, ob wohl auch dies Jahr alles in Ordnung sei mit dem Lenz. Da fiel ihm im blauen Hefte der Marianne Stadler etwas auf. „Waas!!“ Er setzte sich zur Verfasserin in die erste Bank und zeigte ihr mit gestrammtem Finger die Fehler der ersten Seite. Frihling! Feilchen! Barometer! „Baromeeeder! — Mädel! Schon fast vierzehn Jahre alt und noch Fehler!“ Antwortete das Mädel gelassen: „Jeder Mensch hat seine Fehler!“ Der Lehrer blickte sie scharf an, scharf und leuchtend. „Marianne“, sagte er dann, „du Naseweis, du wirst heute eine halbe Stunde nachsitzen!“ Die Marianne begriff die Keckheit ihrer Antwort und saß ruhig nach im großen, leeren, hallenden Zimmer. Da kam der Lehrer, um mit ihr die Arbeit durchzusehen. „Ich werde ja trachten, daß ich mir diese dummen

Schreibfehler abgewöhne“, sagte sie. — „Fehler sind nicht so leicht abzugewöhnen“, sagte er, „auch ich habe meine Fehler, Marianne, und mein größter Fehler ist, daß ich dich zu lieb habe.“ Weil er ihr bei diesem Bekenntnisse mit seinem Gesichte zu nahe kam, so gab sie dem Herrn Lehrer eine Ohrfeige. Damit war das Nachsitzen beendet und die Kleine konnte nach Hause gehen.

Solches geschah ungefähr vor zehn Jahren. Der Lehrer hatte damals um Versetzung angesucht und sie auch erhalten, aber heute sind sie doch verheiratet, die Marianne und jener Lehrer, der jetzt irgendwo Gemeindesekretär ist. — Dieses magere Stofflein schenke ich her, man kann eine Humoreske daraus machen und erzählen, wie die beiden in der Ehe sich ihre gegenseitigen Fehler abgewöhnt haben. Die Marianne kann ganz korrekt „Frühling“ schreiben, und daß ihr Mann sie „zu sehr lieb hat“, ist in ihren Augen kein Fehler mehr, vielmehr ein Vorzug.

Täglich kommen uns von Freunden und Bekannten Artigkeitskundgebungen zu: Verlobungsanzeigen, Vermählungsanzeigen, Geburtsanzeigen, Todesanzeigen usw. Wir erwidern die Artigkeit und gratulieren oder kondolieren. Da habe ich mir nun der Zeitersparnis wegen zwei Gattungen von Karten drucken lassen: Herzlichen Glückwunsch! Herzliches Beileid! — Falls mir das jemand nachtut, und es ist zu empfehlen, so mache ich nur aufmerksam, daß die beiden Karten nicht verwechselt werden dürfen. Ein Freund in Wien hat mir vor kurzem seine Verlobung angezeigt, worauf ich ihm die Karte schickte. Nach einigen Tagen kam von ihm ein kühler Brief, in welchem er dankt für mein witziges Lebenszeichen, das ihm beweise, wie sehr ich wohlauf wäre, das er jedoch seiner Braut nicht unterbreitet habe. Nun war ich aber weder wohlauf noch witzig, sondern

nur schlampert gewesen, hatte in der Eile zur Verlobung eine der Kondolenzkarten geschickt: Mein herzliches Beileid! — Dieses Bekenntnis ist buchstäblich wahr, aber mir kommt es schwer an, nicht dazuzudichten, daß ich am nämlichen Tage auch einem anderen Freunde, der mir den Tod seiner Schwiegermutter angezeigt, zu antworten hatte, der natürlich die Karte mit dem „Herzlichen Glückwunsch“ bekam.

Als junger Mensch, erst seit fünf oder sechs Jahren entbauert, aber lange noch nicht stadtfertig, passierte es mir schon, daß ich in Vereine und Ausschüsse gezogen wurde. Da kamen die Leute nun zusammen, zumeist solche, die gut sprechen konnten und viel sprachen. Es wurde oft stundenlang geredet, für und wider, und jeder gute Redner überzeugte mich allemal für seinen Standpunkt, so daß ich während der Sitzung so viele Überzeugungen durchgemacht hatte, als entgegengesetzte Redner gesprochen hatten. So biegsam ist einer, der von seinem angestammten Boden entwurzelt und von einem theoretischen Unterricht nur für die Logik des Wortes hergerichtet wurde. Es hat mir viele Jahre und Kämpfe gekostet, mich wieder zu finden. Viele Jahre, bis ich wußte, wie unwahr und irreführend die schönste, scheinbar logischeste und ehrlichste Rede sein kann, sei es im Vereinssaal, sei es in der Presse, sei es im Parlament. Zu diesem Wissen kommt man erst durch die Erfahrung, wie oft man selbst bei aller Aufrichtigkeit und Überzeugung unwahr, unrichtig ist. Je älter man wird, je tiefer sinkt das Wort an Wert, je einziger plangt man nach Werk und Wesen.

Nachdem ich mich bei jener Vereinstätigkeit überzeugt hatte, daß doch auch das Reden etwas ausgibt, begann auch ich in den Sitzungen meine Ansichten vor-

zubringen. Es geschah in der Befangenheit aber allemal zu wenig kraftvoll, es wurde entweder überhört oder es machte sonst so wenig Eindruck, daß darüber regelmäßig zur Tagesordnung übergegangen, die Sache gar nicht weiter besprochen wurde. Mir mangelte die bewußte tiefe Bruststimme, die nötig ist, um die Zuhörer zu überzeugen. Einmal bei einem Leutebildungsverein, der Bücher sammelte, um sie unters Volk zu bringen, stellte ich den Antrag, die Bücher vorerst zu prüfen, ob sie auch für das Volk paßten. Es gäbe Bücher, die an sich nicht schlecht wären, doch aber von ungebildeten Leuten mißverstanden oder gar nicht verstanden würden. Auch ich hatte damals eines geschrieben, eine Schilderung des Volkslebens nach seinen verschiedenen Seiten, das nicht für jedermann, noch weniger für jede Frau, am wenigsten für die Jugend paßte und das ich nicht wahllos im Volke verteilt wissen wollte. Da nahm gegen meinen Antrag Dr. Z. das Wort und sagte: „Meine Herren! Wir bekommen ohnehin zu wenig Bücher für unsern Zweck, wenn wir auch die nicht alle verteilen wollen, die wir haben, dann werden wir kaum ein merkliches Bildungsresultat erzielen. Was besonders das Buch unseres Freundes R. betrifft, so nehme ich nicht Anstand, selbes meiner Tochter in die Hand zu geben.“ Über diese artige Bemerkung glitt der Gegenstand hinweg, mein Antrag war durchgefallen. Andere Fragen wurden besprochen. Die Sitzung dauerte lange und hatte noch allerlei Angelegenheiten zu erledigen. Doch war ich etwas sehr überrascht, als vor Schluß derselben Sitzung Dr. Z. noch mit einem Antrag kam: Nach seiner Meinung sei es geboten, die Lektüre einer gewissenhaften Kontrolle zu unterwerfen, ehe man sie ins Volk gebe! — Eine kurze Besprechung und der Schriftführer hatte zu schreiben: Der Antrag des Herrn Doktors Z. betreffs Kontrolle der Bücher einstimmig angenommen. — Mein Antrag war

gewesen, die Bücher zu „prüfen“, der seine, sie zu „kontrollieren“. Das war der ganze Unterschied. Solche Dinge haben mir den Humor nie verdorben, ich bin von jener Sitzung heiter nach Hause gegangen. Erreicht war's ja doch.

Es ist auffallend, daß minderbemittelte Leute den Straßen- und Türbettlern lieber etwas schenken als Reiche. Warum? das erklärte mir vor kurzem ein kluger Kopf. Der sagte: Die Wenigbemittelten machen wohltätige Kleinarbeit, die Reichen gemeinnützige Großarbeit. Wenn einer jährlich Tausende von Kronen ausgibt, so will er nicht obendrein noch auf Schritt und Tritt belästigt werden von Bettlern aller Art, von denen neunzig Prozent Lügner oder Taugenichtse sind. Na ja, das läßt sich hören. So machen es die Armen da und so machen es die Reichen dort. Aber die meisten Leute sind nicht arm und sind nicht reich. Sie sind zu wohlhabend, um dem Bettler einen Kreuzer zu schenken, und zu wenig wohlhabend, um jährlich Tausende von Kronen verschenken zu können, sie geben also korrekterweise — gar nichts.

Vielleicht so: Wer in der Lage ist, Bedeutenderes für gemeinnützige Zwecke zu leisten, und er tut's, dessen Gewissen wird ganz ruhig bleiben, wenn er einen fremden Bettler abweist. Das Almosengeben im kleinen, das — den Bettlern nach zu schließen — gerade in unseren Ländern blühen soll, ist häufig ein Zeichen des bösen Gewissens, das uns den Vorwurf macht, wir leisteten zu wenig für das allgemeine Beste. Nur schade, daß das liebe Gewissen sich so kreuzerweise beruhigen läßt. Sollten wir nicht lieber zusammenhalten, um große soziale Werke zu schaffen, anstatt mit kleinen Almosen immer noch mehr Bettler zu machen?

„Seit der Hund im Hause ist, schaut mich mein Alter gar nicht mehr an“, klagte mir ein Arbeiterweib. Und seitdem jene alte Jungfrau zwei Katzen hat, ist sie noch giftiger gegen ihre Hausgenossen. Ich habe oft beobachtet, daß Leute, die ihr Herz an ein Tier hängen, lieblos gegen die Menschen sind. Es hat mancher Mensch ja nur ein gewisses Quantum von Liebeswärme in sich, sobald das verpufft ist, wird er kühl und gleichgültig, wenn nicht gar mißwollend gegen seine Umgebung. Gäbe es kein Lieblingstier, so würde mancher und manche die Güte, die Fürsorge, die Zärtlichkeit für irgendeinen Menschen aufwenden. Auch mir geht es so: Ich verlange mir kein Tier im Hause, aber ist eins da, so muß ich es gern haben und es ist mir ein Bedürfnis, das Tier zu herzen, zu zärteln und um seine Anhänglichkeit zu buhlen. Sein Wohlsein tut auch mir wohl, wie das eines lieben Menschen; sein Leiden empfinde ich mit; aber um das kommen dann vielleicht meine menschlichen Hausgenossen zu kurz. Es dürfte nicht so unsinnig sein, wenn der Mensch auf das Tier eifersüchtig ist, und vielleicht steht einmal ein Moses auf mit dem Gebote: Du sollst dein Herz nicht an das Tier verschwenden, solange es der Mensch bedarf. Was natürlich nicht ausschließen darf, die Tiere, mit denen man zu tun hat, möglichst vor Qual und Unrecht zu bewahren und sie als Mitgeschöpfe mit Wohlwollen zu achten. Aber sie an Liebe und Fürsorge den Menschen vorzuziehen, das sollte nicht sein. Freilich kann man mit Recht sagen: Ein unschuldiges Tier ist liebenswürdiger als ein boshafter Mensch. Warum ist mancher so boshaft? Weil er zu wenig an Liebe erfährt.

Liebe ist ein kostbar Ding, es ist an Wert dem Radium noch vorzuziehen, und man frage, ob die echte Liebe viel häufiger vorkommt als Radium? Und der Mensch ist so grenzenlos liebesbedürftig, auch der es nicht

eingesteht, auch der nicht darum wirbt, auch der Liebe nicht erwidert, auch der sie nicht verdient. Der Liebe bedarf jeder, und jeden macht sie ein wenig besser. Dem Tiere gut sein, aber so recht mit Herzensinnigkeit liebhaben nur den Menschen.

Das akademische Leben — ich kenne es nur nach Sehen und Hörensagen. Ich weiß, daß man in demselben die Freiheit als das Höchste schätzt. Das versteht man natürlich nicht so, als gebe man sich anstatt des Studierens dem ungezügelten Leben hin. Worin besteht aber die akademische Freiheit? Im geselligen Leben und Genießen? Und gerade da haben die Studenten oft den größten Zwang. Ich denke an die Burschenschaften. Mir wäre diese Freiheit zu schmal. Alte Sitten mitmachen müssen, die dem heutigen Menschen gar nicht mehr anstehen, besonders wenn er jung ist und sich frei und persönlich entwickeln will. Mir wäre es unerträglich. Ich habe ein anderes Glück gehabt. Meine Freiheit ist zeitweilig so groß gewesen, daß sie an Vogelfreiheit grenzte. Ich habe in meinem Leben nichts getan, was ich nicht tun wollte. Auch das Gezwungene wollte ich tun, weil ich die Notwendigkeit einsah. Die Gesetze, deren ich bedurfte, habe ich mir selbst gegeben. Diese stimmten ungefähr mit meiner Neigung und Überzeugung überein, so bin ich ihnen leicht treu geblieben. Das hat mich aber ein wenig außerhalb der breiten Gesellschaftskreise hingestellt, besonders aber dem akademischen Leben ferngerückt. Das Studentenleben, ich liebe es wie die Jugend selbst, und nichts innert mich wärmer als der frische, treue, freie Bursch. Wie aber dieser freie Bursch sich immer noch in das Prokrustesbett mittelalterlicher, teils roher, unsinniger Formen zwängen läßt, das ist mir unbegreiflich. Muß man halt warten, bis sie es selbst spüren, daß viele der alten Studentensitten wie

spießige Fremdkörper stecken in unserer Kultur, daß solche einen Zwiespalt in unser Leben bringen, und einen Drill, der die natürliche Ausbildung eines festen, einheitlichen Charakters doppelt schwer macht. Zwang gehöre zur Erziehung, sagt man. Aber — unsere Erzieher dürfen nicht tot, sie müssen lebendig sein; die alten, seelenlos gewordenen Formen und Satzungen mögen als Zeremonie einer exklusiven Stunde noch zu brauchen sein, fürs wirkliche Leben und seine großen Aufgaben geben sie uns nichts.

Wenn nun so ein lieber Bursch käme und sagte: „Herr! Lassen sie uns doch die Kappen, Farben, Schläger, Bierkomments, Mensuren und Duelle. Es sind ja unsere lustigen Spiele!“ so wäre ich geschlagen. Aber es kommt keiner, der so spricht, sie nehmen es blutig ernst, ja sie hängen an dieses „Spiel“ das Beste, was sie haben, ihre Ehre. Und das tut mir leid. Der freie Bursch müßte unbeschränkter Herr seiner Ehre sein, dürfte sich nicht von dem Willen und der Laune anderer abhängig machen.

Ich sehne mich so sehr danach, in der akademischen Jugend die Trägerin unserer reinsten Ideale erblicken zu dürfen.

Was hat der Mensch die Naturreiche nicht schon verunstaltet und verwüstet! Das Mineralreich, das Pflanzenreich, das Tierreich — alles durchwühlt, zerrissen, degeneriert. Nur zwei Naturdinge sind in ihrer urewigen Größe unversehrt geblieben: Das Meer und die Luft. Dem Meere kann keine Schiffahrt was anhaben und die Luft wird auch standhalten und alle Fahrzeuge, allen Rauch, allen Staub, alle Menschenfrechheit und allen Menschengestank zu Boden werfen und in ihrer göttlichen Höhenreinheit verbleiben, wie seit Anbeginn, so bis in ewige Tage. In derselben Ursprünglichkeit ist auch das Kind des Meeres, der Luft und der Gestirne:

Das Wetter. Daran vermag der Mensch nichts zu ändern. Er kann sich vor ihm bis zu einer gewissen Grenze schützen, aber ändern kann er an Wind, Wärme, Regen, Schnee usw. nichts. Solches zu denken tut mir wohl, und mitten in den Elementen, die mich jeden Augenblick zerstören können, habe ich mich noch nie so fremd und verlassen gefunden, als manchmal unter Menschenwerken oder in der Menschenmenge, die ja wohl auch eine Elementargewalt ist, aber eine verdorbene, und die mir bewußt feindlich sein kann. Nirgends fühle ich mich ungeborgener, unbeschützter, als in einer Menschenmenge, wie oft habe ich mich vor ihr schon in den Sturm hinausgeflüchtet, wie oft bin ich den Leuten schon entflohen auf schwankem Schiff ins Meer hinaus. Den einzelnen Menschen, wie kann man, wie muß man ihn lieb haben; wo er aber in Massen vorhanden ist, wo er sich mit seinen erbärmlichen, dummen Eigenschaften gegenseitig ansteckt und sich zu einem vernunftlosen Riesenungeheuer potenziert, dort ist er für mich so ziemlich das Widerlichste, was mir im ganzen Naturreiche begegnen kann.

„Kultur heißt nichts anderes als Fortschritt!“ sagte ein Mann auf dem Lehrstuhl. Ich staunte. Wie sich doch die Begriffe verwirren, wenn man deren viele macht. Kultur kann auch Fortschritt sein, aber noch vieles andere. Gleichbedeutend mit dem Worte Fortschritt kann das Wort Kultur keineswegs sein. Wenn ja, so könnten wir eines davon entbehren. Machen wir es doch einfach, bleiben wir bei der ursprünglichen Bedeutung des Wortes. Etwas kultivieren heißt etwas anpflanzen, aber es heißt auch, das Angepflanzte pflegen, erhalten, verbessern. Kultur ist je nachdem also geradesogut konservativ als fortschrittlich. Das Ungedeihliche und Schädliche ausrotten, das unserem Wohlbefinden

und seelischen Glück Dienliche bewahren und weiterentwickeln, demgemäß das gesellschaftliche Leben einrichten, das gibt einen gewissen einheitlichen Zustand, und den nenne ich Kultur. Gerade dadurch, daß unsere Zeit, allerlei Unbekanntes suchend und versuchend, sich ins Ungewisse und Zweifelhafte verliert, ist sie ins Kulturlose gekommen. Sie ist unstet, nomadisch, bodenlos, streifend geworden. Welches ist nun das Kulturvolk, das wandernde oder das bodenständige mit seiner Geschichte und seiner sich weitererbenden Gesittung?

Ein Hauptmerkmal unserer Zeit ist, daß sie die bestehende Kultur zerstören will. Wenn sie nur das Faule daran wegräumen wollte, so wäre das eine kulturelle Tat. Da sie in ihrem Fortschrittswahne auch das vernichten will, was bisher die Menschen gehalten, gefestigt und vergleichsmäßig glücklich gemacht hat, die neu einzuführenden Dinge aber nichts weniger als erprobt sind, so ist das mehr Glücksspiel als Kulturarbeit. Wir wollen ja den Mut haben zu neuen Versuchen, auch Versuchshöfe sind kulturelle Anstalten. Gänzlich unkulturell ist nur das wüste Vorwärtshaschen ins ungeprüfte Ungewisse hinein.

Auch diese Geschichte sollte man einmal erzählen, wie im Dorfe Breitwangel ein Lausbub davonlief, der nach vierzehn Jahren als hochgeschätzter Bankkassier zurückkam. Er war ein Ausbund aller Ausgelassenheit gewesen, er war widerspenstig, zornmütig, er schimpfte, er fluchte, er war arbeitsscheu, er war unsauber. Schon als Junge von zwölf Jahren soff er Branntwein. Er war elternlos, niemand kümmerte sich um ihn, außer er mußte auf die Bank gelegt und gezüchtigt werden. Das aber war dem Jungen zu langweilig, immer gescholten, getreten, geschlagen zu werden. Eines Tages ist er zerfetzt und in allem verwahrlost davongelaufen, wie die

Leute wissen wollten, geradewegs nach Wien. „Na", meinten sie, „von dem wird man noch saubere Sachen hören, das ist einer, aus denen man in der Stadt Kanaillen macht." — Und war vierzehn Jahre später hochansehnlicher Finanzmann. Wie war das gekommen? Es ist kurz gesagt. Als der Junge damals als Bettelknabe in die große fremde Stadt kam, da machte es der Zufall, daß er auf der Gasse eine Ledertasche fand, in der so viel große Banknoten lagen, daß er erschrak. Nur einmal in seinem Leben, als sein Hausbauer Lärchenholz verkaufte, hatte er eine Hundertguldennote gesehen. In dieser Ledertasche waren deren ein ganzer dicker Schippel. Einem Herrn ging er zu und sagte, das habe er gefunden und wohin er's geben solle? Er kam vor die Polizei, verloren hatte die Tasche ein Bankbote. Der Bub von Breitwangel hatte allerlei schlimme Adern, nur die diebische nicht. Und die Ehrlichkeit überwog alles andere. Seltene Dinge werden gut bezahlt. Die Bank, deren Geldtasche er gefunden, hatte sich seiner angenommen und ihn was lernen lassen. Und in dem Maße, als er Güte erfuhr, kamen auch andere Tugenden in ihm zum Vorschein. Er ist ein brauchbarer Bankbeamter geworden und hat es zum Kassier gebracht mit einem Jahresgehalt von 10000 Kronen. Und als er so weit war, ging er wieder einmal heim nach Breitwangel und ließ dort Geld springen. Aber nicht aus Dankbarkeit, daß ihn die Heimat einst so verwahrlosen ließ, sondern aus Bosheit, denn wie artig sie auch um den Geldmann herumkrochen, insgeheim wurmte sie dieser Mensch, der es als Haderlump weiter gebracht hatte als sie, die Braven. „Und ein dummer Kerl ist er doch", sagte einer dieser Braven, „einer erzreichen Geldbank das gefundene Geld zurückgeben, das kann auch nur ein Tepp tun!"

Wer bei sich denkt, er stehe einem andern moralisch über, der steht ihm wahrscheinlich in Wirklichkeit schon unter.

In einer italienischen Bank Südtirols ist vor etlicher Zeit ein großer Geldbetrag gestohlen worden. Der Verdacht fiel auf eine Person, die festgenommen wurde. Nun liest man in der Zeitung das folgende aus Trient:

„Gestern nachmittag schickte Pater Morizzo des hiesigen Kapuzinerklosters dem Baron Ciani, Präsidenten des Verwaltungsrates der Bank, einen Brief, worin er mitteilte, er habe von einem fremden Priester ein Paket erhalten, das die bei der Bank gestohlene Summe enthält und dem Priester unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses übergeben worden war, da der Überbringer nicht wolle, daß ein Unschuldiger an seiner Stelle im Gefängnis schmachte. Das Paket war mit Spagat verbunden und enthielt die ganze gestohlene Summe bis auf den letzten Heller.“

Dieser Vorfall erinnert mich an ein anderes Beispiel von der Macht des Beichtstuhles. Mein Vater wurde einst vom Pfarrer in St. Kathrein am Hauenstein in den Pfarrhof vorgeladen. Der Pfarrer übergab ihm einen Geldbetrag mit der Weisung, er solle nicht fragen, von wem oder weshalb dieses Geld daherkomme, es gehöre ihm und er könne es mit gutem Gewissen in den Sack stecken. Meinem Vater brannte aber das geheimnisvolle Geld auf der Hand und er konnte sich nicht entschließen, davon Korn zu kaufen, obschon wir in demselben Hageljahre Mangel litten. Endlich wollte er es der Kirche von St. Kathrein spenden; der alte Pfarrer jedoch schob das Geld auf dem Tische langsam von sich und sagte: „Mein lieber Lorenz Roßegger, das Geld gehört redlich dein und du mußt es schon deshalb zu Korn machen, weil es von jemandem stammt, der dir

jahrelang vom Felde heimlich Korngarben weggetragen hat und der jetzt sich nicht vor seinen Richter traut, ehe du dein Korn wieder hast. Geh, Lorenz, mache ihm das Sterben leicht und kaufe dir Korn um dieses Geld.“

Dann hat es mein Vater getan, und so hat uns der Dieb aus den fetten Jahren einen Vorrat in die mageren getragen.

Sie näht an ihrem Brautkleid, und ein-, zweimal fällt ein helles Tröpflein auf das weiße Linnen.

Wenn man so jung und schön ist und in wenigen Wochen mit dem Herzliebsten Hochzeit hält — wie man da nur weinen kann! — Sind es Freudentränen? Sie schüttelt kaum merklich das Haupt.

Warum weinst du, Lieserl?

Sie kann in den Nächten nicht schlafen vor Bangigkeit. Es macht ja doch nichts, wenn man ein wenig hüstelt und einmal ein paar Blutstropfen kommen. Der Mensch hat noch genug Blut, und man sagt, wie leicht das Blut sich wieder nachzüchtet. Aber die Johanna Großebner, eine Schulgenossin von ihr, hat doch sterben müssen und hat angefangen mit so Hüsteln. Und die Tante hat ihr's erst gestern gesagt: „Lisbeth, wie du ausschaust! Du kannst dich freuen auf deine Hochzeit. Knapp hinter derselben wartet auf dich der mit der Sensen — weißt du?“

Die Tante ist ihre einzige Verwandte. Die hat sie nach der Eltern Tod zu sich genommen und erzogen. Aber hart ist sie immer gewesen, und jetzt, wie sie ihr kleines Vermögen verspekuliert hat, läßt sie ihren Unmut an dem Mädchen aus. Gegen anderen Schimpf ist Lieserl schon abgehärtet, aber nun hat die Alte ein besonderes Mittel erfunden, das Mädel zu quälen. Sie redet ihr den Bräutigam ab und sagt, hinter der Hochzeit stünde der Tod. Da betrachtet Lieserl, wenn sie

allein ist, ihre schmalen Hände, hinter deren blassen Haut alle blauen Adern sichtbar sind, betrachtet im Spiegel ihre Wangen. Fallen die nicht immer mehr ein? Und ihre Lippen — wie waren die einmal rot gewesen! — s ist ihr bange nach dem Franz. Am Sonntag kommt er ja wieder, der Bräutigam, er scherzt so lieb und lacht so herzig. Dann will sie ihm auch sagen, was ihr Anliegen ist, da wird er sie auslachen und da wird sie mitlachen. Auf ihrem Tischchen steht seine Photographie. Wie schön und frisch der ist! Sollte jener mit der Sense sich zeigen, so will sie an dieses Mannes starke Brust flüchten — dem getraut der Tod sich nicht in die Nähe. So dachte sie noch kindlich und ihr schönes Braunäuglein leuchtete. Dann betete sie ein Vaterunser, auf daß alles recht und gut werden möge.

Am nächsten Tage ging Lieserl ins Dorf hinab, um beim Gärtner sich den Rosmarinzweig zu bestellen. Den wird man in ihr Haar flechten am Hochzeitsmorgen. Da dachte sie, weil sie schon da ist, könne sie auch zum Doktor hineinfragen, daß sie ihrer Gesundheit wegen ganz beruhigt werde. Sie wollte ihm's wohl sagen, daß sie ein wenig hüstle, manchmal, aber nicht oft; sie wollte ihm's recht leicht und unbedeutend darstellen, wie es ja wohl auch ist. Aber der Arzt hörte wenig auf ihre Worte, untersuchte sie schweigend, beklopfte, behorchte ihre Brust und darauf schwieg er noch ein Weilchen.

Da fragte das Mädchen mit einer Stimme, die frisch und froh sein sollte: „Geltn's Herr Doktor, nix finden's?“

„Liebes Kind“, sagte der Doktor, „für Sie wäre ein milderes Klima angezeigt. Möglichst in guter Luft. Gute Nahrung, viel Ruhe, wenig Sorgen.“

„Aber mein Gott, Herr Doktor, sonst fehlt mir ja nix. Das Essen schmeckt mir. Nähen den ganzen Tag. Krankerweis kunnt eins doch nit so nähen.“

„Zusammengebückt sitzen, das sollten Sie eben nicht“, sprach der Doktor. „Für den Fall Sie in der Nacht Fieber haben sollten, will ich Ihnen ein Pulver mitgeben. Und nur sich recht schonen und bei gutem Wetter viel im Freien sein. In acht Tagen kommen Sie wieder.“

Dann konnte sie gehen. — So, jetzt bin ich ganz und gar krank, dachte sie auf dem Heimweg. Da hat die Tante doch wieder einmal recht: wenn man krank sein will, muß man just zum Doktor gehen. — Unterwegs begegnete sie dem alten Faßbinder Kilian. Der wußte so allerhand Heilmittel für serbende (kränkelnde) Leute, den fragte sie, was da anzuwenden sei, wenn eins zu wenig Blut habe, hüsteln müsse und zu magern anhebe.

„Brauchst nit weiterzureden“, antwortete der Kilian. „Man braucht dich nur anzuschau'n. Ich tät schon was wissen, aber nachher täten sie mich wieder einsperren. Bin erst kürzlich drei Monat im Kotter gsessen, weil ich eine Auszehrung hab geheilt. Nur einen guten Rat: Schau, daß d' einen Totenkopf von einem recht alten Menschen kriegst — wie älter, wie besser! davon was aberschabeln und den Stubb alle Freitag vor Sonnenaufgang einnehmen. Und willst wissen, wies mit dir steht, nur gleich dich nackend auf einen Ameisenhaufen legen. Gehen die Ameisen noch über den Leib, so wirst gesund, weichen sie ihm aus, nachher — wirds gar.“

Nein, der machte ihr das Herz nicht leichter. Sie ging ihres Weges. Da hörte sie noch am selben Tage von einer Heilanstalt für Brustkranke. Von der war erst vor kurzem ein Tischlergeselle, den sie vor einem halben Jahr mit dem Roß haben hinführen müssen, frisch und gesund heimgekehrt. Man kennt ihn kaum mehr, so breit geht er daher, und ein so dickes Gesicht hat er. Wem überhaupt noch zu helfen ist, in der Heilanstalt wird er wieder gesund. Nur früh genug dazuschauen. Und

kosten tuts auch nicht viel, für ganz Arme — gar nichts. Und die Lieserl soll zusammenpacken und in die Heilanstalt reisen.

So redet sich alles gleich herum, wenn die Leute hören, daß man beim Arzt gewesen ist. Als ob nicht jeder Mensch manchmal hustete. Ein bißl Katarrh, sonst gar nichts. — So, weil es kein anderer tat, beruhigte sie sich selbst. Wie sehnte sie sich dem Sonntag entgegen! Der Franzl wird sie schon wieder aufheitern.

Aber vor dem Sonntag kam der Samstag und der brachte ihr ein Brieflein.

„Liebe Elisabeth!

Indem ich von einer sicheren Person erfahren habe, daß Du brustleidend bist, muß ich Dir wohl den Vorschlag machen, daß wir unsere Hochzeit auf unbestimmte Zeit verschieben. Daß ich keine kranke Person heiraten kann, wirst wohl einsehen, aber da ich sicher auf Deine Wiederherstellung hoffe, so ist aufgeschoben ja nicht aufgehoben. Gib nur recht acht auf Dich, tue, was der Doktor gesagt hat, und nimm die Pulver fleißig ein. Ich verhoffe mir wohl ein Wiedersehen mit Dir und bin Dein getreuer

Franz Sternbacher."

„Dein getreuer!" stöhnte das Mädchen, und das Papier entfiel seiner Hand.

Aber nach der ersten Betäubung kamen vernünftige Gedanken. Was denn weiter? Er ist halt gewissenhaft. Wäre es nicht eine Leichtsinnigkeit, ein brustkrankes Mädchen zu heiraten? Der Brief wird ihm hart genug angekommen sein; man merkt es, wie er alle Traurigkeit mit Absicht vermieden hat, um einem nicht das Herz noch schwerer zu machen. Er ist ja gut. Und ich wills ihm auch zeigen, daß ich einer schmerzlichen Abschiedsszene aus dem Wege zu gehen weiß. Morgen, wenn er

zum „Wiedersehen“ kommt, soll er mich nicht mehr hier finden. Bevor ich gesund bin, wird er mich nicht zu sehen kriegen.

Und am nächsten Morgen. Die Tante hatte gesagt: „Von mir aus. Ich halt dich nit zurück. Geh halt, wenn du glaubst.“ Also dreifach einverstanden war sie. — So machte Lieserl sich mit einem Handbündel auf die Wanderung. Den Weg hatte sie sich beschreiben lassen. Dieser Weg war weit und ging über Berg und Tal. Das Mädchen mußte manchmal rasten und sich den Schweiß der Erschöpfung vom Angesicht wischen. Um die Mittagszeit hatte sie in einem Straßenwirtshaus ein Stück Fleisch und ein Achtel Wein verzehrt und das griff so tief in ihr gestricktes Geldsäcklein, daß von einer weiteren Stärkung keine Rede sein konnte, bevor die Heilanstalt erreicht war. Sie wanderte und wanderte, bis in den Abend. Zu einem großen Fluß war sie gekommen; sie schaute nieder auf die wirbelnden, wogenden Wellen, sie hatte ihr Lebtag noch nicht so viel Wasser gesehen. Dann ging sie weiter. Und wurde ihr bitter weh, daß mancher Mensch gar so verlassen sein kann auf der Welt. Meine Mutter, mein Vater! Wenn sie kunnten wissen, wir ihr Kind jetzt in der Fremde irrt, in einem nächtigen Wald, erschöpft und krank zum Umfallen. Ihr schlaft süß, Vater und Mutter, ihr habt es gut . . . Und wie die Sterne flimmerten hoch über den Baumwipfeln, da kam ihr doch wieder ein wenig Mut. Sie dachte, wie sie nach einiger Zeit diesen Weg zurück machen werde, heimwärts, frisch und gesund der Hochzeit entgegen . . . Die Waldstraße ging über eine Höhung, und dann — fast zum Erschrecken, so plötzlich funkelte die Lichterreihe der Anstalt ihr entgegen.

„Gott Lob und Dank!“ hauchte sie und blieb stehen, um sich ein wenig zu verschnaufen.

Wie schön das Gebäude dasteht! Ein wahres Schloß.

Und die laue Luft hier. Das ist freilich zum Gesundwerden. Sie ging hinab. Jetzt merkte sie erst, wie ihr die Füße zitterten nach dem schweren, weiten Weg. Was wird das für ein gutes Rasten sein in dieser Nacht! — Über den schönen Vorplatz schritt sie hin, der Kies knisterte unter ihren Schuhen. Vor dem Tore blieb sie ein wenig stehen. Es war ihr, als sollte sie sich das geflochtene Haar noch ordnen und das Gewand. Da trat ein Herr aus dem Tore und fragte, was sie wünsche.

Bescheidentlich mit leiser Stimme antwortete sie: „Ich komme aus der Almau herab. Und bitt halt schön, daß ich möcht aufgenommen werden dahier in der Heilanstalt. Weil ich ein wenig krank bin."

Der Herr stand da und betrachtete sie im Scheine der Torlaterne. Unter dem über die Stirn gezogenen Kopftuch lugte sie hervor, angstvoll und bittend, wie ein geschrecktes Reh, das von Jagdhunden in eine Menschenbehausung gescheucht worden.

Da sagte er: „Jungfer, Sie sind nicht gut beraten. Sie sind in der Tuberkulose-Heilanstalt für Männer. Da können Frauen nicht aufgenommen werden."

Entgegnete sie leise und ergeben: „So muß ich noch einmal weiter. Ich will ja in die Frauenheilanstalt. Ist es noch weit hin?"

„Die existiert ja gar nicht, mein Kind. Die Frauenheilanstalt existiert leider noch nicht. Da müssen Sie wieder nach Hause gehen."

Hilfeflehenden Blickes, so schaute sie auf den Herrn hin, der so freundlich dastand und so grausame Worte sprach. Ihre Mundwinkel zuckten, stumm und bebend faltete sie die Hände.

Er fragte sie nach ihrer Wanderung. Sie antwortete nur mit wenigen Worten. Da sagte er: „Kommen Sie doch herein ins Vorhaus und setzen Sie sich hier in den Rohrsessel, Sie sind ja ganz erschöpft. Jemand

wird Sie hinabführen in den Meierhof, dort können Sie übernachten."

Der Herr ging, es zu besorgen. Doch als er mit einer Magd zurückkam, war die Fremde nicht mehr da. Es wurde gesucht um das weitläufige Gebäude, man fand sie nicht. Auch im Meierhof war sie nicht erschienen.

Seither sind jetzt vier Monate vergangen. Nirgends ist Lieserl mehr gesehen worden.

Das Abendblatt vom 28. Dezember 1908 brachte folgende Nachricht: Von einem katastrophalen Erdbeben.

Einen Tag später.

Das Erdbeben in Sizilien und Calabrien am 28. Dezember um halb 6 Uhr früh! Wir haben Monte Pelé, wir haben St. Franzisco erlebt. Wir haben gelesen vom Untergang Pompejis und Herkulanums, vom Erdbeben von Lissabon. Aber das Unerhörteste von allem brachte uns dieser neueste Tag. Drei blühende Städte, unzählige kleinere Ortschaften und 200.000 Menschen zugrunde gegangen! Die ganze lange Küste ein Friedhof! so schrien es die Zeitungen in die entsetzte Welt. Am 27. Dezember war in der uralten, herrlichen Stadt die Oper „Aida" aufgeführt worden, die mit dem Sterbegesang der Lebendigbegrabenen schließt. Der Schwanengesang von Messina — sechs Stunden vor dem Untergange. —

Der Papst, überaus erregt von der Katastrophe, wollte persönlich in die Erdbebengegenden reisen, um zu trösten, zu beruhigen. Es wäre das in Italien eine unschätzbare Wohltat gewesen; einen Jubel unter tausend Tränen hätte das erweckt in der ganzen katholischen Welt. Aber die Kerkermeister — es sind nicht etwa Atheisten, Lutheraner oder Freimaurer — die Kerkermeister des Papstes haben den Gefangenen nicht freigelassen.

1909.

Dieses Erdenleben ist das unerhörteste Unglück, nur zu ertragen durch die Zuversicht auf den Tod. Das ganze Um und Auf, was wir haben, sind unsere körperlichen Organe; wenn eines davon schlecht funktioniert, ist alles nichts. All Jugend, Macht und Ehre wird zu Hohn, alle Schönheit verblaßt, alle Weisheit geht in die Brüche, wenn der Körper krank ist. Wer mitten im Leide dahinliegt, der kann sich Sinnenglück gar nicht mehr vorstellen; er stöhnt verzweifelt unter der Wucht der Empfindung: Allewig und allgegenwärtig ist nur das Leid und es kann nicht mehr aufhören. —

So dachte, so fühlte ich noch vor zwei Stunden. Jetzt ist der Körperschmerz gestillt und ich liege da, glückselig wie noch nie. Von allen Genüssen meines Lebens war keiner so groß, als der, daß ich schmerzlos bin. Ich brauche, wünsche sonst gar nichts, als daß dieses unsägliche Behagen dauere.

Wehe, wenn dein Engel dir bloß diesen Wunsch erfüllt! Nur wenige Tage dieses Seins an sich, das dich jetzt so selig macht, und du hebst an, ruhelos zu werden, zu wünschen, zu ringen nach weiteren Genüssen, du hastest friedlos, stellst dir ganz vertrackte Aufgaben und Ziele, in denen eine Begierde die andere erzeugt und du von den Dämonen zu schanden geritten wirst. Bis wieder die Krankheit kommt mit ihren Schmerzen und Qualen — die erzieht dich neuerdings zur Erkenntnis des absoluten Erdenglückes: Schmerzloses Sein.

Ich liege unter körperlichen Schmerzen. Ein Freund beobachtet mich und sagt: „Solltest du nicht aufhören, Geduld und Ergebung zu predigen? Mich deucht, du bist selbst nicht der stärkste in diesen Tugenden.“ Er hat recht, ich will vor allem mir selber predigen. Aber meine Schmerzen schneiden oft mit allzuscharfen Messern in die Nerven. Dazu kommt noch die lyrische Neigung. Die mag bei einem Poeten ganz schön sein, bei einem Kranken ist sie unausstehlich. Wenn er so sehr gedrückt ist und immer sein Leiden klagt! Der tapfere Mensch teilt nur das Gute mit anderen, das Schlimme behält er für sich, und das Leiden ist eine Privatangelegenheit. Nein, das kann ich nicht, ich will beides mit anderen teilen; es ist mir: geteilte Freude würde größer, geteiltes Leid kleiner. Und so bekommt in Leidenstagen meine Umgebung reichlich davon ab. In Mitleid lachend schaue ich zum Manne auf, dem man vor kurzem beide Füße amputieren mußte. Der sagte ganz gelassen: „Aber schämen muß man sich, wenn man auf den Kirchhof kommt zu den Kameraden und man hat sich selber zur Hälfte verwirtschaftet.“ — Eine Ladung Humor, mein guter Himmel, wenn du mir wieder einmal schicken wolltest. Und wenn du schon in deine göttliche Vorratskammer greifst, so schicke mir auch schmerzloses Sein. Aber mit kleinen Unterbrechungen.

Der reiche Oberwieser hatte ein paar Ochsen verkauft und prahlte mit den fünf Hundertkronenscheinen im Wirtshause, wo er sie auf dem Tisch ausbreitete: „Schauts her da! Für ein einzigs Paar Ochsen!“ Da kam vom Ofentisch ein kleines, dürres Männlein heran, der Schleifer-Nantel, der hatte noch keinen Hunderter gesehen. Er beschaute die Scheine andächtig, behielt dann einen in der Hand und sagte: „Gelt, Oberwieser, der gehört mein! Alsdann steck ich ihn ein.“ — „Tu's,

wenn du dich traust!" sagte der Oberwieser. Da schob der Schleifer-Nantel den Hunderter langsam in seine Tasche und ging zäh davon. Der Bauer schaute ihm nach und sagte: „Geh zu, ich will dich schon kriegen!"

Und am nächsten Tage ging der Oberwieser zum Schleifer. Der stand just vor seiner Hütte. „Nau, Schleifer, jetzt wirst dir den Hunderter wohl schon genug angschaut haben!" — „Ei ja", antwortete der Schleifer, „rast ab da auf der Bank, ich komm gleich." Er ging in die Hütte und brachte ein Glas Milch heraus! „Hast gwiß Durst, Großbauer. Sie ist ganz frisch, a guts Restl." — Der Oberwieser trank, wischte sich mit der Hand den Mund ab und sagte: „Jetzt ernsterweis, ich will meinen Hunderter haben!" — „Den Hunderter?" entgegnete der Schleifer-Nantel, „den hast mir ja g'schenkt. Hab ich nit gsagt, er ghört mein und ich steck ihn ein? Ja, wenn du dich traust, hast du gsagt. Und ich hab mich traut. Der Bärenmichel und der schwarz Halter sind Zeugenschaft. Na also!" „Ist gut, ich zeig dich bei der Polizei an," drohte der Bauer. „Wird dir nit viel helfen, Großbauer, ich hab s Geld nimmer. Hab mir gleich ein Kuhdl gekauft, haben eh schon lang kein Milch ghabt." — Während solchen Wartelns hatte der Oberwieser gemerkt, daß es drin surrte und kreischte und daß die Hütte voll kleiner Kinder war. — Teifi, Teifi, dachte er, der Kerl hat mich überlistet. Mit seiner Ausflucht, er hätt' mich beim Wort genommen und sich traut, wollt ichs noch aufnehmen, aber mit einer Stuben voll Kinder, die keine Milch haben, komm ich nit auf. Sie sollen ihr Kuhdl behalten. Er stand von der Bank auf, ging nach Hause und hat vom Hunderter nichts mehr gesagt.

Solches ist geschehen in der steirischen Gemeinde St. Johann. Und jetzt werden alle Gemeinden im Lande, die St. Johann heißen, sich balgen um den braven

Mann. Sie könnten ja jede von dieser Gattung einen oder mehrere haben, wenn sie wollten.

Es war einmal ein Vogel. Er war von Holz und konnte nicht fliegen. Aber er konnte piepsen. Und so piepste er eines Tages eine Volksversammlung zusammen in Pilzebach und piepste eine große Rede. Er redete von der Tüchtigkeit der Pilzebacher, von dem Gewerbsfleiße der Bürger und daß sie für ihren Fleiß auch den entsprechenden Lohn ernten sollten. Es müsse sich ein gescheiter Kopf, ein warmfühlendes Herz finden, sich emporschwingen und der Welt das Lied der braven Pilzebacher singen. „Bravo!" riefen die Pilzebacher und wählten unter besonderer Tätigkeit des Bürgermeisters den hölzernen Vogel zum Vertreter von Pilzebach.

„Wenn ich fliegen könnte", sagte der Vogel, „so würde ich wie die Lerche mich erheben, ich würde nicht bloß singen, sondern auf Feld und Bäumen auch die Insekten vertilgen und sehr vielseitig nützen können. Leihet mir Federn, Freunde, und ich werde fliegen."

Da lieh ihm die „Pilzebacher Zeitung" ihre Feder.

Der Vogel flatterte in die Luft und piepste einiges und verzehrte etliche Fliegen, die sonst gewiß das Obst gefressen hätten. Im übrigen kam er unverrichteter Dinge zurück, er sei zu wenig hoch gewesen, man sehe, man höre ihn nicht weit genug. Er müsse sich bis zu den Geiern erheben können, um sie zu beeinflußen, daß sie nicht immer auf die Hühner herabstürzen, oder gar auf junge Lämmer, wie das besonders im Gebirge schon geschehen sei. In höheren Kreisen ließe sich überhaupt leichter etwas für das arme Volk durchsetzen. Wenn er noch mehr Federn hätte, wolle er schon was ausrichten.

Als der Vogel so volksfreundlich gesprochen hatte, da wurden alle Zeitungsblätter Pilzebachs begeistert und boten ihm ihre Federn an.

Nun flog der Vogel und flog hoch. Er flog bis zu den Habichten und bis zu den Adlern. Um sich mit diesen gut zu stellen, zeigte er ihnen manche gute Futterstelle auf dem Erdboden und verriet ihnen manche Jägerlist, daß sie ihr ausweichen konnten. Um solcher Verdienste willen wurde der hölzerne Vogel von den Adlern in den Adelsstand erhoben.

In Pilzebach, der gewerbsfleißigen Stadt, hat man ihn seitdem nicht wieder gesehen. Und als die Blätter ihn erinnern wollten an seine Versprechen und an ihre Federn, da kam aus hohen Kreisen einmal etwas herab, eine Kleinigkeit, und gerade auf den Hut des Bürgermeisters.

Es zogen drei Burschen wohl über die Mur,
Bis hart an die deutsche Gemarkung,
Der eine, der hielt eine Rede zur
Deutschnationalen Erstarkung.

Der andere, der hob sein volles Glas
Und ließ alle Deutschen leben.
Der dritte, der hat ohne Wort und Trunk
Seine Krone der Schutzmark gegeben.

Bescheiden gab er's und ging nach Haus,
Um deutsche Arbeit zu leisten.
Welcher von den drei Deutschen tat
Für's liebe Deutschtum am meisten?

In früheren Zeiten ist der Sonntag der Tag des Herrn gewesen. Jetzt ist er das Gegenteil. Alle Sünden, für die in der Woche keine Gelegenheit ist, werden am Sonntage begangen. Das sieht man besonders in größeren Orten auch auf dem Lande. Die meisten dieser Sünden werden mit Hilfe des Alkohols durchgeführt. Wenn man am Samstagabend oder am Sonntagnachmittag durch die Gassen geht und diese Gestalten betrachtet — weibliche manche und männliche noch weit

mehr — schwer besoffen, gröhlend wie Schweine, oder händelsuchend, schimpfend, sich balgend, blutig schlagend, mit unbeschreiblich zynischen Reden und Gebärden dem andern Geschlecht tierisch zutappend usw., nein, man kann nicht noch deutlicher werden. Kurz, man schämt sich, von ihrer Gattung zu sein. Wer weibliche Dienstboten hat, dessen Haus wird in der Sonntagsnacht belagert von geilen Gesellen, die ganz ungeniert ihre gewissen Ständchen singen, gewaltsam zu den Fenstern eindringen und in unflätigsten Ausdrücken entgegnen, wenn der Hausherr die Hausehre wahren will. Mancher Hausvater hat sich schon mit einem Schweinsborstenschuß aus der Flinte Ruhe verschafft, aber das ist den Behörden nicht recht. Die Gemeindepolizei ist in den meisten Orten taub und blind gegen solche Vorgänge. Ja, es gibt Industrieorte mit Hunderten von Arbeitern, die eine Polizei gar nicht haben, oder höchstens einen Gemeindediener, der — am Tage des Herrn vielleicht selbst ein wenig benebelt — nach eigenem Ermessen die „nehme Sie's" spielt, wie ein Schwabe behauptet hat. Dieselbe Nemesis, die unerbittlich ist, wenn ein hungeriger Handwerksbursch sich eine Feldrübe aneignet. — Man weiß wohl, daß es Dinge gibt, die sich nicht verbieten lassen. Aber die frechen, öffentlichen Ärgernisse, wie sie auch in unserem Lande immer häufiger werden, kann ein Volk, das noch auf Ehrenhaftigkeit was hält, sich denn doch nicht gefallen lassen. Anstatt immer die fromme Phrase von der Heiligung des Sonntags herumzutragen, sollte man erst einmal eine Agitation zur Reinigung des Sonntags entfachen.

Bei Rousseau heißt es irgendwo, im Kinde werde das erste Gerechtigkeitsgefühl geweckt durch ein Unrecht, das es erfährt. Ich halte das für unrichtig. Bei Naturmenschen, und das sind Kinder, wird durch Unrecht-

leiden meist nur Bosheit und später Rachegefühl geweckt. Erfahrenes Unrecht zurückgeben ist noch lange nicht Gerechtigkeit. Das Gerechtigkeitsgefühl hat ganz andere Wurzeln und ihrer mehrere. Es kann einer angeborenen Menschenliebe entspringen; dieses Innerliche wäre das verläßlichste. Es kann dem ethischen Bewußtsein entspringen, also streng gewissenhafter, abstrakter Natur sein. Es kann einer mathematischen Anlage entspringen, die stets auf ein korrektes Resultat abzielt. Es kann auch dem Geschmack entspringen, also künstlerischer Natur sein. Ich z. B. bin, wenn ich mein Gefühl untersuchen will, für Gerechtigkeit vielleicht aus künstlerischen Gründen. Aus Freude an richtigem Ebenmaß und Ausgleich. Es muß sich lösen und klären und glätten, wenn es zu meinem Wohlgefallen sein soll. Ich könnte keine Befriedigung finden, keine Freude haben an einem Vorteil, wenn durch diesen Vorteil einem anderen Unrecht geschähe; wo hingegen ich einen Nachteil leicht ertrage, wenn es die Gerechtigkeit verlangt. Aber nicht gerade immer aus ethischen Gründen, sondern, wie angedeutet der Schönheit wegen, die im richtigen Ausgleiche liegt. Zwischen Wille, Tat und Erfolg, zwischen Leistung und Lohn, zwischen Missetat und Strafe die richtig geschaffene Harmonie erweckt in mir dasselbe behagliche Gefühl wie ein Kunstwerk. Nicht bloß in der Kunst verlange ich poetische Gerechtigkeit, sondern auch im Leben.

In Deutschland tun sich Schriftsteller zusammen, um für ihre dereinst nachgelassenen Werke eine Schutzfrist von 50 Jahren zu erlangen, anstatt der bisher gesetzlichen 30 Jahre. Es ist nicht gerade kollegial, wenn ich anderer Meinung bin. Aber wenn man befragt wird, so muß man sich erklären. Dreißig Jahre Schutzfrist nach dem Tode ist billig und gerecht. Doch sollte man sich vorstellen, daß schriftstellerische Werke auch, und vor

allem eine geistige Wertsache sind. Je vielfacher sie gelesen werden, einen je größeren Wert stellen sie vor. Wir dichten doch nicht des Geldes wegen, obschon viele von uns davon leben müssen. Wir wollen vor allem geistig auf die Menschen wirken. Mancher von uns kommt erst zu einem größeren Leserkreis, wenn die buchhändlerische Schutzfrist aus ist und der allgemein gestattete Nachdruck die Werke verbilligt. Dann werden viele erst volkstümlich. Nach dreißig Jahren mag der eine oder der andere unserer Geister, dessen Leib schon längst vermorscht, noch lebensfähig sein; ein halbes Jahrhundert aber begräbt uns alle. Bishin werden so viele andere da sein, die ihrer Zeit besser behagen als wir, die Alten. Nicht als ob wir so unbedeutend wären, vielmehr, weil nach 50 Jahren der Geschmack ein anderer sein wird, der selbst die Modernsten von heute als großväterlich veraltet empfinden dürfte. Kurz, wir können froh sein, wenn nach 30 Jahren noch jemand nach uns frägt.

Wie, wenn nach uns die Sozialmaterialisten kommen und sagen: die Herren unserer Zeit sind wir! Alte Dichterei darf überhaupt nicht mehr aufgelegt werden, damit die Leute unsere Bücher kaufen müssen.

Mich wundert es, daß solches nicht schon einem von heute eingefallen ist. Denn diese alten Klassiker schaden unserem Glanze und Ansehen entschieden.

Das Glück hat viele geheimnisvolle Ursachen. Eine derselben scheint mir die Pünktlichkeit zu sein, die Wahrnehmung der Zeit und der eigenen Kraft. Nachdem ich oft die Erfahrung gemacht, daß kurze Aufschiebungen zu langen und lange Aufschiebungen zu Unterlassungen führen, habe ich mir angewöhnt, alles, was an mich herantritt, möglichst gleich zu erledigen. Manches wird da unüberlegt, mit Übereilung getan; im ganzen aber habe ich gelernt, daß zu wenig Überlegung

doch noch meistens besser ist als zu viel. Das Denken ist ja gewiß gut, aber das feste Anfassen und das Wirken zu guter Zeit ist besser. Geschieht schon nicht das Richtige, so geschieht etwas. „Erst wägen, dann wagen", das ist weise; doch wer zu lange wägt, der hat schließlich zum Wagen keine Zeit mehr. Das alte Sprichwort: „Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen", hat mir immer noch bessere Dienste erwiesen als das von „Wägen". Hätte ich mich stets an letzteres gehalten, so wäre von mir allerdings viele Torheit nicht gesagt, nicht geschrieben worden, aber auch manches Richtige nicht getan. Kluge Leute, die alles planmäßig, systematisch zu betreiben gewöhnt sind und anraten, werden es nicht gutheißen, daß ich alle meine größeren literarischen Arbeiten ohne viel Überlegung und ohne Plan stets fast plötzlich angefangen und rasch durchgeführt habe. Arbeitete ich einmal nach einem Plan, so hinderte mich diese Fessel, sie wurde gesprengt und es wurde allemal etwas ganz anderes, als worauf es angelegt gewesen. Alles Planmäßige gerät bei mir ledern und ohne Begeisterung. Die augenblickliche Eingebung behält allemal recht. Auch bei den wichtigsten Entscheidungen meines Lebens ist es so gewesen. Es waren immer nur Einfälle; erst ausgeführt, zeigte es sich, ob sie gut oder schlecht waren. Zwei Beispiele: Eines Tages fiel mir ein, man könnte doch einmal schildern, wie es zugeht, wenn ein Bauer sein Haus verkauft. Auf einem Spaziergang war es. Sogleich ging ich nach Hause und begann zu schreiben. Etwa zwei Monate später war es ein Roman und hieß: „Jakob der Letzte". Allerdings war ich zur Zeit erregt durch die Äußerungen eines herrschaftlichen Oberjägers, daß alle Waldbauern ausgerottet werden müßten, weil die Jagd zehnmal nützlicher sei als der Bauernstand. Das zog mich natürlich auf. Ich bin mein Lebtag oft gerade auf den ranzigsten

Speck geflogen und habe doch manchmal etwas Brauchbares herausgebracht. Vor kurzem fiel mir plötzlich der Gedanke ein, über eine neue Art, ein paar Millionen für eine deutsche Schutzstiftung zusammenzubringen. Ohne weitere Überlegung, nur bewegt von einem dunklen Gefühle: Das geht! So getrieben, schrieb ich die Gedanken rasch hin, aus denen dann die Millionen entstanden. Hätte ich ein paar Tage überlegt oder gar jemanden um seine Meinung darüber gefragt, so würde ich wahrscheinlich den Mut verloren haben. So wie ich nach Beginn der Aktion sehr vielen entmutigenden Einwendungen begegnete, von Leuten, die sich die Sache — zu gut überlegt hatten. Wollte ich meine Arbeiten erst ausführen, wenn ich zufällig einmal klug bin, da könnten sie lange warten. Ich muß eben arbeiten, wann ich Kraft habe.

Auf der kärntnerischen Seite des Tauerngebirges hat mir ein Fremdenführer das Folgende erzählt: „Jeß Max and Josef, was sein schon für Leut z grund gangen übers Gebirg! Neun Stunden weidlich ist's übri ins Salzburgisch. Erst vor etlichen Jahren hab ich ihrer zwei gefunden in einem Monat. Gar nit weit auseinand. Weil ich mich im Nebel selber vergangen hab. Durch so eine Steinspalten hab ich schliefen müssen, weil schon kein anderer Ausweg ist gewest. Denk ich: Was, daß da ein blaues Papier liegt unten in der Spalten! Ist aber der Fetzen gewest von einem blauen Hemd; bei uns herüben tragen sies nit so. Und sehe ich daneben schon die weißen Zähn und den ganzen Schädel. Der hat ausgschaut! Das Ziefer hat vom Fleisch nit mehr viel überglassen — nur die Knochen. Weiter hab ich nit einigschaut, bin auf und ein halben Tag lang glaufen bis zu unserer Bezirkshauptmannschaft. — Der andere, später, ist in einem Steinkar gelegen, hat ihn schon das Eis zudecken wollen. Der ist

nur gleich so auseinandergefallen, wie sie ihn aufgehoben haben. Der erst' war ein junger Handwerksbursch aus dem Böhmerland, der zweit' ein Schustergesell aus Oberösterreich, so weit hats können richtiggestellt werden. Wies hergangen ist, weiß man nit. Ghabt hat keiner nix, siebenunddreißig Kreuzer habens beim Schuster gefunden und Handwerkszeug, auch Eßzeug, Messer, Gabel und Löffel. Beim anderen gar nix. Unsere G'meinde hat nit schlecht gschimpft. Wenn d wieder einmal einen findst, so laß ihn liegen und halt s Maul, haben sie gesagt. Unter funfzehn Gulden ist das znichtest Knochengrüstl nit vom Gebirg zu schaffen und in die Erden zu bringen. Weil ich sie enten auf der Salzburger Seiten gfunden han, so haben sie gleich hinübergeschrieben, die Salzburger sollten für die Bestattung sorgen. Ja leck! Die haben gesagt: Wenn sich um einen Fund niemand meldet, so gehört er dem Finder. Jetzt hats hergeschaut, als wie wenn ich die Begräbnis bestreiten sollt. Da bin ich her und sags dem G'meindevorstand ins Gesicht: Ein spottschlechter Roßhalter bin ich, aber die Begräbnus bring ich auf, wenns enk nit schamts! Haben sie sich doch gschamt und jeder hat seine Sach umsonst getan dabei, sogar der Geistling. Na ja, ist ja ein Werk der Barmherzigkeit — die Toten begraben; wird wohl eh dabei mehr geschimpft als gebetet worden sein. Meinetweg, ich klaub seitdem keinen mehr auf, und sollten ihrer noch so viel liegen bleiben im wilden Birg."

Sei es drum. Ich meine, wer auf die Berge sterben geht, der wird auch zufrieden sein mit dem Hochfriedhof, dreitausend Meter oben, und der Sonnblick oder der Großglockner sind keine üblen Grabsteine.

Diesen 13. August saß ich am Rain und sah den Schnittern zu, die das reife schwere Korn in Garben banden. Und dachte an den 13. August vor 50 Jahren.

In jenem Jahre stand in Krieglach-Alpl das Getreide üppig und stolz und wir gingen mit frisch gedängelten, blinkenden Sicheln fröhlich aufs Feld zur Ernte. Mein Vater stellte sich an den Rand des hohen, in schweren Ähren hängenden Kornes, sagte mit seiner leisen Stimme vor sich hin: „In Gottesnamen!“ und schnitt die erste Garbe. Die Antwort auf sein „In Gottesnamen“ war ein leises Rollen vom westlichen Himmel her, wo bleifarbiges, weißbefranztes Gewölk aufstieg. — Eine halbe Stunde später war die Ernte desselben Jahres gründlich vollzogen. Nicht ein einzig Stämmlein stand hervor aus dem Eis, das alle Felder bedeckte. Die Sträucher der Raine waren kahl, die Wildkirschbäume und Eschen standen wie Besen da, die Bäume des Waldes waren zerfetzt und an den Stämmen hingen die Rindenfetzen nieder. Im Gehöft waren stellenweise die Dächer eingebrochen, an den wetterseitigen Fenstern alle Scheiben zerschlagen. Über diese Landschaft strich winterlich frostige Luft, aber im Schachen loderte eine alte Tanne auf, die der Blitz getroffen hatte. Mein Vater stand an der Haustür, schaute hinaus und sagte leise vor sich hin: „In Gottesnamen!“ —

Spät am Abend desselben Tages kam ein zweites Gewitter, das aber zur Vernichtung nichts mehr vorfand als den Wald, den der Sturm entwipfelte und an mehreren Stellen in Brand steckte. Das Haus ließ er stehen. Es steht heute noch, aber leer. Von demselben Tage an war die geordnete Wirtschaft zerstört für immer. Nach vorhergegangenen Mißjahren und Unglücksfällen hatte dieses beispiellose Ungewitter unserem alten, über dreihundert Jahre alten Bauernhof den Garaus gemacht. — Ein paar Tage lang waren wir betäubt. Dann begann allmählich das Arbeiten: Dachdecken, den vermuhrten Hausbrunnen ausgraben, Erdäpfel ausheindeln und das Stroh aus der Erde krauen für Viehfutter

und Streu. Hernach ging der Vater in Gegenden, wo es nicht gehagelt hatte, um Samenkorn auszuborgen; und dieses streuten wir wieder in die Erde. Den Winter über gings kümmerlich her, doch wir jungen Leute scherzten und sangen bei unseren kleinen Arbeiten wie gewöhnlich, die Mutter saß am Rocken und spann, die Dienstboten zersägten den zerworfenen Wald, betreuten das Vieh, und der Vater besserte die Hausschäden aus und pfiff manchmal dabei ein Liedel. Wir wußten es noch nicht, wie arm wir geworden waren.

Ein Schleiferjunge meldete sich an, so ein hübsches schwarzlockiges Zigeunerbübel: Ob wir nichts zu schleifen hätten? „Na komm her!" sagte ich und zog mein Taschenmesser heraus, ein Kapfenberger Messer mit feiner Perlmutterschale, ein liebes Andenken. Aber schon stumpf geworden. „Das kannst schleifen, doch wann bringst du mir's wieder?" „Heute Mittag." „Gut. Aber daß du mir nicht durchgehst damit, verstehst?" Mit seinen großen Augen schaute mich der Junge vorwurfsvoll an, fast traurig. Und dachte ich mir: Woher hast du das Recht, ihn zu beleidigen? Gleich ihm einen so häßlichen Verdacht ins Gesicht zu schnellen? Mir tat er leid, aber er war schon davon. Eilig hatte er's, mit dem schönen Messer abzufahren. Es kam der Mittag, doch nicht mein Junge mit dem Messer. Da hub ich an: „Diese verdammten Zigeuner! Gedacht habe ich mir's ja gleich, aber man ist immer zu vertrauensselig. Jetzt will ich im Dorfe nachfragen, ob der Gauner nicht wo zu erwischen ist. Der soll mich kennen lernen! Ausrotten soll man diese Diebsbrut, diese vermaledeite!" Und was man im Zorn halt so hinausschreit. — Am Nachmittag kam der Junge mit dem Messer. Es war sorgfältig geschliffen, wie neu schaute es aus, und die Schuldigkeit war zehn Heller! — Und meine Schuldig-

keit? — Oft habe ich mir schon vorgenommen, das verfluchte Mißtrauen abzutun. Bin ich denn so viel betrogen worden? Ich persönlich habe wirklich wenig Unredlichkeit erfahren. Oder hätte ich's bloß nicht gemerkt? Dann ist's wenigstens nicht empfindlich gewesen. Aber was man so hört von anderen! Und was man liest! Lauter schlechte Leute überall. Die Hälfte alles Tratsches, der täglich aus der Leute Mäuler sprudelt, handelt von der Schlechtigkeit der Welt. Zwei Drittel aller Zeitungsnachrichten erzählen von der Schlechtigkeit der Leute. Dann unsere neue Literatur, unsere Bühne! Überall Gesindel. Woher soll man da das Vertrauen nehmen? — Ich dächte doch, aus sich selber. Wie einer selber ist, so denkt er sich die anderen. Heißt es nicht ungefähr so? Nur ein wenig gröber. Man ist zwar sonst so, daß man jeden für brav hält, solange man nicht das Gegenteil erfährt. Und doch kommt manchmal so ein dummer Rappel. Dem Zigeunerbübel habe ich natürlich ein bißchen Genugtuung in die kleine Hand gedrückt und habe zu ihm gesagt: „Das war nur Spaß, heute Morgen, daß du etwa das Messer nicht zurückbrächtest!“ „Eiwo!“ gab er zur Antwort, „man muß ja zurückgeben, sonst wird man eingesperrt.“

Ein Mann teilte mir bekümmert mit, daß er mit seinem Sohne nicht harmoniere, da der ganz andere Ansichten habe. Ich suchte ihn zu beruhigen. Wo sind Vater und Sohn, die gleiche Ansichten haben! Da wäre einer oder wären beide Willensschwächlinge. Meine Kinder sind anders als ich bin und ich bin anders als mein Vater war. Das ändert an der Einheit nichts, das sind nur Wechselwirkungen der einen, der ganzen Geschlechtsreihenfolge gemeinsamen Kraft. Der Enkel wird wieder gern, wie der Großvater war.

Manche Eltern glauben, dafür da zu sein, den

Kindern in allem ihren Willen aufzuzwingen, während es andere ganz gut einsehen, daß viele Eltern von ihren Kindern erzogen werden.

Kinder sollen den Eltern gehorchen, sagt man. Ich sage dasselbe. Aber nur Kinder. Wohl auch ihre erwachsenen (die trotzigen) sollen die Eltern beraten, doch als Freunde. Nichts ist gedeihlicher für Vater und Sohn als unbefangene Freundschaft. In der wirkt nach meiner Erfahrung Meinungsverschiedenheit nicht entzweiend, sondern ergänzend.

Ein junger Mensch kam zu mir, ein Sattlerlehrling. Mit verschämter Freude bekannte er gleich, er mache lustige und auch andere Gedichte und habe ihrer am Semmering vorgelesen. Man habe sehr gelacht, nun wolle er sich zum Vorleser ausbilden, und die Leute hätten gesagt, er solle zu mir gehen. „Wenn sie ohnehin gelacht haben!“ wendete ich ein. „Das schon“, meinte er, „aber allemal bei den ernsthaften Sachen, bei den gspassigen nit“, und er fragte mich, wie man das machen solle. Ich ließ unvorsichtigerweise meinen Wissensdrang merken nach einem der ernsthaften Gedichte, bei denen sie gelacht hätten. Flugs hatte er eins in der Hand und wolle es mir vorlesen. Er hat mir's dann geschenkt, so daß ich es abdrucken darf:

Liabs Dirndl, ich liab dich,
Liabe auch du mich,
Liabe mich in deinem Sinn,
Weißt du wohl, wer ich bin?
Ich bin der Franz Pimi,
Wenn du mich liabst, so kim i.

Das war das Ernsthafte, bei dem sie gelacht hatten! Dann wollte der Gute mir gerne auch noch was Gspassiges lesen. Aber ich wehrte ab, das eine sei von unübertrefflichem Tiefsinn, ich wolle mir um keinen Preis den Eindruck verderben lassen. Indes möchte ich ihm

doch raten, nicht umzusatteln, sondern bei der Sattlerei zu bleiben. Nun meinte er, die guten Dichter sollten doch nicht bei einem so gemeinen Geschäft bleiben. Ich sei ja auch ausgesprungen aus der Schneiderei. „Mein Lieber“, antwortete ich, „das ist was anderes, ich bin nicht ausgesprungen, weil ich etwa ein guter Dichter war, vielmehr, weil ich ein schlechter Schneider gewesen bin.“

Als vor hundert Jahren, an jenem trüben Wintermorgen, der Bauernwirt Andre Hofer gefesselt, geschlagen und verhöhnt durch das Passaiertal herabgeführt wurde, mitten in einem Trupp französischer Söldner: alles verloren, von allen verlassen, der Hinrichtung entgegen — wer hätte damals ahnen können das gewaltige Gedenkfest, das ein Jahrhundert später Tirol und mit ihm die ganze Welt feiern würde, und zum Nationalheiligen erhoben den Mann, der dort so schmachvoll ins welsche Land geschleppt wird! Das ist der endliche Sieg der Opferwilligkeit und der Treue. Der eine Mensch kann's, der andere nicht. Ja, man kann sagen: fast alle andern können es nicht. Wohl, Hofer hat einen Generalstab von Helden um sich gehabt, mancher von ihnen so groß als er selbst. Wer hat sie gezeitigt, diese Bauernhelden im armen, einfältigen Hirtenvolke des Gebirges? Welches Volk würde heute für „Unpraktisches“, für seelische Werte ähnliches leisten? Welches hat damals ähnliches geleistet? Groß allein war dieses Bergvolk, das von der Natur noch die Kraft, von der Kultur nur die Gesittung hatte und nichts weiter. Wir sind schon zu kultiviert, zu „vorgeschritten“, wir können das nicht mehr. So viel Größe aber ist augenblicklich noch in uns, daß wir große Taten wenigstens noch als solche erkennen und in Festreden und Festessen feiern. Das können wir.

Nein, lästern wir unsere Zeit nicht. Zwar ver-

meidet sie gottlob möglichst jede Gelegenheit, Kriegshelden zu machen, aber das Vaterland lassen auch wir nicht. Und wann war eine Zeit so aufs Allgemeine gerichtet, wann hat eine so viel Gemeinnütziges vollführt, wann war sie so bedacht auf die Nachkommen, als die unsere? Nur fehlt ihr zur Kraft und zur Hast und zum Willen manchmal die Weisheit.

Vor kurzem wurde in der Domkirche zu Graz von einem Dominikaner in mehreren Vorträgen meine Auffassung der Person und Lehre Jesu besprochen, die in den Büchern „Mein Himmelreich“ und „I. N. R. I.“ dargestellt ist. Bei dem letzteren fand der Prediger, wie Ohrenzeugen berichten, im Buche selbst nicht viel auszusetzen. Ablehnend verhielt er sich aber gegen folgende Stellen, die in der Rahmenerzählung des „I. N. R. I.“ den armen Sünder Ferleitner betreffen, der im Gefängnisse ohne alle äußeren Behelfe ein Jesubuch schreibt. Diese Stellen lauten: „In seiner (Ferleitners) Schrift war Frieden. Nicht danach fragte er, ob es der Heiland der Bücher war (er hatte im Kerker ja kein Buch zum Nachschauen). Sein Heiland war es, wie er in ihm lebte, wie er gerade ihn erlösen konnte. So vollzog sich bei diesem armen Sünder im kleinen, wie es sich bei den Völkern im großen vollzieht: Wenn schon nicht immer der historische Jesus zum Heilande wird, so wird doch der geglaubte Heiland zum historischen, indem er durch das Gemüt der Menschen die Weltgeschichte leitet. Der im Buche steht, ist es nicht jedem; der im Herzen lebt, ist es. Solches ist auch das Geheimnis von des Heilands ewiger Kraft, daß er für den einen Menschen gerade der ist, den derselbe Mensch braucht. In den Evangelien lesen wir, daß Jesus zu verschiedenen Zeiten und verschiedenen Menschen in anderer Gestalt erschienen ist. Das soll uns eine Mahnung sein, jedem gerade seinen

Jesus zu gönnen. Wenn es nur der Jesus der Liebe und des Vertrauens ist, dann ist es der rechte.“ Diese Auffassung hat der Dominikaner scharf getadelt, eine individuelle, persönliche Auffassung des Heilandes dürfe es nicht geben. Ich mag es dem Pater nicht verübeln. Die Kirche muß den dogmatischen Heiland predigen, den ich zwar nicht angegriffen habe. Aber unsereiner sieht in der Welt auch noch andere Erscheinungen, schaut in manches Herz jener Menschen, die selten vor eine Kanzel, nie zu einem Beichtstuhl kommen, die Sakramente nicht wirksam erfassen und doch auch ihren Christus im Gemüte tragen. Unsereiner, der auch solche Leute als Christenbrüder betrachtet und teils aus sich selbst heraus versteht, durfte jene Sätze wohl mit gutem Gewissen niederschreiben. Übrigens werden solche, die in meinem „I. N. R. I.“ einen „Roseggerschen Jesus“ suchen, recht sehr enttäuscht sein. Mein individueller Christus hat so viel Ähnlichkeit mit dem des Evangeliums, daß er von ihm kaum zu unterscheiden ist. Nur daß ich manche Volkslegende, manches symbolische Beiwerk, manchen dichterischen Schwung mit hinein verwoben habe, wie es vor mir schon Unzählige getan, die über diesen unerschöpflichsten aller Stoffe Dichtungen und Volksbücher geschrieben haben. Und wahr ist, daß ich je nach künstlerischen oder ethischen Absichten einzelne Teile mehr zurücktreten ließ, um wieder andere mehr hervorzuheben, wie es je nach Bedarf und Gelegenheit jeder katholische Prediger tut, wenn er von Jesus predigt: Einmal ist es der gütige, einmal der strenge Heiland, einmal ist er das frierende Kind, dann wieder der König Himmels und der Erde, einmal ist es der leidende Mensch, dann wieder der wunderwirkende Gott usw. Das ist auch persönlich bearbeitet; ich habe es nicht viel anders gemacht. Und wenn man die Herzen unserer gläubigen Katholiken prüfen könnte auf ihr religiöses Gefühl, auf ihr inneres Gesicht: In welchem

fände man einen sogenannten objektiven Gott? In jedem ist er so, wie der betreffende Mensch ihn fühlen, denken und tragen kann. Der dogmatische Heiland kann abstrakt gedacht werden. Aber lebendig wirken kann nur der Heiland, der im Gemüte des Gläubigen lebt. Der Christus meiner entschlossenen, praktisch und leidenschaftlich veranlagten Mutter war anders, als der meines sanften, schwärmerischen Vaters. Und hatten doch beide ganz die gleiche Religionslehre. — Im ganzen ist es freilich ein bestimmter Jesutypus, der dem Volkscharakter entsprechend in unserem deutschen Gebirgsvolke lebt. Und diesen Volksheiland habe ich zu schildern versucht; im Tatsächlichen und Wichtigen mich ans Evangelium haltend, also wohl an mein Bekenntnis. — Als ich im Jahre 1854 vom Fürstbischof Ottokar Maria gefirmt wurde, durch Salbung und durch Auflegung der Hände, da mußte ich lernen: die Firmung sei ein Sakrament, durch das der Mensch gestärkt werde, damit er seinen Glauben standhaft bekenne. Das tue ich, und siehe, gerade denen, die uns zu diesem Bekenntnisse firmen, ist das nun zuwider. Ich meine, mit der Forderung, den Glauben zu bekennen, ist ein freimütiges, persönliches Bekenntnis gemeint, nicht eins, das man anderen nachsagen soll.

Beim Wiener Festzug war es, da hatte sich eine Dame einen Tribünensitz gekauft zu dreihundert Kronen. Er war ja in der Nähe des Kaiserpavillons. Sie freute sich sehr darauf und bereitete ihren Staat. Da kam eine Verordnung heraus, daß auf den Tribünensitzen die Damenhüte verboten seien, um den Hinterinsassen die Aussicht zu wahren. War die Dame indigniert und sagte: „Da bleibe ich lieber zuhause, wenn sie einem jetzt gar schon die Garderobe vorschreiben, diese Krähwinkler! Sie sollen ihren Festzug nur allein abhalten.“ Und weil es Frauen in solchen Dingen heiliger Ernst ist, so blieb

sie zuhause. Sie hätte sich an dem Kaiserfeste natürlich nur ihres Hutes wegen beteiligt, der war ihr doch wichtiger als alles andere und sie hatte wohl schon in der Vorstellung geschwelgt, ihr großer Hut mit den roten Maschen und grünen Federn, mit all seiner ausgedehnten Zier würde im Publikum mehr Aufsehen erregen als der Festzug. Für einen Kopf, in dem sich solche Vorstellungen entwickeln können, ist freilich kein Hut groß und kraus genug.

Und der männliche Flachkopf ahnt es kaum, welch ehrenfeste Treue eine Dame ihrem Hute bewahrt, er müßte sonst eifersüchtig werden. Wenn man glaubt, daß schalkhafte Bemerkungen über den Damenhut in die Witzblätter gehören, so ist das allen Ernstes ein Irrtum, solche Hutbetrachtungen müssen pathetisch (lies nicht „pathologisch") aufgefaßt werden. Da hat Ironie zu schweigen. Und so wünsche ich auch die gegenwärtige Betrachtung mit würdigem Ernst verstanden zu wissen. Bei Frauen bewundert man nicht den gescheiten Kopf, immer nur den schönen Hut. Weil der gescheite Kopf sich von selbst versteht, und weil eben der schöne Hut das Schöpfungswerk des gescheiten Kopfes ist. Bei Männern spricht man vom Kopf, bei Frauen vom Hut. Als ob die beiden Hohlräume gleichwertig wären! bemerkte da einmal eine.

Ein Manko muß der Männerkopf allerdings haben, wie wäre es sonst möglich, daß er den Frauenhut nicht zu würdigen versteht! Während die Frau mit ihrem Naturverstand doch fest auf die männliche Würdigung ihres Hutes rechnet. Für wen baut die Frau ihren Hut so hoch und hehr! Für wen stattet sie ihn aus mit Samt und Seiden, schmückt ihn mit bunten Bändern und wallenden Federn, mit neckischen Blumen und faustgroßen Rosen, die nicht aus profaner Erde gewachsen, sondern aus der Hand der künstlerischen Marschandmodistin her-

vorgegangen sind! Für wen führt die Frau einen solchen Triumphbogen auf? Zum Teile wohl zu Trutz und Tort gegen ihre natürlichen Feinde, die übrigen Frauen. Zum größten Teil aber doch in Hinsicht auf den Mann. Manches Vogelweibchen hat sein buntes Gefieder, um das Männchen an sich zu locken; der Frau hat die Natur den Instinkt gegeben, sich bunte und sonst auffallende Sachen an den Leib zu hängen, um denselben Effekt zu erreichen. Und das ist wieder einmal einer jener Naturirrtümer, wie sie bisweilen vorkommen als Widersprecher jener Lehre, daß alles, was Natur ist, immer im höchsten Grade zweckmäßig sei. Denn siehe, das Lockmittel der Frau wirkt nicht. Wenigstens nicht in dem beabsichtigten Sinne. Allerdings, um die natürlichen Feindinnen zu ärgern, diese Absicht wird völlig erreicht. Aber von den Männern wird das Lockmittel als — Gegenteil empfunden. Die Frau hat in ihrem geraden Sinne keine Ahnung davon, was sich der männliche Flachkopf zum Beispiel über ihren Hut denkt, über ihre ausgebreitete Kopfplantage, die oft eine ganze Juniwiese hat, lauter Naturblumen mit Gänsefüßchen. Je grandioser und wunderbarer dieser Hut gen Himmel ragt und nach allen Weltgegenden hin, je blendender seine Farbenpracht ist, je niedriger denkt der Mann von ihm, je frivoler witzelt er über ihn und je geringer taxiert er die Frau, die solcher Reklame bedarf. O, man muß wissen, wie vernagelt diese Männer sind und wenn manche Frau ahnte, was alles die Männer hinter ihrer Aufgedonnertheit lispeln, sie würde züchtig in den Boden sinken bis auf den Hut oder sie würde eine zweite Vogeleigenschaft hervorkehren — den spitzen Schnabel oder gar die Krallen, um ihr erhabenes Heiligtum zu rächen.

Daß einer, der im Theater das Glück hat, unter Damen zu sitzen, sich eine Aussichtswarte bauen müßte, wenn er sich nicht doch lieber mit der Anschauung der

Hutwunder erfreute, anstatt mit der Vorstellung, das soll hier gar nicht näher berührt werden. Ich finde, daß es von jenem Festkomitee einfach eine Ungezogenheit war, durch das äußerst taktlose Verbot zu behaupten, daß ein Jubiläumsfestzug interessanter sei als der Frauenhut.

Es ist schon das schön, wenn ringsum die weichen, sanft hinstreichenden Schleppen Staubwirbel aufsteigen lassen, so daß die Frau zu sehen ist, wie ein Engel in den Wolken. Wie erst, wenn hoch über dem Gewölke des Hutes leuchtender Ball wie eine Sonne schwebt! Vor einer solchen Gestalt standen drei Männer. Der eine sagte: „Das ist schön!" Der andere sagte: „Ja, zum Ausleihen." Der dritte sagte: „Aber nicht zum Behalten." — Wie war das gemeint? Man könnte es wagen, die Frau zu heiraten; aber den Frauenhut zu bestreiten, dürfen sich wenige unterfangen. Darum kann man den Frauenhut auch Männerschutz nennen. Er schützt zwar nicht vor Regen und nicht vor Sonne, aber er schützt vor Ehemännern. Der Hut schützt vor der Haube. In ein so hochgetakeltes Dach kann zwar einmal der Blitz einschlagen, aber vor dem Ehemann ist die bewunderte Trägerin ziemlich sicher, und das mag eine rechte Beruhigung sein. In der Männerwelt besteht nämlich noch dazu der häßliche Aberglaube, daß bei einer Frau so viel künstliche Schönheit — die natürliche zu ersetzen habe. Und mit dem Hut, sagen Verleumder, fiele manchmal auch das Haar. Nach alter Anschauung bestünde eine Hauptschönheit des Frauenkopfes im natürlichen Haar, entweder frei gelockt oder im Zopf. Wer so spricht, der ist selber Zopf. Nein, die Frauenschönheit besteht im Hut. Darum hütet mir den Hut! Der Frauenhut mit seinen falschen Rosen, flatternden Bändern und wuppenden Hahnenfedern ist ein ungeheuer — — lasset mich gefälligst ausreden! — ein ungeheuer sinniges Symbol der modernen Frau.

Rekurse in Steuersachen sind nichts Neues. Aber der Rekurs, den ich sagen will, ist doch noch nicht dagewesen. Ein Branntweinfabrikant beschwert sich beim Steueramt, daß ihm zu geringe Steuervorschreibungen gemacht werden. Er mache doch gute Geschäfte, bereite der Menschheit so viel geistigen Genuß und Kurzweil, indem er vielen die Lebenszeit verkürze. Er verlange somit auch seine Ehre und bitte um gütige Steuererhöhung, die seinen geschäftlichen Leistungen entspreche. Das nützte dem guten Manne nichts, sein Gesuch wurde „abschlägig beschieden". Aber ein richtiger Branntweinbrenner läßt sich so leicht nicht unterkriegen, er rekurrierte an das hohe Kanzleramt. Eine förmliche Denkschrift verfaßte er, in der dargetan wurde, wie viele tausend Geschäftsleute, z. B. für die baldige Erlangung des Seelenheiles der Mitmenschen viel weniger leisteten als er und sich dabei doch einer weit höheren Steuerbemessung zu erfreuen hätten. Ja manchem dieser armen, unbedeutenden Leute würde die Besteuerung sogar drückend, während er, der Branntweinfabrikant, ein wohlsituierter, stets treuer Staatsbürger sei, somit auch sein volles Staatsbürgerrecht beanspruche — eine entsprechende Steuervorschreibung. Das Kanzleramt ließ eine Untersuchung einleiten, durch die sich zwar die Wahrheit des Angeführten bestätigte; doch der Bescheid lautete, daß nach Gesetzparagraph so und so eine Erhöhung der Steuer nicht bewilligt werden könne. — So kann mancher Mensch trotz aller Strebsamkeit und Tüchtigkeit sein Recht nicht finden.

In welchem Lande hat sich das begeben?

In Schlaraffien.

Vor kurzem in Pola fragte ich einen jungen Straßenarbeiter nach der Via Monte Rizzi. Er antwortete in einer Sprache, die ich nicht verstand. Es war

slawisch. Als er meine Ratlosigkeit sah, fragte er: „Sprechen Sie Deutsch, Italienisch oder Kroatisch?“ Da antwortete ich: „Deutsch“. So erklärte er mir freundlich und in gutem Deutsch die Richtung, die ich zu nehmen hatte nach genannter Gasse. Ich schämte mich ein wenig. Mir, einem Sohne des großen deutschen Volkes, der nur eine Sprache kann und, wie germanistische Schulmeister wissen wollen, nicht einmal die ordentlich, stellt ein gewöhnlicher Arbeiter die Wahl, in welcher Sprache ich mit ihm reden wolle. „Welcher Nation gehören Sie an?“ fragte ich ihn. „Nation?“ sagte er kopfschüttelnd, „mein Vater war ein Deutscher, meine Mutter eine Kroatin und hier spricht man Italienisch.“

Das waren bange Stunden in Pola. Von zwei lustigen Enkeln kindlich umgaukelt, denen ich zur Zeit den Vater ersetzen sollte, der im südlichen Dalmatien auf seinem Schiffe Wacht an der Grenze hielt. So blickte ich von der Terrasse des hochgelegenen Hauses über die Stadt hinweg auf den Hafen, der mit kampfbereiten Kriegsschiffen besetzt stand. Der Himmel war schwer bewölkt, es atmete schwüler Schirokko vom Meere herein. Da eilte meine Tochter die Treppe herauf mit der neuesten Nachricht, in Belgrad sei der österreichische Gesandte ermordet worden! — Das ist der Krieg. Ich lief in die Stadt hinab, das Gerücht schwirrte durch die Bevölkerung, aber die Leute waren ziemlich ruhig. Der deutsche Marineoffizier schritt ernst schweigend durch die Straßen, der italienische Kaufmann waltete beredsam seines Geschäftes; der kroatische Arbeiter verrichtete wie sonst sein Werk. Da kamen schon neue Gerüchte: Die Montenegriner beschießen von ihrem Gebirge herab österreichische Kriegsschiffe. Italien schiebt seine Flotte gegen Pola vor. Da war auch mein Plan fertig: Mit der Familie nach Graz! — Und ein weiteres Gerücht: Bei

Steinbrück ist die Südbahn unterbrochen. — Nun also! Von allen Seiten bedroht und obendrein gefangen! — Ich ging nach Hause, sagte aber nichts von dem, was zu hören war; das heitere Spiel der Kinder ergötzte mich nicht mehr.

Nochmals ging ich in die Stadt. Da mußten ja schon die Extrablätter fliegen, da mußte ja schon ein fluchtartiges Treiben anheben, da mußten ja schon die Leute ihre Sachen zu sichern trachten. Aber nichts flog, nichts hub an und nichts trachtete anders als an gewöhnlichen Tagen. Nach kurzem waren die Gerüchte abgeflaut. — Unheimliche Krankheit der Volksseele, in der solche Fieberphantasien rege werden; der das Wirkliche noch zu wenig ist und die neue, oft ganz unmögliche Schrecknisse ersinnt, um darin zu schwelgen. Und sind solche Gerüchte dreimal besprochen, hat sich der erste Rausch erschöpft, dann ist man gleichsam auch schon vertraut mit dem Verhängnis und bleibt im gewöhnlichen Geleise. Der Schrecken, die Furcht müssen doch auch so eine Art von Genuß sein, weil sie sogar künstlich erzeugt und auf eigene Rechnung und Gefahr verbreitet werden.

Knapp vor diesem Tagebuchschluß hat es der Kronprinz Schorschl von Serbien seinem Vater, seiner Regierung und seinem Volke glauben müssen, welche Schweinereien er in seinem Lande angerichtet hat. Nachdem der schlagfertige Prinz seinen Kammerdiener erschlagen, ist er gezwungen worden, dem Thron von Serbien zu entsagen und das Land zu verlassen. Das heißt, er ist — trotz höflicherer offizieller Darstellung — gestürzt und verjagt worden. Aber der Junge geht nicht. Unmittelbar drauf haben die Mächte Österreich-Ungarns Besitznahme von Bosnien und Herzegowina anerkannt und Serbien zu gleicher Anerkennung gezwungen. Die Tragikomödie ist aus, wir können nach Hause gehen.

Aber wir zögern. Es kommt noch was. — Viele sagen, wir wären im Reinemachen unterbrochen worden, und gerade vor dem Feste. Vielen tut es leid, daß der Feldzug nicht zustande kommt. Er wäre — sagen sie — doch nur verschoben. Zugegeben, denn alle Kriege, die nicht stattfinden, sind — verschoben. Frieden ohne irgendwelchen möglichen oder drohenden Krieg gibt es nicht. Die Menschen sind einmal so, das äußerste, was sie vernünftigerweise tun können, ist, jeden Krieg solange als nur immer möglich hinauszuschieben. Freilich muß gesagt werden, daß unser treuer Bundesgenosse und unsere Waffenbereitschaft es waren, die den Mächten die Anerkennung abgetrotzt haben. Was wir bei der ganzen, verzweifelt kritischen Geschichte, in der es die Monarchie mit Europa zu tun hatte, unserer klugen und korrekten Diplomatie, vor allem aber dem Deutschen Reich zu verdanken haben, das bleibe unvergessen.

Hier wieder eins aus früheren Jahren.

Recht gemütlich hatten wir uns unterhalten, auf der Strecke Wien—Prag, der Kondukteur und ich. Er sprach deutsch, und die paar böhmischen Lichter, die er hie und da seiner Mundart aufsetzte, brachten mich nicht aus der Fassung. Der Mann besorgte mir schließlich ein gutes Schlafcoupé, das ich erst verließ, als der Zug still stand und die Station „Praha!“ ausgerufen wurde. Es graute der Morgen, ich öffnete das Fenster und fragte meinen Kondukteur, wie lange der Aufenthalt dauern würde.

„Dvacet minut!“ antwortete er kurz.

In der Halle stand der Frühstückstisch. Da ich die Antwort nicht verstanden hatte und also über den Aufenthalt im Unklaren war, so rief ich dem Kellner zu, mir eine Portion Kaffee ins Coupé hereinzugeben.

„Nix deutsch!“

Ich wiederholte meinen Wunsch.

„Přejete si snídaní?“ fragte der Kellner.

„Ich bitte, mir eine Tasse Kaffee in das Coupé hereinzugeben!“

„Zde se nemluví německy!“ antwortete der Kellner und tat weiter nichts desgleichen.

„Aber wir haben nicht lange Zeit, nicht wahr, Herr Kondukteur?“

„Zde se nemluví německy!“ wiederholte auch dieser scharf. Dann bedeutete er tschechisch, mir Kaffee in den Wagen zu reichen, was der Kellner nach langem Zögern tat.

Ich begann ruhig zu frühstücken. Der Kellner stand vor dem Fenster und sagte: „Prosím pospěšte si!“

Na, dachte ich mir, mein lieber Böhm', du wirst noch recht gut mit mir deutsch sprechen, bevor wir auseinandergehen! — Und genoß gelassen meinen Kaffee.

Der Kellner wurde ungeduldig und rief: „Prosim pospěšse si, vlak brzi objede!“

Ich tat nichts dergleichen. Mit lebhaften Gebärden rief er mir tschechische Worte zu, denn der Zug wurde bereits abgerufen. Endlich reichte ich ihm das Geschirr hinaus und nickte: adieu!

Da schrie er grell: „Kaffee kostet vierunddreißig Kreuzer!“

„Wiiie?“ fragte ich hinaus.

„Vierunddreißig Kreuzer!“ wiederholte er in höchster Erregung.

Ich deutete ihm mit den Händen: „Nix deutsch!“

Der Zug setzte sich in Bewegung. Der Kellner stand händeringend bei seinem Kaffeetisch in der Halle. —

Allzulang wollte ich aber doch nicht der Schuldner des Prager Kellners bleiben, und bei Aussig, als mein Kondukteur des Deutschen wieder mächtig war, bestellte

ich ihn, auf seiner Rückfahrt meine Kaffeerechnung zu begleichen. — So was nennt man Nationalpolitik.

Mein Lebtag habe ich mich viel herumgebalgt mit der Welt. Alles, was mir verderblich schien, wollte ich abbringen. Alles Schlechte und alles Dumme. Mit Stecken habe ich zugeschlagen und mit Peitschen. Verrückte Staatseinrichtungen, gesellschaftliche Unsitten, kirchliche Unbräuche, religiöse Verbortheiten, wenn sie mir dem Ganzen schädlich schienen, habe ich niederringen wollen, in Ernst und Spott, gegen selbes wirken mit künstlerischen Mitteln, mit Spaß und Tragik, mit gütigen Worten und in zorniger Rede. Der Lehrer hat in mir den Künstler erschlagen, und das war recht von ihm. Ob es den Mitmenschen was genützt hat, kann ich nicht überschauen. Geschadet hat's wahrscheinlich niemandem als — mir selber. Und doch auch mir hat dieses Aufschreien genützt, denn sonst hätte ich daran ersticken müssen. Manches Korn fällt doch auf guten Boden und erzeugt eine heilsame Frucht, die sich wieder vervielfältigt. Und schon die Unruhe, die ein brennendes Wort erzeugt, ist was wert. Ein faules Ausruhen auf Niedertracht oder ein klarer Kampf gegen Schlechtes — was ist köstlicher?

Bei dieser Gelegenheit darf ich wohl auch gestehen, wie ich mich mit mir selbst herumgebalgt habe. Denn in mir gibt es im kleinen dieselben Niedertrachten und Dummheiten auszurotten wie in der weiten Welt. Es wäre oft besser, das gar nicht zu erkennen, als es zu sehen und doch nicht überwältigen zu können. Recht zu denken und nicht recht zu handeln, das gibt den größten Zwiespalt. Und doch muß man sich und andere zu diesem Zwiespalt aufwecken. Sonst könnte sich die Läuterung nie vollziehen, die uns einen weiteren Aufstieg möglich macht.

Übe deine Seele beizeiten, auf andere Menschen überzufliegen, dann erwarte ruhig den Zusammenbruch deines Leibes.

Ein verbummelter Literat, der bisher nur leichtfertiges, geschmackloses Zeug geschrieben hatte, gestand mir, er wäre bekehrt worden vom alten Goethe. Auf einer Reise hätte er wieder einmal den „Faust“ gelesen, und zwar nur wegen des Mephistopheles, der stets sein Liebling gewesen. Diesmal habe er gefunden, daß auch das Übrige in dem Werke nicht übel sei. Er fand, daß, wenn man sich einige Mühe gäbe, auch an diesem Dichter Vorzüge zu finden wären. Er las hierauf den „Götz“, den „Clavigo“, er las Goethes Gedichte, Romane und Epen bis zu „Hermann und Dorothea“, er las alles. „Ich habe was gelernt“, so schloß er sein Bekenntnis.

„Jetzt werden Sie wohl anders schreiben?“ fragte ich.

„Nein“, sagte er.

„Aber es hat sich doch Ihr Geschmack gebildet?“

„Gewiß.“

„Was werden Sie also von jetzt ab schreiben?“

„Gar nichts mehr.“

Es scheint, daß man das Abnehmen der Sehkraft nicht so schmerzlich empfindet, als das eines andern Sinnes. Wenn ein alter Mensch zum Beispiel in die Landschaft hinausblickt, so nimmt er es nicht eigentlich wahr, um wie viel schlechter er sieht als einst. Er sieht lange nicht mehr so klar das Ganze, nicht mehr so scharf das Einzelne. Aber die Erinnerung vervollständigt das, was er jetzt sieht, zu dem, was und wie er früher gesehen hat. Die Gewohnheit sieht in ihm noch weiter. Erst wenn er einen bestimmten einzelnen Gegenstand genau sehen will, merkt er die Unzulänglichkeit seines Auges. Wenn wir vor einem Landschaftsgemälde

stehen, das an der Wand hängt, und darin den Baum betrachten, so sehen wir den Baum ganz vollkommen, wie er in der Natur steht. Schauen wir näher hin, so ist es ein Klecks und nicht ein einziges Blatt vorhanden. So wird auch hier ein früher Gesehenes unwillkürlich aufs Bild übertragen. Das gemalte Bild ist vielleicht nur eine Anregung zur inneren Reproduktion eines früher Geschauten. Und ist es nicht auch so mit dem verschwommenen ganz unvollkommenen Bild, das ein altes schwaches Auge sieht, wenn es in die Landschaft hinausschaut? Man kann also vielleicht sagen, auch dem Erblindeten ist das Licht nicht verloschen; er sieht bei jeder Anregung alles nach, was er je gesehen, die Anregung braucht nicht einmal vom Auge zu kommen.

Haben wir durch Erfahrung nur erst genug inneres Leben in uns gesammelt, dann mögen uns die Sinne verlassen, wir genießen doch sinnlich fort, sehen ohne Auge, hören ohne Ohr und sind nicht so freudlos, als andere glauben. — Darum lasset das innere Leben nicht verkümmern!

In einer unserer Schutzvereins-Ortsgruppen wollte man ein Mitglied ausschließen. Es war zwar ein geachteter Mann, gegen den nichts Schlimmes vorlag, der ja seit vielen Jahren Mitglied des Vereines gewesen und denselben unterstützt hatte. Aber es war jetzt aufgekommen, daß er — Jude ist. In dieser Angelegenheit um meine Meinung befragt, konnte ich nur folgendes antworten: Nach meiner Meinung entscheidet auch in der sittlichen Auffassung des Nationalen die Gesinnung und nicht die Rasse. Ein geborener Jude oder Slawe, der für deutsche Art und Sitte fühlt und wirkt, ist ein besserer Deutscher als ein geborener Germane, der bei jedem kleinen nationalen Opfer, das von ihm verlangt wird, hinter die Büsche kriecht. — Im übrigen, wer ist

bei dem Völkergemenge unserer Länder seines Blutes ganz sicher? — Das, was wir meinen und wollen, liegt vor allem im deutschen Leben mit seiner Gesittung und Treue, in der deutschen Sprache mit ihrer Literatur. Jeder, der diese Güter hat und mit uns leben will, soll willkommen sein.

Ich habe Geheimnisse, die man nicht gerne unter vier Augen, oder brieflich jemandem mitteilt. Am liebsten noch lasse ich sie drucken. Wir Poeten haben nämlich den Vorteil, daß man uns das Gedruckte ohnehin nicht glaubt — es ist Dichtung. Und so kann man die Leute ganz gut mit der Wahrheit andichten. Die Dichtung genießt immer mehr Diskretion als die Wahrheit, daher muß man Wahrheit, die Diskretion fordert, für Dichtung ausgeben.

Im Sommerhause besuchte mich ein schwarzer Kohlenfuhrmann, ein Jugendkamerad. Er müsse doch einmal sehen, ob ich nicht jünger geblieben sei als er. Es schien nicht der Fall zu sein, weil er nach den ersten Augenblicken des Wiedersehens sagte: „Ja, mei Liaba! Die Zeit vageht. Hiaz kon is neama laugna, daß ih ah an olta Schrogn bi; mir sein jo mitanonder in d Schul gonga." Dann betrachtete er mein Zimmer, besonders hingen seine Augen an den vier Wandkästen mit den Butzenscheiben. „Was du für schöni Kastn host!" — „Willst wissen, was drin ist?" fragte ich. — „Do war ih scha gleih neugieri." — „Wegnehmen wirst mir ja nichts, wenn ich dich hineinschauen lasse." — „A na, sebi nit", lachte er heiser, „oba wisseri bin ih, wos die herraschn Leut lauta für schöni Sochn hobn." — „Das sollst du sehen." Ich machte am ersten Kasten die Doppeltür auf. Er tat einen Überraschungspfiff: „Büachla! Da gonz Kostn bramelvul Büachla!" —

„Gelt!“ — „Ih hon eh ah oans dahoam. Oans hon ih eh ah.“ — „Wie heißt's denn?“ — „Ih, Johann Ladenhofer.“ — „Nein, wie dein Büchel heißt.“ — „Ah ja so. Wias hoaßt, se woaß ih nit. Mi zimpp, as is s ersti Blatl scha weckgrissn.“ — „Was steht denn drin in deinem Büchl?“ — „Se kunt ih wul nit sogn.“ — „Hast du es nicht gelesen?“ — „Amol hon ih wul a wenk glesn aussa. Unseroans vagißt glei olls wieda.“ — „Der Mensch muß eine geistige Anregung haben“, sprach ich. — „De hon ih eh ah,“ antwortete er und schob sich dann gegen den zweiten Kasten hin, worauf ich sagte: „Wenn du mir schön tust, mach' ich den auch auf.“ Nach einigem geheimnisvollen Säumen tat ich's. — „Oh Teuxel!“ rief er, „der is ah vul Büachla. Do derffst gleih wieda zuamochn.“ — „Aha!“ lachte ich, „mir scheint, du spitzest auf den dritten Kasten. Von Glück kannst sagen, wenn ich dir auch den aufmache.“ Vor seinen weitgespannten Augen tat ich's langsam und feierlich. „Geh, hör mar auf!“ schrie er, „wieda Büachla! Jo du Holbesel, wos hebst denn du on mit so viel Büachla? Sa schön aufgstößt, wia da Baur s Brenhulz ba da Wond.“ — „Nun also, jetzt hast du's gesehen,“ sagte ich und ging zum Sessel zurück. Der Kohlenführer richtete seinen Blick aber noch auf den vierten Kasten. „In den, mein Lieber“, sagte ich mit Würde, „in den laß ich nur meine besten Freunde hineinschauen.“ — „Mir sein eh olleweil guati Kameradn gwest.“ — „Deshalb laß ich dich auch hineinschauen.“ Damit ging ich und öffnete den vierten Kasten. — „Geh, du bist a Norr!“ rief er ganz gedämpft aus, denn der vierte Kasten war ebenfalls voll „Büachla“. Er blickte rings im Zimmer umher, wo nur noch der Schreibtisch stand und an der Wand Bilder hingen. „Jo, Mensch, wo host dan oftn deini ondern Sochn?“ — „Ich habe keine anderen Sachen. Der Gewandkasten und das Bett stehen

in der Nebenkammer.“ — Er schüttelte den Kopf. „Na du, do ba dir möcht ih schon ah nit bleibn. Ih schau, daß ih wieda za mein Fuhrwerch aussikim. Hiaz will dos a Herrascha sein und hot koani schön Sochn.“ — Aber ein Gläschen Rotwein dann, das hat ihn ganz zufriedengestellt. Nach dem dritten Einschenken hob er es vor meine Nase: „Du olda Schulkamerod! Do schau her! Der wa gscheida, wiar oll deini Büachla!“ — Jetzt konnte ich mir auch denken, woher er seine früher bemerkte geistige Anregung nahm.

Da schreibt ein gutmütiger Kritiker, mir, dem Poeten, bliebe ewige Jugend treu! Und das gerade zu einer Zeit, da sie mir Lebewohl sagen will. Aber die Jugend ist zum Glücke weiblichen Geschlechtes. Das Frauenzimmer macht beim Abschiednehmen immer noch ein Ständchen, sagt Behüt dich Gott, schickt sich an zum Gehen, kehrt noch einmal um auf ein Ständchen und noch einmal, bis sie endlich — weg ist. — Mich hätte sie noch einmal auf einen schönen Berg führen sollen, auf den Dachstein oder auf den Mont Blanc; hohe Ideale habe ich ja mein Lebtag gehabt und es ist gar gut, daß ich so oft aufs Sofa geklebt bin, ich hätte ansonsten mein ganzes Vermögen auf Gebirgsreisen vertan und es wäre nicht einmal etwas übrig geblieben für ein ehrliches Begräbnis des Abgestürzten. Gegenwärtig klebe ich wieder, hoffe aber doch insgeheim, daß das Frauenzimmer noch einmal umkehren wird auf ein allerletztes Ständchen.

Im Jagdhause des Waldgebirges nächtigen zwei Männer, der Gutsverwalter und der Jäger. Abends zuvor waren sie auf der Jagd gewesen und der Verwalter hatte eine Hirschkuh gefehlt. Das langsam verendende Tier peinigte ihn die ganze Nacht und er schickte

den Jäger auf Suche nach dem verwundeten Hirsch. Unverrichteter Sache kam der Mann nach Hause. Da wurde es Morgen und sie wollten wieder in den Wald gehen. Der Verwalter ging voran zur Tür hinaus, ein lebensfroher Mann. Er freute sich des aufgehenden Morgenrotes. Da blieb der Jäger, der hinterdrein schritt, mit seinem Gewehr am Türhaken hängen, der Schuß ging los, das Blei dem Verwalter am Rücken hinein, an der Brust heraus. Eine Stunde später war er tot. Ein Menschenleben vernichtet, ein zweiter armer Mensch vom Gewissen belastet sein Lebtag lang, ein schönes Familienglück zerstört, die Gemeinde eines wackeren, opferwilligen Mannes beraubt. Die lange Bergstraße hin lief rasend vor Verzweiflung die unglückliche Witwe. — Gleichsam vor meinen Fenstern hat die Tragödie sich zugetragen, die die ganze Gegend mit Entsetzen erfüllt. Aus Unvorsichtigkeit des Jägers, der sein Gewehr zur Unzeit geladen hielt? Gewiß. Aber Hauptschuld an solchen häufigen Unglücksfällen ist die Jagd an sich. — Man rechne einmal nach, ob überhaupt der Sport im Verhältnis nicht mehr Menschenleben kostet, als der Beruf?

„Der größte Schädling der klassischen Dichtung ist der **Kommentar**, der Kommentar der Gelehrten.“ So hörte ich vor kurzem einen Bekannten sagen. Das ist übertrieben. Es gibt Dichtungen, die ohne weiteres nicht verständlich sind. Aber da gehört zur Auslegung ein besonderer Geist. Wenn es dem Dichter schon nicht gelang, die Dichtung verständlich zu machen, wie soll das einem gelingen, der nicht Dichter ist! Oft aber handelt es sich nur um Erklärungen und Erinnerungen. Dann können solche Behelfe nicht einfach genug gehalten sein, sie dürfen sich nicht gelehrt ausbreiten, nicht alles sagen wollen, was der Gelehrte über das Bereich zu sagen weiß. Gelehrte wissen sehr viel, man glaubt es ihnen

auch so. Nur das, was strenge zur Dichtung gehört, aber unklar ist oder für den weniger Gebildeten einer Erläuterung bedarf, soll so kurz und einfach als möglich erklärt werden. Die persönliche Meinung des Gelehrten zu hören, wäre ja gewiß recht nett, aber wenn bei uns zwei Gelehrte über eine Dichtung sprechen, so gibt es zwei Meinungen, und da ist es nicht einzusehen, weshalb der Leser nicht eine dritte haben soll. Ich habe Dichtungen gelesen, die auf mich nur so lange elementar wirkten, als sie mir nicht ganz klar waren. Der Kommentar hat sie aus den Höhen begeisterter Empfindung in das normale Denken niedergezogen. In der Poesie ist das Wissen nicht so viel wert als das Ahnen. Und der Staub aus der Gelehrtenstube ersetzt nicht immer den Schmetterlingstaub, der einer empfundenen, wenn auch nicht immer ganz verstandenen Dichtung anhaftet. In mystische Dichtungen unserer Großen pflege ich das hineinzudichten, was ich gern drinnen habe. Darum kann ich zwischen dem Dichter und mir in den wenigsten Fällen einen Dritten brauchen.

„Wir leben über unsere Kraft!“ so liest man jetzt in den Zeitungen und den modernsten Leuten kommt dieser unmoderne Seufzer über die Lippen. Die Warnungen vor dem übergroßen Luxus, vor der krankhaften Vergnügungssucht unserer Zeit dauern schon seit Jahrzehnten; sie wurden nur verlacht und verspottet und ein Heer von Agenten zieht ununterbrochen durch die Länder, um die Leute zu neuen Luxusdingen zu verführen, ihnen immer neue Bedürfnisse anzuschwatzen. Wenn jener Geographieschüler fragte, weshalb man europäisches Festland sage, so war die Antwort leicht: Weil man in diesen Ländern nur Feste feiert. — Nun ja, jedes größere Werk wird mit einem Feste begonnen und mit einem Feste beschlossen. Jeder Verein feiert seine Feste,

jede Wohltätigkeit ihre Feste. Und es ist notwendig zur fortwährenden Aufweckung. Keine Vaterlandsliebe, kein Nationalbewußtsein, keine Kunstfreude, keine Religiosität könnte bei uns bestehen ohne Festlichkeiten. Und doch sind es lauter Feste, die nichts befestigen. Sobald man irgendeiner Idee ein Weilchen kein Fest gibt, flaut sie ab; die Sache selbst ist den meisten gleichgültig. — Von dem Luxus des täglichen Lebens, von dem dummen Prunk unserer Häuser und Einrichtungen, von der Verschwendung im Sport, von der persönlichen Genußsucht usw. will ich gar nicht reden, man käme zu tief in die Kapuzinerpredigt hinein, und die wäre ganz überflüssig. Reden hilft nichts, dreingeschlagen muß werden, und die Prügel fangen auch schon an. Schon jammert man allerorten über das ungeheure Verschuldetsein und die Unerträglichkeit der Steuern. Und noch immer neue Schulden machen. Kleinere Gemeinden puffen Tausende von Kronen, größere Hunderttausende, Städte borgen sich Millionen und Länder Milliarden. Ich wäre neugierig, wie es dann wird, wenn alles einmal oder gar auf einmal niederkracht. Vielleicht ganz lustig, allen Ernstes, besonders für die, so nichts zu verlieren haben. Aber lustig auch für die, die plötzlich erlöst werden von all den Lasten, Mühsalen, Torheiten und Sünden des Überflusses und dann in einfacheren Verhältnissen wieder echtere Menschen sein können. Doch ein allgemeiner Zusammenbruch kommt selten vor. Um so schlimmer für die Bankerotteure, die sich nur dann arm und elend finden, wenn sie sehen, daß andere noch reich sind. Jetzt wird der ganze Krempel nur noch von einem gewissen Glauben getragen. Wenn in unserer sonst glaubenslosen Zeit auch die Gläubiger einmal glaubenslos werden, dann kommt die Umkehr. Möge sie dem Zusammenbruch zuvorkommen.

Noch heute bestritt es mir einer, daß das Schulden-

machen so gefährlich sei. Gefährlich, meinte er, sei nur das Geldherleihen.

In meinem Tagebüchel von 1860 findet sich folgende Schrift: „Als Moses in der Wüste mit seinem Stabe an einen Felsen schlug, da quoll Wasser hervor. — Heute schlug der Moselbauer auf einen Fels (auf griechisch Petrus) und siehe, es quoll Wasser hervor.“ — Hübsch lange mußte ich nun nachdenken, bis mir diese Legende klar wurde. Dann ist es mir wohl eingefallen. — Der Moselbauer war ein passionierter Kartenspieler. Nun stahl ihm eines Abends der zu allem Schabernack aufgelegte Haaswirt in St. Kathrein das Spielkartenbüschel und ließ es beim Buchbinder einbinden, ganz in der Form, wie des Moselbauern kleines Gebetbuch war. Und ich, der Schneiderlehrling, dem auch der Spitzbub im Nacken saß, übernahm die Aufgabe, dem Bauer das Gebetbüchel zu stibitzen und dafür die gebundenen Spielkarten in die Sonntagsjoppe zu praktizieren. Als nun der Sonntag kam und der Moselbauer in der Kirche nach gewohnter Weise der Gemeinde laut die Litanei aller Heiligen vorbeten wollte, guckten wir Schelme vom Chore herab und sahen, wie der Bauer sein Büchel würdevoll aufmachte und — — In Krämpfen zuckten seine Hände, zuckte sein Gesicht vor Schreck, eilig wollte er das verhexte Büchel in seinen Sack stecken; er traf das Loch nicht, das Büchel fiel zu Boden, dienstbereit hub es der Nachbar auf, sah das Kartenspiel und hob es geöffnet schweigend hoch empor, daß die Versammlung sehen konnte, was der fromme Moselbauer für schöne Heilige hatte. Der Eigentümer riß es ihm aus der Hand, stürzte hinaus und schleuderte das Teufelsspiel über die Kirchhofsmauer in die Büsche hinab. Der Mann wurde dann, so oft er sich in Gesellschaft sehen ließ, tüchtig aufgezogen. Er ließ es sich gefallen und

lachte dazu. Und weil der Moselbauer so gemütlich lachte, so vermeinte ich es einmal im Wirtshaus ihm gestehen zu können, daß ich zum Schelmenstück meine Hand im Spiel gehabt. Daß er meine Schlauheit bewundern sollte! Er bewunderte sie auch und zahlte mir noch ein Glas Obstwein für den „Spaß“ und trug mir an, ihn zu nächtiger Stunde nach Hause zu begleiten. Ich tat es mit Stolz. Er hatte einen Haselstecken bei sich und als wir durch das Wäldchen gingen, blieb der Moselbauer stehen und sagte zu mir: „Mei liaba Petrus! Unsa Kortngspiel mitanond is nouh nit gor. Heind spiel ich aus! Steckn is Trumpf!“ und ließ den Stab drei- oder viermal über meine Abachseite pfeifen. Ich lief davon und dann kam — wie beim Felsen Moses — aus den Augen des Petrus das Wasser.

Ich, der sich einbildet, die persönliche Freiheit sich erbaut zu haben, soweit das menschenmöglich ist, ich bin in einer Beziehung der unfreieste Mensch im ganzen Lande. Diese Kette, wie sie noch keiner schwerer getragen hat: Das Angekreuzigtsein an die Heimat. In früheren Zeiten konnte ich ihr wenigstens auf Wochen entkommen. Fünf Wochen lang war das Längste damals, als ich, ein junger Mensch, die Reise machte durch Deutschland bis Rügen, von dort über Holland den Rhein aufwärts in die Schweiz und von dort zu Fuß zurück nach Steiermark. Jetzt gelingt die Flucht in die Welt nur noch höchstens auf drei oder vier Tage. Unterwegs, solange sich etwas mit mir bewegt, da geht's: bei der Hinreise dem Ziel der frohen Umkehr zu, auf der Rückreise immer näher der Heimat. An einem fremden Ort aber zu verharren, selbst nur eine Nacht lang, wo kein Schritt der Heimat wegen geschieht, da kommt die Qual. Es hat Zeiten gegeben, da im fremden Lande die Meinen lebten und daheim nichts war als die altgewohnte Landschaft,

die mir niemand davontragen konnte. Ich habe die Meinen besucht auf einen oder zwei Tage lang, dann mußte ich zurück. Ich wußte nicht, warum; nichts winkte mir in der Heimat, kein Mensch fragte dort nach mir, während die Liebsten mit allen Mitteln mich bei sich zurückzuhalten suchten. Sie waren mit ihren Mitteln bald zu Ende, die schönsten und liebsten Dinge wurden mir gleichgiltig, ich hatte keine Plauderlust, keine Eßlust, keine Schlafluft mehr, mir war wehe, wo ich saß und stand und ging; ich wurde krank, bis es wieder heimwärts ging. Zu Hause angekommen, war es einsam und öde, ich sehnte mich nach den Meinen, die ich so grundlos verlassen hatte. Welches Herzleid birgt schon die Erinnerung an solche Torheiten allein! Torheiten? Ist denn die Kette des Sklaven eine Torheit? Ein Schicksal ist sie. Wie anders hätte sich mein Leben entwickelt ohne das Heimweh. Denn anderseits — und es ist kaum zu glauben — ist das Plangen nach weiter Welt, nach Hochgebirge, Wüste und Meer in mir oft gewaltig gewesen. Ein Glück, daß ich zur Zeit nicht die Mittel gehabt habe, ihm nachzugeben, es wäre mein früher Tod gewesen. Hingegen weiß ich nun auch auf der schönen Welt nichts Schöneres, Froheres, als auf einer Heimfahrt das erstemal die blauen Berge wieder zu sehen, und gerade dieser Moment, wo man die Heimat noch in der Ferne hat, ist der seligste der ganzen Heimkehr. In dem Augenblick, da man die Schwelle seines Hauses übersteigt, ist die Alltäglichkeit da und man weiß nicht, weshalb das gewaltige Verlangen gewesen ist nach dieser Stätte, die an sich seelenlos und fremd, wie jede andere Stätte auf Erden ist. Man ist doch sonst nicht allzusehr der Gewohnheit Knecht. Ich vermute, bei mir ist das Heimweh nichts anderes als die Liebe zur Vergangenheit, die ja so groß ist, daß ich sie mit allen ihren Leiden jederzeit wiederholen möchte. Ja, daß ich mir

gar keinen andern Himmel wünsche als die Wiederholung meiner Vergangenheit. Und siehe, die Heimat birgt diese geliebten Erinnerungen, sie ist gleichsam das Schatzkästlein alles Glückes, das ich je erfahren. Freilich auch des Unglückes und allerlei Widerwärtigkeiten, während die Fremde mir noch nichts Schlimmes getan hat, nur Gutes erwiesen, nur Schönes gezeigt. — O du vertracktes, o du heiliges, du geliebtes Heimweh, du bist mir ein Schicksal.

Eines Abends ging ich spazieren, der Mur entlang still und froh. Der Strandweg war köstlich menschenleer. Nur ein junger Mann ging vor mir her, der einen stattlichen Hund bei sich hatte, mit dem er „Apportel“ spielte. Er brach vom Gesträuch dürre Ästlein und warf sie über die Wiese hin. Der Hund schoß wie ein Pfeil drauf los und schlug sich allemal über, ehe er den Ast erhaschte. Dann brachte er ihn dienstfroh herbei und hielt ihn schweifwedelnd in der Schnauze bereit, bis ihn der Bursche wieder an sich nahm und neuerdings hinauswarf. So ging es eine Weile fort und je erregter und hastiger der Hund apportierte, je köstlicher schien der junge Mensch sich zu ergötzen.

Dann brach er ein schwereres Ästlein, schwang es gegen den Fluß gewendet im Rade und warf es hinaus mitten auf die Mur. Der Hund nahm einen Ansatz, bellte laut und sprang nicht ins Wasser. Von der Schneeschmelze im Hochgebirge war der Fluß trübe und reißend, der Bursche aber schalt den Hund einen Feigling. Ein neues Ästlein brach er und warf es ins Wasser, nahe am Ufer, wo es seicht war. Der Hund sprang sofort hinein, fing es heraus und schüttelte sich, daß die Tropfen ringsum stoben. Der Bursche brach wieder einen Ast und warf ihn in den Fluß, aber etwas weiter hinein. Der Hund stürzte sich ins Wasser, schwamm hin,

kehrte mit der Beute ans Land zurück und schüttelte sich und lechzte vor Begierde. Der Bursche brach einen Ast und warf ihn noch weiter in den Fluß hinein. Der Hund stürzte ins Wasser, arbeitete sich mühsam durch die Wellen, kam endlich zur Stelle, hob den Kopf, schnappte nach dem dahinwogenden Holz, erhaschte es und brachte es ringend ans Land. Der Bursche schmeichelte das schnaubende Tier, das sich schüttelnd mit eingezogenem Schweif an seine Beine schmiegte, als graue ihm vor der Gefahr, der es entkommen. Er tätschelte den Kopf, nannte den Hund einen tapferen Kerl und als dieser sah, daß der Bursche noch einen dürren Ast brach, begann er zu winseln. Jener aber schwang das Holzstück und schleuderte es in großem Bogen weit in den Fluß hinaus. Der Hund ins Wasser, schwimmt mit aller Anstrengung dahin, wird von den Wellen abwärts getrieben, hebt den Kopf, um das Holz zu erspähen, ringt krampfig mit den Fluten, in denen er verschwindet, um sich wieder emporzuarbeiten. Das wiederholt sich einigemal, dann nichts als Wellen. Zwei Beine schnellen noch empor, der Kopf taucht wieder auf, noch einmal und ein drittesmal — nicht mehr.

Der junge Mensch am Ufer ruft laut: „Sultan! Sultan!“ Als ob ein im Wasser Versunkener etwas hören könnte! Und als der Sultan nicht mehr auftauchte und kein Sultan mehr war und wedelte ringsum — da schaute der Bursche dumm und stumpf drein. Stand da und starrte drein.

Ich hatte ihm vorher zugerufen: „Nicht ins Wasser hetzen, es ist reißend!“ Er hatte es nicht beachtet. Nun wendete er sich um und als er sah, jemand käme ihm nahe, bekam er Beine und lief davon.

Wer der junge Herr war? Ich weiß es nicht. Ob er in der darauffolgenden Nacht sehr gut geschlafen hat, weiß ich auch nicht. Es ist aber wahrscheinlich . . .

Heute besuchte ich die junge kranke Arbeitersfrau mit den vier kleinen Kindern. An der Haustür kam sie mir entgegen, dumpf lachend: „'s is schon gestorben!“ In der Nacht war das drei Monate alte Kind verschieden. Es war brustkrank gewesen, wie es die Mutter ist. Im sonnigen Zimmer war das Leichlein auf dem Tische aufgebahrt in einem weißen Bett, mit einem gestickten Schleiertüchlein zugedeckt. Daneben im Glassturz ein messingenes Kruzifix, das Erbstück der Familie von Geschlecht zu Geschlecht. Zur Linken des Heiligtums eine Ampel, in der das Lichtlein zart und lieblich glimmte. Zur Rechten ein Glas mit Weihwasser und ein junges Eichenblatt eingetaucht, daß man damit den Leichnam besprenge. Die Mutter schlug das Tuch zurück. Selten habe ich eine Kindesleiche gesehen, die so beredt schwieg. Daß auf einem so kleinen Gesichtlein soviel Leiden geschrieben stehen kann! Sonst sind es runde helle Engelsgesichtchen, die dem Leben schon alles verziehen und vergessen haben. Aber dieses Körperlein hatte noch nicht vergessen. Die tief eingefallenen halb offenen Augen, der Zug um die dünnen Lippen war ein schweigendes Klagen. Ist's denn nötig gewesen, daß ich gerufen ward um nichts, als um zu sterben? — Auf dem dünnen Haar des Hauptes lag ein weißes Kränzlein. Wozu mir den Kranz? Mutter, hättest du ihn bewahrt, mir wär's erspart geblieben. — Aber die winzigen schmalen Fingerchen falteten sich über dem Brüstlein, gleichsam in Ergebuug und Vergebung: Es ist ja schon vorbei. — Die Mutter lachte grell auf. Weinen könne sie nimmer.

„Und die anderen drei Kinder,“ wurde sie gemahnt, „die müssen Sie jetzt weggeben. In Kostorte. Es wird schon beglichen werden. Sie können die Kinder nicht pflegen und dürfen es nicht.“

„Die Kinder laß ich nicht von mir!“ rief sie herb

aus. „Wenn ich mich für meine Kinder nicht darf aufbrauchen, dann tragt mich gleich mit dem da hinaus!“ Ein hohles Husten folgte den Worten. Dieser Anfall brachte sie zur Besinnung und sagte ihr das, was ich nicht sagen wollte. „Der Kinder wegen, freilich — der Kinder wegen!“ sprach sie in sich hinein. „In Gottesnamen, soll mir noch das einzige versagt sein — ihrer zu warten. Leben und die Kinder meiden müssen!“ Die Hände rang sie vor dem starren Leichlein: „Lieserl, nimm mich mit auf den Freidhof!“

Wieder einmal ein graues Blatt der Erinnerung. Ich war eigentlich ganz zur rechten Zeit aufgestanden, um das Vaterland zu retten. Das Jahr 1864, als Österreich nach Schleswig-Holstein marschierte! Im selben Jahre stellte ich mich zur Assentierung in Bruck an der Mur. Die Herren murmelten einiges von zu großer Engbrüstigkeit, und daß es gut sein werde, mich noch ein Jahr laufen zu lassen. Im nächsten Jahre wurde ich in Graz zur Stellung berufen. Wie weit sich mittlerweile meine Brustverhältnisse entfaltet hatten, weiß ich nicht; es war nur davon die Rede, daß es schade sei, mich aus der neuen Lebensbahn der Grazer Handelsakademie, in die mich Wohltäter geleitet, wieder herauszureißen. Großmütig brachten die Herren des Mars dem Merkur ein weiß Gott welch empfindliches Opfer und strichen mich aus der Rekrutenliste.

Ein Jahr später kam mein Bruder Jakob zur Assentierung. Sie schienen im ganzen an ihm nichts auszusetzen zu haben, fanden aber auch keine Merkmale, die ihn für eine besonders wünschenswerte Kraft erscheinen ließen. In diesem leichten Zwiespalt fragte einer der Offiziere meinen Bruder: „Sagen Sie einmal, blieben Sie lieber da, oder gingen Sie lieber heim?“ Da wendete sich das kleine Kerlchen gegen den Offizier und sagte

schneidig: „Meine Herren, die Freiheit wär' mir lieber." „So schauen Sie, daß Sie weiter kommen", sagte der Offizier, damit war es abgetan und das Vaterland war eines Verteidigers ärmer.

1866, als alle steirischen Regimenter nach Böhmen geworfen wurden, würden wir mitmarschiert sein, und manchmal seither habe ich meinen Bruder erinnert: „Du Jakob, jener unglückliche Feldzug wäre anders ausgefallen, wenn wir zwei dabei gewesen wären!"

„Ja," antwortete Jakob da einmal, „wenn wir in einem Schachen gerade den Bismarck erwischt und ihn den ganzen Tag über in einem böhmischen Erdäpfelkeller eingesperrt hätten, so hätte es schon anders ausgehen können."

Wenn Bismarck am 3. Juli 1866, während der Schlacht von Königgrätz, in einen böhmischen Erdäpfelkeller eingesperrt gewesen wäre, und vielleicht noch der deutsche Kronprinz und Moltke dazu — welch ein Gedanke der Weltgeschichte!

Ich mache gern Ausflüge und denke mich in andere Leute hinein. Jetzt z. B. bin ich Richter. Ich habe zu urteilen über die Gauner, Spitzbuben und Verbrecher. Großmäulige Worte! Fast keiner der Angeklagten ist ein Verbrecher, der in den Gerichtssaal tritt, jeder ist ein ehrlicher Mensch, wenn man seinen Angaben glauben darf. Erst der Richter, der das Urteil fällt, macht ihn amtlich zum Verbrecher. Das kann man sich für alle Fälle merken. — Übrigens bringt der Angeklagte dem Richter nicht geringeres Mißtrauen entgegen als umgekehrt. Jawohl, ein noch größeres. Jeder, der mit Gewalt vor Gericht geführt wird, hat das Gefühl, daß der Richter sein Feind sei, der nur auf die Möglichkeit lauert, ihn in den Arrest oder Kerker zu bringen. Ich als Richter arbeite diesem Vorurteile entgegen. Ich zeige

mich — und es kostet mir keine Mühe — dem Angeklagten freundlich und gütig. Ja, ich fahre lieber den Ankläger oder den Staatsanwalt mit einer Derbheit an, als den, der hier entschieden der schwächere Teil ist. Ich muß den Angeklagten erst überzeugen, daß ich keinerlei Vorurteil gegen ihn habe, wenn er an die Gerechtigkeit des zu erfolgenden Urteiles soll glauben können. Das habe ich von jenem Bezirksrichter in K., der jeden Kläger anschnauzte, den Geklagten aber in gemütlichster Weise behandelte, um ihn schließlich doch zu acht oder vierzehn Tagen Arrest zu verbiegen. So, daß ein Wilddieb ihm einmal, als der Richter den anklagenden Jäger herb angefahren, ins Gesicht gesagt hat: „Ich bitt, Herr Richter, san S' liaber mit mir grob, is ma liaber, wia nochher sitzn."

Derselbe Richter war aber durchaus nicht höflich mit einem armen Kleinhäusler, der ihm aus seinem Garten Kohlköpfe gestohlen hatte. Er verdonnerte ihn zornig in die Dielen hinein, warf ihm allerlei übelklingende Titel in die Ohren, um schließlich zu sagen: „Wenn Sie noch einmal stehlen, so sperre ich Sie ein. Trollen Sie sich!"

Jetzt streiten sich die Blätter, die auf einer zweitausendjährigen christlichen Kultur zu fußen glauben, herum, ob Jesus wirklich gelebt habe. Das ist schon nicht mehr Sekt und nicht mehr Cognac, das ist Fusel. Dümmer können solche „Historiker" ihren Beruf nicht mehr bloßstellen. Sonst ist es die Aufgabe der Geschichtswissenschaft gewesen, den Lebenslauf der großen weltbewegenden Gestalten aufzuzeigen, klarzustellen. Da die Weltgeschichte so weit fertig wäre, die modernen Gelehrten aber doch auch etwas zu tun haben wollen, so müssen sie das Bejahte verneinen und wissenschaftlich beweisen, daß die historischen Persönlichkeiten, von denen wir leben,

gar nicht existiert haben. Wenn man von Jesus Christus sagen wollte, er hat nicht existiert, sondern er existiert! so wäre die Frage hochgehoben und philosophisch wie religiös diskutierbar. — Ich meine, ein unbeweisbares Verneinen ist in diesem Falle ein frevelhafterer Aberglaube als ein nicht bewiesenes Bejahen. Wenn diese Herren schon die weltgeschichtlichen Persönlichkeiten, die so viel Positives geleistet haben, leugnen, welche Not wird es erst geben, wenn man einmal ihre Existenz und Arbeit nachweisen soll, die nur negativ gewesen ist!

Paul Busson hat einmal mit Recht die Dorfgeschichtenschreiber gegeißelt, die nach dem Idyllenmuster der Rokokozeit ganz erlogene Bauerngestalten darstellen und unmögliche Gespräche führen lassen. Man lese oder höre nur einen typischen Dialog zwischen Vater und Tochter, der nach Entdeckung der verbotenen Liebschaft geführt wird:

„Du gottvergessene Dirn! Beim Andenken an die selige Muatter schwör ich dirs: Eher soll der ewige Firn, der da auf uns oberschaut, vergehn, als das Wort vom Roßkoglbauern. Den Loisl schlag dir aus dem Sinn. Nie und nimmer gib i mein Jawort!"

„Vater! Die Liab is wia da Blitz — wanns amal im Herzn drin eingschlagn hat, kann ka Macht des Himmels und der Erde das Feuer mehr löschn. I kann vom Loisl net lassn!"

So tadelt Busson. Wenn er nun nur auch angeführt hätte, wie in diesem Falle unsere Bauersleute in Wirklichkeit sprechen. Alle Bauern sprechen natürlich auch nicht gleich. Ist es ein gemütlicher Vater, so wird er auf die Entdeckung einer unliebsamen Liebschaft zur Tochter sagen: „Schau, Dirndl, däis muaßt dein Bodan nit ontoan. Der Bua, hörscht ma, is zan orbatn nit viel nutz und hot olli Sunta sein Rausch. Kinamentscha

ſul er ah ſchon a por hobn. Do müad ih wul ohredn, ſo long ih an Aug ouffn hon!"

Daraufhin wird das Dirndl wahrſcheinlich ihr Schürzel ins Geſicht drucken und wird ſagen: „Mir gfollt er holt amol gor ſou viel guat und is s ah olls balougn, wos d Leut iber eahm aufbringen. Bitt gor ſchen, Voda!"

Sind Bauer und Tochter Steinſchädel, ſo wird das Geſpräch ungefähr ſo lauten: „Wanſt ma däis ontatſt, Dirn, daß d den Lumpn nahmſt! Nochha kunts mitn Bedlſock gen, ih war bei Voda neama. Du heiratſt mar an ondern, daß d as woaßt!"

„Ih ſch . . . afn Bodan. Ih heirat oan der mir paßt."

„s Maul holt, Frotz, dreckada!" und ſo weiter.

Das iſt naturwahr, aber ſchön iſt es nicht. Der Bauer, wenn er in die Literatur kommt, muß ſo gut ein wenig ſtiliſiert werden, wie der Städter oder wer immer. Genau ſo, wie es in Wirklichkeit vorkommt, darf die Kunſt, wenn ſie es ſein will, nichts bringen, es wäre unerträglich. Daß der rohe Bauersmenſch nicht mit dem „ewigen Firn" kommen darf, oder mit dem Blitz, „der ins Herz einſchlagt", das verſteht ſich. Wenn ein Dichter Bauern in die Öffentlichkeit führen will, ſo müſſen es echte Bauern ſein, aber das Sonntagsgewand ſollen ſie anhaben. Ausnahmen höchſtens für ſolche — die gar kein Sonntagsgewand haben.

An meinem Bettler unter der großen Roßkaſtanie komme ich nie vorbei. Er iſt zu gemütlich. Wir ſchwätzen manchmal eins miteinander, wobei ich bisweilen anzüglich werde. Alſo heute:

Da haben S'. Sie werden s ja gewiß wieder verſchnapſeln."

„Verſchnapſeln, ſagn S'? Lieber Herr?" antwor-

tete der Bettler und schaute schief auf die kleine Münze hin, die noch auf der Hand lag. „Was soll ich denn sonst machen damit? s Essen han ih im Stift, s Bett im Armenhaus, s Gewand krieg ich von Verwandten. Ist ja Ableger, sehns eh. Geltn S, wegn ein Tröpfel Branntwein werdn S' mir nöt bös sein. Tut so viel schön herzwärmen, hi, hi!"

Da habn S' noch eins. Weil S' so aufrichtig sind."

„Gott vergelts. Werd schon fleißig —"

Im Weitergehen hörte ich das letzte Wort nicht mehr, sagte er: fleißig beten, oder: fleißig schnapseln?

Wir sind gleich bereit, zu sagen: Ei was, ich gebe dem Kerl nichts, er vertrinkt's ja doch! — In Gottsnamen, so trinkt er halt seine zwei Stamperln des Tag's. Soll denn so ein armer Hascher gar keine Freude haben? Billiger kriegt er keine.

Ich wüßte mir als Bettelmann zwar andere Freuden und noch billigere. Aber solche Leute sind einmal so, man ändert sie nicht mehr. So gönne man ihnen in der frostigen Einsam des Elendes manchmal das leidige Fünklein „zum Herzwärmen."

Gestern starb im Dorfarmenhause ein alter Mann, der sehr verlassen auf der Bahre liegt und dem keiner den „Weihbrunn" an den Kopf sprengen will.

Vor ungefähr fünfzig Jahren habe ich ihn kennen gelernt; wir hatten in seinem Haus eine Schneiderschicht aufzuarbeiten. Da war es so nett und gemütlich gewesen. Die Leute arbeiteten fleißig, und an den Feierabenden trieben sie Späße, die junge Bäuerin konnte schön singen und der Bauer tat gern mit einem bißchen Stolz dar, daß seine Wirtschaft nicht schlecht gehe. Den Dienstboten zahlte er anständig den Lohn aus und sie baten ihn, ihnen ihr Geld aufzuheben, bei ihm sei es am sichersten. Er war von der Nachbarschaft geachtet, und bei der Ge-

meinde-Richterwahl wählten sie unsern Sämbauer, so jung er auch noch war. Aber es gibt Leute, die das gute Wohl nicht vertragen können. Der Sämbauer kaufte einem Nachbarn, der abgewirtschaftet hatte, den Hof ab und nun war er Großbauer und hatte sogar eine eigene Jagd. Jetzt gönnte er sich wöchentlich mehrere Feiertage, ging ins Wirtshaus, um sich als Großbauer anschauen zu lassen, gab Jagden und strich natürlich auch selbst mit der Büchse um. In einer abgekommenen Köhlerhütte hielt er sich eine rothaarige Dirn. Wenn man zwei Höfe hat, so muß man auch zwei Weiber haben! Mit solchem Scherz begegnete er dem Tadel der Leute. So ging es eine Weile fort, da wurde ihm das Gebirge zuwider, obschon er in demselben geboren war; er verkaufte sein Doppelgehöfte und zog in das Tal, wo es lustiger ist. Die Gegend, ja, die ist hier schön, weit, frei und belebt, aber das im Tale neu angekaufte Haus war ein alter Holzbau, der zu anderen gemauerten Häusern der Nachbarschaft nicht gut stand. Er ließ ihn niederreißen und dafür ein fast schloßähnliches Gebäude aufführen, um denen im Tal zu zeigen, was die vom Gebirge vermögen. Als das stattliche Haus fertig und mit entsprechender Vornehmheit eingerichtet war, hatten die wirtschaftlichen Zustände des Mannes sich gerade so weit entwickelt, daß dieses Haus mit allen dazugehörigen Grundstücken vergantet werden mußte. Die Gläubiger nahmen ihm alles weg, bis auf ein Pferd und einen Karren, mit dem der ehemalige Sämbauer auf der Straße nachher Lohnfuhrwerk trieb. Sein Weibe — das richtige — war aus Gram gestorben. Jene Dienstboten, die ihm einst ihr Geld zum Aufheben gegeben hatten, wollten es nun zurückhaben. Aber der alte Sämbauer wußte nichts davon. Da jedes einzeln und heimlich ihm das Geld überlassen hatte, so konnte keines Zeugenschaft aufbringen. Eine alte Magd hatte so viel Schneid und

ging ihn klagen auf Herausgabe ihres Geldes. Sie gewann den Prozeß, aber der Sämbauer konnte nichts geben, weil er nichts mehr hatte — gar nichts mehr — denn mittlerweile war ihm auch das seiner persönlichen Pflege zugefallene Pferd verendet. So hat die alte Magd ein neues Paar Schuhe und ihr Seidentuch verkaufen müssen, um einen Teil der Kosten des gewonnenen Prozesses zu bezahlen, der Rest wurde ihr nachgelassen. — An die zehn Jahre lang brachte der abgehauste Sämbauer sich nun mit Tagewerken fort, machte aber in jeder Woche so viele blaue Montage im Wirtshaus, daß er häufig die Arbeit verlor. Dann versuchte er es mit dem Betteln. Er bettelte in den Wirtshäusern, wo er sein Geld vertrunken und verspielt hatte, in den Häusern, in denen er einmal der Herr gewesen war — es kleckte nicht. Das Betteln zahlte sich erst aus, als er alt und gebrechlich wurde. Aber dann taten sie ihn ins Armenhaus. Hier wollte er eine Stube für sich haben; der einstmalige Großbauer, der selbst schöne Häuser gebaut, würde doch eine Stube für sich haben können, meinte er. Aber das half nichts. — Indes, heute arbeitet der Schreiner schon den ganzen Tag, um ihm eine Stube für sich zu zimmern Die Leute sagen im Vorübergehen: „A so, der alte Sämbauer ist gestorben. Ist gut weg."

Damals vor fünfzig Jahren hätte ich mir nicht gedacht, daß der zur Zeit arbeitsame, muntere und ehrengeachtete Mann eine solche Nachrede haben würde.

Saßen unser drei im Garten, als ein Hochzeitszug vorbeijauchzte. Alte Leute reden, wenn sie einen Hochzeitszug sehen, gerne vom Sterben.

„Blöde ist das eingerichtet", sagte der eine, „daß im Menschenleben das S c h l i m m s t e j u s t z u a l l e r l e t z t kommt, das, was am meisten weh tut."

„Guter Herr", sagte der andere, und das war der

alte Straßenschotterer, „sölts is ja grad gscheit. Da verlaßt einer das Leben um so liaber. Denkens Jhna, wenn die metsüaß Lustbarkeit zletzt tat kema, so a Hochzeit oder was, da möchts Sterbn wohl noh viel bitterer werdn. Nit?“

Einen Mann, der das Jahr vorher seine Kinder verloren hatte, zwei Knaben von drei und vier Jahren, fragte jemand taktlos, wie er den letzten Weihnachtsabend zugebracht habe.

„O Freund, ich habe mir was Schreckliches angetan!“ antwortete er, „im Gedenken an die glücklichen Abende der letzten Jahre, in Liebe zu meinen toten Kindern habe ich auch heuer einen Tannenbaum aufgestellt. Aber wie war es dabei? Meine Frau sah ihn kaum, so fuhr sie zurück, als habe man ihr ins Gesicht geschlagen. Dann ging sie weinend auf ihr Zimmer und ich war bei der Herrlichkeit allein. Ich sage dir, nichts Traurigeres habe ich erlebt in meinem ganzen Leben als diesen Christbaum ohne Kinder. Mit einem Stock schlug ich die Lichter herab und trat sie mit den Stiefeln tot. Nichts Weichliches fand ich mehr in mir, nur Zorn, nur Wut gegen das Schicksal, das uns in bodenloser Bosheit unser Liebstes genommen hat.“

Diese herzdurchschneidende Klage hat es mir wieder klar gemacht, was für uns andere die jungen, kleinen Menschen bedeuten. Unseren Festen fehlt die Seele, unserem Leben der Inhalt, ohne Kinder.

Was aber geschieht nun weiter? Dem Mann will es keine Ruhe lassen, daß er den Christbaum mißhandelt hat, den Baum, in dessen Zweigen die Seelen seiner verstorbenen Kinder heimen. Er findet keinen Schlaf, keinen Frieden, bis er aus dem Hofwinkel den geschlagenen Baum wieder hervorholt, aufrichtet, mit hellen Bändern schmückt, mit neuen Kerzlein besteckt. Dann holt er ein

armes Mädchen ins Haus, ein kleines, dem vor Wochen die Mutter gesagt hatte, das Christkindel würde kommen. Es war aber nicht gekommen und die Mutter hatte man in das Krankenhaus gebracht. So wartete das Kind noch immer auf den Christbaum. Und nun stand er da, der heilige Baum, und hatte viele Lichter und schöne Sachen. Die Frau des Mannes aber kam nicht herbei, sondern klagte schreiend, wie er ihr das habe antun können, mit einem fremden, schmutzigen Balg ihr die liebe Kinderstube zu verleiden, als ob die eigenen Kinder schon verdrängt wären. Eine dumme Duselei sei es und nichts weiter.

Es verging die Zeit. Der Mann war ruhig geworden, aber die Frau versank in ein noch tieferes Leid. Sie schmückte das Grab, sie hegte die leer gewordenen Kleidlein, sie hielt die hinterbliebenen Spielzeuge wie ein Heiligtum. Aber ihr Schmerz wurde nicht geringer.

Mittlerweile war dem armen Kinde die Mutter gestorben. Da ward die Frau geweckt, sie ging hin, nahm die kleine Waise und führte sie in ihr Haus, in die Stube, wo einst ihre eigenen Kinder gespielt und gejubelt hatten. Das kränkliche Kind brachte ihr Sorge und Kummer, der Kummer brachte die Liebe, und mit ihr kam in das wunde Mutterherz der Friede.

Unserem Hause aber fehlt die Seele, unserem Leben der Inhalt, ohne die Liebe.

Die Meinigen behaupten, ich schnitte allemal ein saures Gesicht, so oft die Post Pakete mit irgendwelchen Spenden bringe. Es mag wohl so sein, weil die Retournierung immer Umstände macht. Denn ich brauche nichts. Geschenke zerstören die Freundschaft, wenn man nicht zurücktut. Man kann so viel beschenkt werden, bis man bettelarm ist. Hundert freundliche Menschen schenken dir Kleinigkeiten, die du nicht brauchst, dafür sollst du

jedem der hundert Spender auch eine Kleinigkeit schenken. Einer gegen hundert! Ist es dann ein Wunder, wenn das Gesicht sauer wird?

Eines Tages vor Weihnachten kam ein niedliches Holzkistchen an. Es hob sich ziemlich schwer. Was kann da wieder drinnen sein? Es steht keine Inhaltsangabe. Wer ist der Absender? Der Name ist verwischt und unleserlich. „Am Ende eine Höllenmaschine!“ sagte ich, „lasset es zurückgehen!“

Meine Töchter aber beguckten das Kistchen von allen Seiten. Die Jüngste schnupperte mit dem Näschen: „Das riecht gut!“ Da bemerkten wir an der halbverwischten Aufschrift das Wort: „Nobel“. Der Mann hat Dynamitfabriken in unserem Lande. „Nobel-Dynamit! Na, sei so gut! Fahr' ab mit dem Kastel!“

„Der Nobelpreis wird's sein“, riet die Zweitjüngste.

„Machen wir's auf!“ rief die Jüngste und hüpfte vor Vergnügen.

„Wenn's uns allmiteinander in die Luft sprengt!“ gab die Zweitjüngste zu bedenken.

Die Jüngste erteilte den Rat: „Schicken wir um einen Feind, der das Kistel aufmacht.“

Derweil waren die Töchter schon beim Zeug mit Stemmeisen und Hammer. Die Köchin und das Stubenmädel, die zur mystischen Angelegenheit herbeigekommen waren, wichen schnell zurück und flohen in die Küche, hinter Mauern, wo sie am dicksten sind. Da gellte das Geschrei: „Honig! Honig!“ Drei in Stroh wohlverwahrte Honigtöpfe wurden zu Tage gebracht. Mein Gesicht war ausnahmsweise und sachentsprechend süß geworden und doch wollte ich noch am selben Tage den Spender, dessen Karte sich im Kistel gefunden hatte und der wirklich der Dynamitwerksdirektor war — recht auszanken und bitten,

so was nie wieder zu tun. Da hatte die Zweitjüngste schon ihren Hymnus fertig für den Spender:

„In diesen Zeiten traut man nit,
Und ist es doch so wonnig.
Wir wähnten böses Dynamit,
Und fanden guten Honig,
Nun lecken wir und lecken wir,
Und dichten Jubellieder.
Und haben unser groß Pläsier,
Und lecken immer wieder!"

Wenn der Peterl, mein sechsjähriger Enkel, nicht just auf Bäumen, Hausdächern und Schiffstakeln klettert, hat er manchmal seine beschauliche Stunde. Da bespricht mit ihm einmal sein kleines Schwesterl die Erbsünde, von der sie in der Schule lernen mußten. Das Dirndel ist sehr aufgeregt über die Geschichte, mit der die Adam und Eva einen so großen Schaden getan haben. Der Peterl ist nachdenklich und antwortet endlich recht gelassen: „Die Kinder von Adam und Eva werden sich wohl geärgert haben über die Erbsünde. Wir sind sie schon gewohnt."

1910.

Die Schönheit der Zeit! Was ist das wieder für ein Hirngespinst! Wenn man von einer „schönen Zeit“ spricht, so meint man schönes Wetter, sowie man unter einer „guten Zeit“ solche Jahre versteht, in denen z. B. die Bedingnisse des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gedeihens sind. Derlei meine ich jetzt aber durchaus nicht. Ich empfinde die Schönheit der Zeit an sich. Es ist mir ein Wohlbehagen, an die Länge meiner Vergangenheit zu denken, an die vielen Jahre, die zwischen dem heutigen Ich und einem mich betreffenden Ereignisse liegen, ich empfinde dabei so etwas wie Großzügigkeit meiner Wesenheit, wie einen befreienden Abstand vom Alltag. Wenn andere darüber erschrecken, daß sie schon alt sind, empfinde ich eine lange Vergangenheit wie einen Schatz, wie ein unveräußerliches Eigentum. Alle unsere Vergangenheit, zähle sie auch noch so viele Jahre, erscheint uns wie Jugend. Also, daß ich meine persönlichen Lebensepochen mit dreißig, mit vierzig, mit sechzig Jahren messen kann, löst in mir allemal, so oft ich daran denke, ein behagliches, hochgemutes Gefühl aus, dessen Begründung mir übrigens dunkel ist. Es ist das unbegreifliche Gefühl der Schönheit. Möchte wissen, ob das auch andere so haben. Aussprechen hörte ich es nie.

Klarer ist mir die Schönheit des Raumes. In einem geräumigen Zimmer zu wohnen ist nicht bloß

deshalb angenehm, weil es Raum für weitere Bewegungen gewährt, vielen Platz für allerhand Sachen hat, oder weil man freier Luft schöpfen kann. Es ist noch etwas anderes, das mir in einem geräumigen Zimmer wohltut. Ich fühle mich in ihm schwunghafter. Ich liebe die glatten Wände ohne viel Bilderwerk und anderen Zierat, ich liebe die freien Flächen auf Tischen und Schränken. Das Vollgeräumte, die üppigen Fenstervorhänge, das prunkhafte Meublement, die sogenannten Nippsachen sind mir ein Greuel. Es stößt sich daran mein Auge, das glatt und frei hinfliegen will, es engt mein ganzes Wesen ein. Alles, was mir in der Wohnung überflüssigerweise den Eindruck des Raumes zerstört oder den Raum, wenn auch nur für das Auge, beengt, ist mir zuwider. Ein Zimmer, das für andere den Eindruck der Leerheit macht, wird für mich erst wohnlich, weil ich den Raum an sich wie etwas Heimliches und Schönes empfinde.

Daß uns in der freien Natur und auf hohen Bergen so wohl ist, hat viele Gründe; ein besonderer aber, der den meisten nicht bewußt wird, ist der weite Raum! Man glaubt, es sei die Luft, es seien die Naturdinge, die man in geringerer oder größerer Entfernung in verschiedenartigsten Beleuchtungen vor sich sieht. Aber das Geheimnis all dieser Schönheit ist der Raum. Hätten wir die Naturgegenstände in enger Nähe um uns herum, wie unausstehlich! Aber auch unendlich, unabsehbar darf der Raum nicht sein, um schön auf uns zu wirken. Eine unermeßliche Ebene ist für unser Gemüt belastend, wenn aber in der Ferne die blauen Gebirge stehen oder hoch am Himmel die lichten Wölklein schweben oder in der Nacht die Sterne leuchten, die uns eine Begrenzung des leeren Raumes anzeigen, dann empfinden wir den Raum als Schönheit. So angenehm ein weiter Raum auf uns wirkt, so bedarf er doch der Begrenzung, um ihn als

Raum zu empfinden, um in uns das Gefühl des Behagens und der Erhabenheit zugleich zu wecken. Zeit und Raum haben mit dem Schönen insoferne etwas zu tun, als sie ein wonniges Ahnen in uns wachrufen, ein Gefühl, das ja offenbar ins Bereich des Schönen gehört.

So recht empfinde ich — um ein Beispiel zu sagen — das Geheimnis des Raumes, wenn ich zur stillen Nacht in meinem Grazer Zimmer sitze, da ich erst wenige Stunden früher auf dem Stefansplatze in Wien gestanden war. Das Glanzmeer des elektrischen Lichtes, die hohen Gebäude ringsum, der Großstadtlärm, das Gedränge, all das spielt so lebhaft in mir nach, daß ich noch alles zu sehen, zu hören meine, und doch ist zwischen jenen Gegenständen und mir in wenigen Stunden ein Raum geworden, in dem Länder und Gebirge und weite, weite Ebenen liegen. Und diese Vorstellung erzeugt in mir ein sinnliches Behagen und das Gefühl der Sieghaftigkeit.

Wie mag das bei anderen sein? Vielleicht hätten da die „Kilometerfresser" was zu sagen.

„Das Angenehmste, was einem passieren kann, ist, beneidet zu werden," sagte mir Anzengruber einmal. „Nicht just, weil's einem dessentwegen gut gehen muß, vielmehr weil sich die falschen Freunde giften müssen. Und das ist doch auch was wert."

Hamerling hingegen wollte nicht beneidet werden. Er, der keines Menschen Feind war, wollte auch keine Feinde haben. Insofern war ihm der Erfolg sogar unbequem. Der Erfolg erzeugt Neid und der Neid macht Feinde. Und das nicht einmal ehrliche, offene Feinde, sondern heimliche, tückische, heuchlerische, die noch weit schlimmer sind. Gerade aus dem Freundeskreise rekrutiert dieses Gezücht. „Wehe den Beneideten! Es gibt Leute, die lieber das Verbrechen verzeihen als den Er-

folg.“ Einen ähnlichen Ausspruch hat der Dichter des „Homunkulus“ einmal getan.

Theoretisch halte ich's mit Anzengruber, der seinen Mißgünstigen mit Wonne den Ärger gönnt, tatsächlich aber mit Hamerling. Beneidet zu werden, das ist mir unheimlich. Nach jedem Erfolg, und selbst wenn ich daran völlig unschuldig bin, habe ich das Unbehagen: Gott weiß, wie viele dich jetzt wieder beneiden! Und gerade um das, woran mir stets am wenigsten lag. Denn weil es nichtige Menschen sind, so beneiden sie andere eben nur um Nichtigkeiten. An meinem inneren, moralischen Erfolg im Volke gehen sie vorüber, den verstehen sie nicht. Aber das Honorar denken sie sich so hoch, daß sie darüber nicht schlafen können. Und die Popularität, die öffentliche Anerkennung macht weniger glückliche Kollegen und Kolleginnen heimlich wütend. Nun sind aber Schlaflosigkeit und Tollwut große Übel, die ich selbst meinen besten Feinden nicht wünsche. Denen zu lieb wäre ich beinahe imstande, meine Reichtümer scheffelweise ins Meer zu werfen oder alle Kritiker und Zeitungsschreiber des deutschen Reiches, die österreichischen miteingeschlossen, persönlich zu beleidigen, damit die Neider eine Freude erführen. Solchen, die meine Bücher immer wieder nach der Schablone loben, habe ich tatsächlich schon verletzende Briefe geschrieben und in Lesestücken und Spottgedichten mich darüber lustig gemacht, weil sie vor lauter Anerkennung vergessen, meine Schriften etwas eingehender zu charakterisieren, nicht daraufhin, ob sie „gut“ oder „schlecht“ sind, sondern was sie sonst sind.

Seit einiger Zeit fängt's auch an, besser zu werden. Statt zu loben, tadeln sie, allerdings den Tadel so wenig begründend als früher das Lob, aber den armen Seelen im Fegefeuer des Neides ist damit doch etwas geholfen. Nun, mit der Zeit wird sich's schon machen.

Ob jene Sauerampferseelchen einen nicht auch be-

neiden um das wahre und reine Glück, Freunde zu haben, die einen nicht beneiden! Vielleicht können sie es nicht fassen, aber es gibt solche. So wie mir selbst der Neid eine unbegreifliche Sache ist, so habe ich Freunde gefunden, die bei allem manchmal auch kritischen Freimut ohne das leiseste Räuchlein von Mißgunst mich in Glück und Leid durchs Leben begleiten. Darunter gibt es Kollegen, die das äußere Geschick auch nicht immer gut bettet; sie lassen es nicht dem zeitweilig Glücklicheren entgelten. Sie sind und bleiben ein verläßlicher Halt. Von solchen wahren Freunden habe ich mein Lebtag keinen verloren, außer durch den Tod.

Schon seit längerer Zeit war es mir aufgefallen, daß unsere Oper so schlecht besetzt ist. Das Orchester dünn, keine frischen Stimmen. Und so seelenlos. Es war manchmal nicht anders, als ob ein Phonograph spielte.

Dann kam die Influenza. Sie war nicht schwer. Husten, Schnupfen und Kopfsausen. Und siehe, eines Morgens verschlief ich die Aufstehstunde. Es war ja alles so ruhig gewesen, kein Wagengerassel auf der Straße, kein Geräusch im Nebenzimmer. Selbst die Uhr war stehen geblieben. Beim Aufstehen stieß ich von ungefähr den Kerzenleuchter vom Kästchen, er fiel auf den Holzboden, und doch fiel er wie auf Wolle, so geräuschlos. — Was ist es denn, daß heute alles so sanft und weich anmutet? Draußen das Straßengewoge — alle Wagen „Gummiradler". Im Zimmer griff der Pendel der Wanduhr weitaus und war still. Plötzlich stand mein Töchterlein da und hatte ich doch nicht wahrgenommen, daß es hereinkam, jetzt schnäbelte es lebhaft mit den Lippen, jetzt zog es das Gesichtchen breit, jetzt faßte es mich an der Hand und zerrte daran. Im Nebenzimmer saßen die anderen beim Frühstück, ich sah sie löffeln und lachen und zu mir reden. Und ich hörte nichts.

Sie huben an, auf mich einzurufen, zu schreien, ich hörte es wie Stimmchen aus einem schlechten Telephon. Meine Frau hatte schon ein ernsthaftes Gesicht und ich verstand: „Mach keine Torheiten, Vater!“

Ich machte ja keine. Ich war taub geworden.

Anfangs kam mir die Sache fast possierlich vor. Dann wurden die Ohren bearbeitet, Versuche angestellt mit allerhand Geräuschen. Die gröbsten davon hörte ich wie einen Lärm aus der Ferne und die lebhaftesten Gespräche um mich waren, als kämen sie durch die angelehnte Tür eines Nebenzimmers. Und das Forte des Klaviers zirpte klanglos wie ein verbrauchtes Spinett aus dem achtzehnten Jahrhundert.

„'s hat dir halt 's Gehör verschlagen“, urteilten sie, „das kommt bei der Influenza oft vor und in zwei Tagen ist alles vorüber.“ Dann kamen die Hausmittel dran. Als es in acht Tagen nicht vorüber war, ging ich zum Arzt. Der untersuchte und erzeugte allerlei Geräusche und Klänge um die Ohren, um den Kopf herum. Der blieb ziemlich verstockt und da sagte mein Arzt: „Ich würde mich freuen, wenn Sie in den Ohren recht große Schmerzen hätten!“

Diese deutlich gesprochenen Worte verstand ich wohl mit den Ohren, aber sonst verstand ich sie nicht. Den Doktor hatte ich doch immer als einen guten mitfühlenden Menschen gekannt. „Wenn Sie Schmerzen hätten“, setzte er bei, „wenn eine Entzündung vorhanden wäre, so könnte es in wenigen Tagen vorüber sein. Aber ich sehe, daß es ein veraltetes Leiden ist und daß Sie sich mit dem Gedanken werden vertraut machen müssen —“

Das weitere sagte er leiser, aber ich verstand schon.

„Was eben noch möglich ist, das müssen wir zu retten trachten.“

Dann begann die Kur. Fast täglich operative Eingriffe mit Sonde und Schlauch in das Innere des Kopfes.

Da gab es wahre Orkane im Schädel, doch nach denselben war allemal wieder alles still.

Und so währte es Tag um Tag. Ich hatte sonst den Gesprächen der Hausgenossen, soweit sie nicht gerade mit mir geführt wurden, wenig Aufmerksamkeit geschenkt, sondern mich gern für die Sammlung in mich selbst entschieden. Jetzt aber, da mein Ohr nicht hörte, war ich neugierig geworden. Sah ich sie sprechen, so wollte ich auch wissen, was sie sich so angelegentlich zu sagen hatten. Es kam mir manchmal vor, als wären es Geheimnisse, die ich nicht wissen sollte, weil sie so leise miteinander sprachen. Dann ging ich ein wenig verstimmt auf mein Zimmer.

Dort ruhig im Lehnstuhl sitzend, hörte ich in den Ohren zeitweilig den Widerhall des Herzschlages. Anders kann ich das regelmäßige Pochen des Pulses, das an die Schläfe und ans Trommelfell schlägt, nicht bezeichnen. Aber zumeist war auch dieser Widerhall nicht zu spüren und dann war es still — still um mich, wie in der ewigen Ruh'.

Also wieder ein Tor zugeschlossen zwischen der unendlichen Außenwelt und dem Pünktchen, das man Ich nennt. Die Einsamkeit ist ja doch dein Fall, tröstete ich mich. Taubheit ist fast das einzige Leiden, das man nicht spürt, wenn man allein ist. Nur auf deine zwei Fensterlein gib acht, durch dieselben ergötze dich an dem stummen Marionettenspiel, das dich umgaukelt. Bist du taub, so ist die Welt stumm. Und ein ewiger Feierabendfrieden ist dein.

Aber wenn der Frühling kommt, kein Vogelsang, kein Gewitterdonnern, kein Sturmbrausen, kein Wasserrauschen. Das Rauschen des Gebirgsbaches zu hören, dafür wollte ich alle anderen Töne, Gänge und Klänge verschmerzen. Ei doch noch eins: Bei dem Gedanken

daran: Du wirst das Plaudern deiner Enkel nicht mehr hören! ist mir bitter weh geworden.

Nun begann ich auf allen Wegen den Menschen auszuweichen, besonders den Bekannten und Freunden. Von all dem Guten, was sie mir sagen wollten, verstand ich ja doch nichts. Und auf meine Bemerkung, daß ich schwerhörig sei, lachten sie oder schrieen mir die Worte ins Gesicht, wie einem Kretin, um in der nächsten Minute wieder zu flüstern und verblüffte Gesichter zu machen, wenn man unrichtige Antworten gab oder schwieg. Die mehr mit mir zu tun hatten, wurden nervös, aufgeregt und pikiert, wenn sie laut sprechen mußten und Mühe hatten, mir etwas beizubringen. Es ist oft die Tatsache bemerkt worden, daß schwerhörige Leute unliebenswürdiger und mürrischer wären, als etwa blinde. Ich glaube, die Ursache liegt nicht sehr tief. Der Taube merkt an den Leuten das Unbequeme und das Unbehagen im Verkehr mit ihm; er empfindet es, als ob er in Gesellschaft zur Last wäre, ja daß man sich geradezu über ihn lustig mache, das scheut ihn zurück und verbittert ihn allmählich.

Diese und ähnliche Leiden hatte ich noch nicht einmal erfahren, aber ich empfand sie bereits. Ich dachte nach, wie nun, gleichsam im neuen Gefängnisse, hinter verschlossenen Toren der Ohren, mein Leben einzurichten wäre. Das Unvermeidliche gelassen zu ertragen, das stand fest. Mich von der Welt und den Menschen ganz zurückzuziehen, jedoch sie um so mehr zu achten, je weniger Schlimmes ich über sie zu hören bekam, das lag auch nahe. Die ewige Stille will ich ertragen, will sie, wenn möglich, zum Frieden des Gotteshauses machen. Nur die zwei Fensterlein, die beschütze mir, mein gütiger Gott. Deine Schöpfung will ich sehen — und nicht in der Anhörung, sondern in der Anschauung Gottes, sagt die Schrift, liege die Seligkeit.

Ach, da denke ich an die lieblichen Lieder des Volkes, an die Klänge Beethovens, Mozarts, Wagners, Verdis, Kienzls, Löwes. War hier die Anhörung keine Seligkeit? Dann noch etwas. Landschaften, bildende Kunstwerke usw. kann der Blinde sich (wenn er überhaupt je einmal gesehen) nach Beschreibungen zur Not vorstellen. Geht das auch mit der Musik? Kann man sich ein Tonstück beschreiben lassen? Anderes hat verschiedene Wege, um in uns einzugehen, die Musik hat nur einen . . .

Der Mensch hat eine treue Freundin an der Gewohnheit. Wird er in ein dauerndes Mißgeschick verschlagen, sofort — schon am dritten Tage — beginnt sie zu schlichten und umzugestalten, um die Last erträglicher zu machen. Zuerst hofft man eine Weile aufs Besserwerden und bis man dessen müde geworden ist, hat die Gewohnheit ihre Arbeit vollführt. Doch bei mir kam es gnädiger. Die Taubheit ging allmählich in Schwerhörigkeit über und diese in einen noch geringeren Grad. Ich höre wieder, dumpfer und stumpfer zwar, aber taub bin ich nicht. Daß ich's einmal ein Veilchen gewesen, war ein sehr wirksamer Wink, auch für den Schall, für den Klang, besonders aber für die warme Menschenstimme dankbar zu sein.

„Zu Ihnen hätte ich Vertrauen“, sagte er weichmütig, während es schien, als schäme er sich dessen. „Das Beichtengehen habe ich mir schon lange abgewöhnt. Gibt aber halt doch Sachen, die man mit der Zeit nicht ertragen kann. Etwan weil sie schwerer werden oder weil unsereiner schwächer wird. — Aber ein schönes Zimmer haben S'.“ So unterbrach er sich, als ob ihn der augenblickliche Eindruck des Zimmers die schweren Anliegen schon vergessen ließe.

Ein mir wohlbekannter Grobschmied aus dem Murtale war's, der wegen einer geschäftlichen Angelegenheit

auf ein paar Tage nach Graz gekommen war und bei dieser Gelegenheit mich besuchte. Er hatte in der Stadt mancherlei Gänge gehabt und dabei war der Grobschmied, der seine Kraft mehr in den Armen als in den Beinen hatte, etwas müde geworden und hatte sich gedacht, er besuche den „Herrn Dichter". Es sei ihm bei diesem Herumgehen nämlich eine alte Geschichte eingefallen, die sich mit ihm früher einmal in Graz zugetragen, die ihm in schlaflosen Nächten zu schaffen mache und die er gern vom Gewissen haben möchte. — Ob ich mich nicht erinnern könne, wie ihm dazumal auf dem Grazer Bahnhof die Brieftasche gestohlen worden ist?

Nein, davon wisse ich nichts.

„Es ist geredet worden davon", sagte der Schmied. „Nur die Ursache weiß niemand als ich. Ist es Ihnen recht, wenn ich die dumme Geschicht' erzähle?"

„Aber natürlich. Wollen Sie sich dazu nicht eine anstecken!" und schob ihm das Zigarrenkistchen vor.

„Vergelt's Gott. 's ist nicht der Brauch, daß der Mensch beim Sündenbekennen Tabak raucht."

„Nun, also legen Sie los."

Der Alte neigte sich vor, stützte seine Ellbogen auf den Tisch, legte die flachen Hände an die Stirn und begann — heiser zu lachen. „Wir Obersteirer tun immereinmal gern Leut' foppen", sagte er dann. „Bin auch so einer gewest, aber seit neun Jahren foppe ich nimmer, hab' mir's abgewöhnt. — Na, gewest ist die Geschichte so. Bin dazumal nach Graz gefahren, eines Eisengeschäftes wegen war's. Hab' mich selben noch nicht so ausgekannt in der Stadt und hat mich der Donatl herumgeführt. Von einem meinigen Bruder der Sohn, der beim Militär ist gewest und für die paar Tage Urlaub bekommen hat. Ein gutmütiges Bürschel, ein wenig von der leichten Seiten, und die Zeit ist einem bei ihm nicht lang worden. Sind auch ins Theater mit-

einand, ins Wirtshaus und überallhin. So gut wie dazumal hab' ich mich selten unterhalten in der Stadt. Am dritten Tag ist's die höchste Zeit, daß ich heimfahr', schier 's ganze Geld ist beim Teuxel gewest. Da fällt's mir im Vorwitz ein: Halt, heut' foppest einen Spitzbuben! Zieh aus dem Leibelsack die leere Brieftaschen, ein alter Fetzen, und stecke sie auswendig in den Rocksack, so daß sie ein bissel herausschaut. Will doch einmal sehen, ob's wirklich so schlimm ist mit den Taschendieben in der Stadt. Unterwegs zum Bahnhof schau' ich mir noch den Zirkus an, kauf' mir nachher ein Glas Bier und auf dem Bahnhof stellt mein Soldat sich nochmals ein, um sich bei mir zu verabschieden und mir Grüße an seine Leute daheim mitzugeben. Hernach schieb' ich mich durchs Gedränge gegen den Schalter hin, um die Fahrkarte zu kaufen, zahle sie mit Silbergeld aus dem Lederbeutel, stecke den wieder in die Hosentasche und denk': „So, alte Grazerstadt, jetzt schau dir den Schmiedemeister Reffelbacher von hinten an. Nun höre ich auf einmal Getrappel in der Halle und die Leute fahren durcheinander. Was ist denn geschehen? frage ich. — Ein Taschendieb! heißt es, der Sicherheitsmann hat einen Taschendieb abgefangen. Ich taste nach meiner Brieftasche, richtig — die ist glücklich weg. Und hab' heimlich keine schlechte Freud' darüber, daß ein Langfinger in den billigen Köder geschnappt hat und dabei erwischt worden ist. Wie ich aber hinschau' — o du heilige Mutter Anna! — zwei Sicherheitswachmänner haben ihn dazwischen und legen ihm Eisen an die Hände — und ist's der Soldat, der Donatl, meines Bruders Sohn. Seine Mütze tief über die Augen herab und schnappen ihm die Knie ein. Wem was gestohlen ist, der soll sich melden! wird ausgerufen. Ich schau' daß ich durch den Wartesaal hinauskomm' zu meinem Eisenbahnzug. Da haben sie mich aber aufgehalten und geschrien: Der ist's,

dem hat er die Brieftasche aus dem Sack gestohlen und der Wachmann, der es auch gesehen, sagt: „Wahr ist's. Aber ich stoß' mit den Ellbogen die Leut' weg und sag': Laßt's mich einsteigen, ich weiß von nichts. Ein dummer Spaß ist's gewest, sonst nichts. Und wie sie den Soldaten zu mir führen, sag' ich ihm's ins Gesicht: Wegen einer Wett' ist's hergegangen, gelt, Donatl! Sind ja Vettern zusamm' wir zwei — und werden einander bestehlen. Zum Lachen ist's! Daß ich's nicht wahrnehm', hat er gewettet, wenn er mir einmal spaßeshalber so flugs heimlich — — gelt Donatl? Ist ja eh kein Knopf drinnen, sag' ich, schauts nur einmal nach in der Brieftaschen! — Na ja, da haben sie ihm freilich die Eisen wieder abgenommen und der Wachmann hat uns noch belehrt, ein andermal sollten wir solche Späße unter uns allein treiben und nicht unter den Leuten zum Ärgernis. Ich spring' in meinen Wagen und ist's mir lieb gewest, daß der Zug abfährt."

„So ist ja alles noch ganz nett abgelaufen," warf ich ein.

„Auswendig," antwortete der Grobschmied. „Einwendig freilich wohl nicht. Der Donatl hat's halt wohl recht gut gewußt, daß wir nichts verabredet haben und daß ich's weiß, daß er mich allen Ernstes hat bestehlen wollen. Und daß ich ihn nur schandenhalber herausgerissen hab. Hat sich mir auch nimmer unter die Augen getraut, sein Lebtag nimmer. Ist überhaupt nimmer heimgekommen. Nach einem Manöver haben sie ihn tot auf dem Felde gefunden. Erschossen. Aus Unvorsichtigkeit oder wie. Man hat nichts rechtes erfahren können. — Und das ist die ganze Geschichte."

Dieser Schluß war mir gerade genug. So hatte ich's nicht erwartet. „Und da denken Sie halt manchmal dran," sagte ich.

„Das glaub' ich, lieber Herr, daß ich daran denke!

Schier alle Nacht. Ist sonst ein braves Bürschel gewest, man hat nichts Schlechtes von ihm gehört. Aber leicht zu wenig Geld, wie es lustigen Soldaten schon geht. Und meine Dummheit hat ihn in Versuchung geführt wie der Teufel selber. Und ich fürcht' halt alleweil, die Geschicht' ist Ursach', daß er ist gefunden worden — die Kugel durch den Hals. Weil er wohl gar gemeint hat, ich hätt' die Sach' seinen Eltern erzählt, so hat er sich nimmer heimgewagt. Aber man weiß nichts rechtes. In unserer ganzen Freundschaft (Verwandtschaft) ist so eine Unehr' nie vorgekommen."

Während dieser Erzählung war der Mann immer betrübter geworden, nun saß er eingeknickt da, hielt seine Hände vors Gesicht.

———

Das Wort Erinnerung ist eine gangbare Münze, die sehr klein ist und die doch nicht jeder wechseln kann.

Was ist denn Erinnerung? Landläufig gilt sie als die geistige Wiedervergegenwärtigung von etwas, das vergangen ist. Wenn jemand „Erinnerungen aus seinem Leben" schreibt, so glaubt alles, er biete Darstellungen aus seiner Vergangenheit, so weit diese ihm etwa noch im Gedächtnisse ist. Mit welchem Rechte glaubt man das? Mit dem bedenklichen Rechte des Sprachgebrauchs. Man sollte sich doch einmal das Wort und seine unmittelbare, ganz offenliegende Bedeutung ansehen. Heißt es denn Vergegenwärtigung, Wiederinnewerden, Wiederdenken der Vergangenheit? Heißt es Gedächtniserweckung, heißt es Wiederkäuen längst verdauter Zeiten und Begebenheiten? Nein. Es heißt Erinnerung. Einkehr in sein Inneres. Nicht eigentlich in die Vergangenheit dieses Inneren, vielmehr in dessen Gegenwart. Es heißt sich besinnen auf sich selbst. Es heißt Wahrnehmung, Bewußtwerdung der inneren Wesenheit, nicht gerade wie sie einmal lebte und webte, sondern wie sie zur Zeit lebt und webt.

Aus dem mißverstandenen Worte kommt das Mißverstehen der Sache. Also gilt es für müßig und zumeist überflüssig, seinen „Erinnerungen“ nachzuhängen. Man meint, so jemand lebe nur in der Vergangenheit, sei ein Träumer, der sich von der fruchtbaren Gegenwart abgewendet halte, für die Zukunft weder Empfindung noch Verständnis habe, also eigentlich ein unbrauchbarer Mensch sei. Und gerade dem tüchtigen, tatkräftigen Menschen ist vor allem Erinnerung nötig. Das Erinnern auf sich selbst, das Innewerden dessen, was er will, was er kann, das Aufwecken der Kräfte. Alle äußeren Taten, wenn sie richtig sein und bedeutsam werden sollen, müssen so dem Inneren entspringen. Das ist Erinnerung.

Ein Erinnern ist es freilich auch, wenn man in seinem Gedächtnisse Eindrücke der Vergangenheit zusammensucht und wieder belebt. Aber das sind nur Wiederbelebungsversuche, die zumeist mißlingen. Die meisten Menschen trauen so viel ihrem Gedächtnisse zu und haben keine Ahnung, wie unverläßlich, wie falsch es ist, wie es Dinge und Erlebnisse oft absolut anders erzählt, als sie gewesen sind, oder sich zugetragen haben. Die Vergangenheit unterliegt der Gegenwart, das Tote dem Lebendigen, das Gedächtnis der Phantasie. Die Vergangenheit wird unwillkürlich der Gegenwart angepaßt, in die Gegenwart übersetzt und die Dinge kommen dir nicht zum Bewußtsein, wie sie einst gewesen, sondern, wie du sie heute einbildest. Folglich ist auch in diesem Sinne die Erinnerung nicht ein Zurückgreifen in die Vergangenheit, sondern eine Einschau in die gegenwärtigen Zustände deines inneren Wesens.

Solche inneren Erlebnisse sind für den, der sie erlebt, so wichtig wie die äußeren. Ja, noch weit wichtiger. Sie sind kein Zufall, sie sind sein wahres Selbst. Sie sind ein lebhaftes Empfinden seines Ich, sie sind ein neues Geschehen. Die äußeren Geschehnisse können

zwar oft Anlaß zu den inneren geben, noch öfter jedoch wird inneres Erleben die Quelle des äußeren Erlebens, so daß der Dichter sagen kann: Alles Schicksal steigt allein aus deinem Herzen. Äußere Zufälligkeiten mögen noch so gewaltig an dein Inneres schlagen und zeitweilig es erschüttern. Sie sind gering an Bedeutung gegenüber dem inneren Leben. Die Phantasie, die Freude, die Seelenqual — sie sind fast unabhängig von den äußeren Umständen — sie weben und wehen in ihrer Art fort, so daß der glücklich geartete Mensch von keinem äußeren Schicksalsschlage unterzukriegen ist, während ein unglücklich veranlagtes Innenleben durch kein äußeres Glück selig gemacht werden kann.

Vieles, was ich so in meine Bücher hineingedichtet habe, ist persönliches Erlebnis von reinstem Blute, sind Ereignisse, die zwar niemand außer mir geschehen sah, die sich in die reale Kette von Ursache und Wirkung nirgends einfügen ließen, und die sich doch zugetragen haben und doch erlebt worden sind.

Darum, wenn Dichter „aus dem Leben" erzählen, ist es nicht immer wohlgetan, Zeit und Ort des Geschehnisses auskundschaften zu wollen, besser man steige wohlgemut in sein Herz hinein.

Das klingt wie eine Botschaft aus einer anderen Welt. Aus einer besseren Welt. Eben lese ich's in der Zeitung und fürchte nichts, als ein Dementi.

Ein Maschinen-Werksarbeiter in Fiume, der das Hauptsächliche zur Ergreifung einer großen Defraudationsbande beigetragen hat, verzichtet auf die Ergreiferprämie. Dieselbe beträgt 10000 Kronen. Der Arbeiter verzichtet darauf freiwillig zu Gunsten der Armen von Wien. Es durchzuckt einen, wie ein elektrischer Freudenstrom. Dem Manne müßte man ein Denkmal setzen, wenn es nicht zu befürchten wäre, daß er's ablehnt.

Denn das ist keiner von denen, die für Geld und Ehre brave Leute sind. Das ist einer von denen, die es unter allen Umständen sind.

Aber schon zieht mich aus dieser schönen Menschenhöhe ein anderes Geschehen in den schmutzigen Lehm herab. Wie jener Bauer seinen „glücklichen Tag" gelebt hat. An einem der letztvergangenen Herbsttage war's, daß ein Großbauer in die Stadt kam, um einen Ertrag für verkauftes Holz und Vieh in die Sparkasse zu legen. Es waren über 2000 Kronen. Auf dem Marktplatz kaufte er sich Trauben, kontrollierte bei dieser Gelegenheit seine Brieftasche und steckte sie wieder in den Rock. Aber dann — vor dem Sparkassagebäude angelangt, tat er einen Schrei, stürzte lärmend und mit den Armen ausschlagend zurück auf den Platz und war leichenblaß im Gesicht. Sein Geld war weg. Beim Einstecken fehlgeschoben. Da torkelte ihm ein altes Weiblein zu; es ging an der Krücke vor sich hingebeugt, weshalb es leicht sehen konnte, was auf der Erde lag. Sie hielt die Brieftasche in der Hand: „Habn's vielleicht was verloren, Vaterl?"

Die Brieftasche an sich reißend, sprudelte er Worte der Wonne hervor. „Tausend Gulden san drin!" rief er triumphierend. „So a Geld verlieren! Das wär' a Bissel was. Frei ins Wasser müßt ma gehn!" Und da er merkte, daß das Weiblein völlig außer Atem war, so eilends hatte es ihm zugesteuert, öffnete er die Tasche und reichte der Finderin einen Zehnkronenschein: „Das g'hört Ihnen, Frauerl, weil's gar a so g'laufen san. Gunnens Ihnen a Glasel Wein. B'hüt Ihna Gott!"

Die Alte stand krumm da, schaute ihm nach, und zeigte einem Wachmann, der herbeigekommen war, den Geldschein.

„Wie viel, sagt er, wär' in der Taschen gewesen?" fragte der Wachmann.

„Tausend Gulden, sagt er.“

Rief der Wachmann dem Bauer, der noch nicht um die Ecke war, nach: „Vetter! Stehen bleiben! Kommen S' her! Sie haben dieser Frau zehn Kronen als Finderlohn gegeben!“

„Aber mei, ist ja gern geschehen. Wenn ein Mensch so ehrlich ist, da gibt man gern was. Hat mich recht g'freut.“

„Sagen Sie, wie viel Geld war in der verlorenen Brieftasche?“

„Hisch eins, hisch eins, Herr“ antwortete der Bauer, der nun zu merken begann, um was es sich handelte. „Mein Viehgeld. Bei dreihundert Gulden wirds machen.“

„Zeigen Sie einmal her!“

Er zauderte, tat es endlich aber doch und unter der Zeugenschaft eines zweiten Wachmannes wurde nachgewiesen, daß sich 2020 Kronen in der Tasche befanden.

„Sie wollen diese arme redliche Frau mit zehn Kronen abfertigen. Wissen Sie, daß sie gesetzlich 202 Kronen Finderlohn zu fordern hat?“

„Wa nit aus!“ sagte der Bauer und machte ein langes Gesicht.

„Wenn Sie der Finderin diesen Betrag nicht auf der Stelle auszahlen, so müssen Sie mit ins Polizeiamt!“

Klagend und jammernd über ein solches Unglück kribbelte der Großbauer den Betrag mit aller Umständlichkeit aus der Tasche. Konnte es aber nicht begreifen, daß ein Mensch wegen eines kleinen Versehens, die Brieftasche neben die Tasche zu stecken, so hart gestraft werden soll. Und daß ein anderer fürs Aufheben und Wiederhergeben so einen Haufen Geld kriegen soll.

Da krümmte das alte Frauchen sich noch tiefer, und als ob sie es in den Erdboden hinein sagen wollte: „Wenn's Ihnen gar so hart ankommt, Mann! Ich

brauch' sein Geld nit. Wenn's bisher ohne das gegangen ist, wirds es fürder auch tun. Wachmann, lassen S' ihn aus. Ich schenk' ihm's. Da haben's auch das. — Behüt Ihna Gott!"

Sie schob ihm hastig den Zehnkronenschein in die Hand, der Bauer nahm ihn wirklich an, bedankte sich und eilte der Sparkasse zu. — Nachher daheim seinen Bekannten erzählte er das selbst und nannte es einen „glücklichen Tag!"

Es war, daß eines Tages wieder einmal ein Genie bei mir eintrat. Das hatte einen Rock an, der nicht mehr neu, einen Hemdkragen, der nicht mehr frisch war, letzterer halb verdeckt durch braunen, wohlgepflegten Vollbart. Ich kannte ihn nicht und er mich nicht — sonst wäre er kaum zu mir gekommen. Alsbald erzählte er mir, daß er höchstwahrscheinlich eine hochinteressante Entdeckung gemacht habe, nur fehlten ihm die Mittel, sie wissenschaftlich zu beweisen. Dann verbreitete er sich über die uralte Annahme, daß im Atlantischen Ozean noch ein sechster Weltteil gelegen war, die Atlantis, der aber in einer einzigen Nacht in Verstoß geraten sei. Kein Mensch wüßte seit unzähligen Jahrtausenden, wohin die Atlantis gekommen, aber er glaube ihr nun auf der Spur zu sein. Durch irgendeine Naturkatastrophe sei die Atlantis von der Erde abgesprungen, davongeflogen, ins Firmament gefahren und es sei nichts anderes als der Mond aus ihr geworden. Darauf gekommen sei er durch die sehr wahrscheinliche Tatsache, daß die höchsten Spitzen der Mondberge vom Niveau aus gerade so hoch seien als die größten Tiefen im Atlantischen Ozean, also daß der Bruch genau zusammenpasse. Nur müsse das, sowie auch die Gleichartigkeit der Materie und anderes durch genaue Messungen und Untersuchungen wissenschaftlich erst festgestellt werden, und dazu fehlten ihm

eben die Mittel. Er bitte mich, für diesen Zweck, der den ganzen Erdkreis angehe, eine große Geldsammlung zu veranstalten. — Ich war gerade gut aufgelegt und habe den Forscher zur Tür hinausgelacht.

Seither will mir das Lachen über diesen Mann fast vergehen. Die Annahme, daß der Mond ein losgesprengter Teil unserer Erde sei, wird nicht durchwegs von ernsten Gelehrten abgelehnt. Manche erklären auch das Zurücktreten des Meeres als eine plötzliche und durch einen neu sich geöffneten Raum verursachte Katastrophe. Auch über das Absprengen und Davonfliegen der ungeheueren Masse und über ihre dann allmählich entstandene Abrundung haben sich schon Theorien gebildet.

Das muß — übermutshalber bemerkt — von Mitteleuropa aus merkwürdig anzuschauen gewesen sein, wie zur nachtschlafenden Stund im Westen ein ungeheurer rotglühender Klumpen aufging, sich ins Firmament hob und dort im Laufe der Zeiten als weiße Scheibe zu sehen blieb. Und wie wird es den Atlantisbewohnern zu Mute gewesen sein, als sie mit solch prähistorischem Luftballon gegen Himmel flogen und trotz aller Gasentleerungen der Mondvulkane nicht mehr herab konnten!

Die lieblichste aller Erdenidyllen für uns ist eine Vollmondnacht. Welch ungeheuere Ereignisse mögen vor sich gegangen sein, bis das alles ward und alles zu diesem regelmäßigen stillen großen Schwung gekommen ist. So unerhört gewaltig ist es, daß man auf die Vermutung kommen könnte, als sei alles nur Phantasie: Die Atlantis, der Mond — und mein Besucher.

In einer niederösterreichischen Landstadt war's. Ich ging am Morgen längs der breiten Straße dem Bahnhof zu. Es war noch ziemlich ruhig, und da unterwegs ereignete es sich, daß *mir wieder einmal was einfiel*. Ich fange an, solche Einfälle rasch aufzumerken,

denn entweder sind sie so närrisch, daß es ihnen nicht dafür steht, im Gedächtnis haften zu bleiben, oder sie sind so gescheit, daß sie mir unaufgemerkt nicht wieder einfallen. Bleistift und ein Stück Papier fand sich im Sack und in Ermangelung einer anderen Unterlage stellte ich mich an einen Laternenpfahl, um so die paar Zeilen aufzuschreiben.

Da hörte ich hinter mir rufen: „Se, hörn's!" Es war ein Sicherheitswachmann. „Se, da wird nicht Korrespondenzkarte oder was g'schrieben!"

„Aber warum denn nicht? Hoffentlich steht der Pfahl so fest!"

„Macht nix. Ich darf's keinem erlauben. Erlaubt man's einem, so könnt's nachher jeder tun wollen. Und denken Sie, wenn da jeder seine Korrespondenzkarten schreiben wollt', da möcht' die Passasch bald voller Leut' sein. Ich muß die Passasch frei halten. Nur weg da!"

Mir schien der löbliche Wachmann in seiner dienstlichen Gewissenhaftigkeit etwas zu weit zu gehen, aber ich gehorche stets dem Gesetze.

Der Mann hat ja recht, in der Theorie. Wenn alle hier ihre Postkarten schreiben wollten, da würde die Passage bald gehemmt sein. Doch praktisch betrachtet, ist es nicht allzu wahrscheinlich, daß auf mein Vorbild hin die Bewohner der Stadt zusammenliefen, um an diesem Laternenpfahl ihre Schreibgeschäfte abzuwickeln. Als ich diese Meinung dem Manne der Ordnung zu verstehen gab, erklärte er sie für Spott und Hohn und wollte mich einsperren. Ich entkam ihm auf den nahen Bahnhof, doch mein Einfall war weg. Der redliche Finder wird gebeten, mir denselben zuzumitteln. Finderlohn was recht ist.

Mir kam eine Frage: Welcher von zwei Menschen ist vorzuziehen, der, dem Gutestun schwer ankommt und

es doch tut, oder der, welcher von Natur aus gut ist und dem das Wohltun keine Anstrengung kostet? — Da denke ich nun so: Der erste hat mehr Verdienst vor Gott, der andere hat mehr Wert vor den Menschen. Der erste ist gut, weil er gut sein will, der andere, weil er gut sein muß. Den ersten muß man von Fall zu Fall nehmen, auf den anderen kann man sich verlassen.

Gelobt zu werden, das ist ganz nett. Nur muß man sich just nicht allemal was darauf einbilden. Ich erinnere mich an ein kleines Erlebnis in früheren Jahren.

Auf dem Bahnhofe zu Krieglach war's. Ich erwartete den Zug, der meinen Gymnasialstudenten aus der Stadt bringen sollte auf die Ferien. Der Zug fuhr ein, der Knabe stieg aus und mit ihm ein Handelsagent. Kaum ich den Knaben kurz begrüßt, kam der Agent rasch auf mich zu, schüttelte mit beiden Händen lebhaft die meine und rief freudestrahlend: „Ach, Herr, das freut mich, Sie als den Ersten hier zu sehen, das bedeutet Gutes. Sie wissen nicht, wie *sehr* ich Sie verehre — wahrhaftig! Ihr schönes, schönes Werk — ach, wie danke ich Ihnen nochmals dafür — soll mir ein ewiges Andenken sein. Ich gedenke einige Tage in Ihrem schönen Krieglach zu weilen. Sie haben es berühmt gemacht — ja wahrhaftig! Wie geht's Ihrer werten Familie? Alles gesund? Ja? Kinderln auch? Ja? Sehr erfreut. Sie kommen wohl manchmal ins Gasthaus, nicht wahr? Na, da werden wir uns hoffentlich sehen. Ich möchte nicht verzichten auf das Vergnügen. Sie wissen nicht, wie sehr ich Sie verehre — wahrhaftig!"

Nur mit sanfter Gewalt gelang es mir, meine Hand von der seinen frei zu machen, um mich meinem Knaben zuzuwenden.

„Entschuldigen Sie!“ sagte ich, „mein Sohn. Er kommt eben nach längerer Abwesenheit . . .“

„Das — das — Ihr Sohn? — Ihr Sohn?“ fragte er stotternd und erblassend. „Na, dann — dann will ich nicht stören.“

Hastig eilte er davon, mir fiel seine plötzliche Verlegenheit auf. — Mein Knabe erklärte sie mir.

„Kennst du diesen Herrn, Vater?“

„Flüchtig. Er schickte mir einmal seine Photographie und bat mich, ihm eines meiner Bücher zu verehren.“

„Dem muß man ins Gesicht spucken!“ sagte der Junge.

„Ei, welche Manieren, mein Sohn!“

„Ich werde dir was erzählen, Vater.“

„Erst gib hier die Fahrkarte ab. Wie geht's dir, Bübel?“

„Oh, ich hatte interessante Reisegesellschaft. Neben mir saßen zwei Geistliche und der Herr, der dich eben begrüßt hat. Die haben von dir gesprochen.“

„Wohl doch nichts Schlimmes.“

„Die Geistlichen so halb und halb. Bissel mehr Schlimmes als Gutes. Dieser Herr, der dich so verehrt, hat grauslich über dich geredet. Du hättest ihm — nein, ich mag's gar nicht sagen.“

„Na, heraus damit!“

„Dein Machwerk hättest du ihm aufgedrängt, er habe versucht es zu lesen, konnte aber nicht zu Ende kommen damit. So langweilig. Sich in alles dreinmischen, was man nicht versteht, hat der Herr gesagt. Und weil die Geistlichen beifällig dazu genickt, so ist er noch mehr gestiegen und hat gesagt, du hättest Schuster werden sollen, anstatt Dichter. — Ich hab' gemeint, ich müßte ihm Eine herabhauen!“

„Ho, ho, Junge. Das war ja einer, von dem wir was lernen können.“

„Sogar die Geistlichen haben dich schließlich verteidigt, so ekelhaft hat er geschimpft.“

„Laß gut sein. Solch Loben und Schimpfen hebt sich gegenseitig auf. Weg damit. — Willkommen, mein Kind, zu Hause.“

Daß große Wehe des menschlichen Lebens ist die Frage. Jede Frage fängt mit einem W an. Was? Wo? Wer? Wann? Wie? Warum? — Nicht sosehr darin liegt das Wehe, daß wir nichts wissen, vielmehr darin, daß wir fragen müssen, immer fragen, und nicht wissen, wer uns Antwort geben kann, daß wir fragend schon bangen, ob wir der Antwort, wenn uns überhaupt eine wird, auch werden glauben können. Ob die Antwort nicht ein Irrlicht ist. Nicht das Fragen an sich ist das Verhängnis, sondern das an jeder Antwort Zweifelnmüssen. Wer dem großen W ausweicht, wer sich angewöhnt, ohne Fragen den dunklen Weg dahinzutappen, der geht sicherer, als der sich immer fremdes Licht ausborgt, oft ein Licht, das ihm nichts anderes zeigt, als daß er irre geht. — Meine Lebenserfahrung ist die, daß ich fast allemal dann am weitesten irre gegangen bin, wenn ich viel gefragt habe.

Man braucht das Wissen ja nicht zu verachten; man kann's auch so sagen:

Wünschen ist nichtig,
Wollen ist wenig,
Wissen ist wichtig,
Können ist König.

Das Waldschulhaus in Alpel hat auch mir schon zur Entfaltung meiner Fähigkeiten gedient. Besonders einmal, im vorigen Herbste.

Ich stand vor dem Schulhause, lehnte mich an den Lattenzaun und schaute den gegenüberstehenden Bergwald an. Er wird immer dunkler und wüster. Der letzte Schneebruch hat die geknickten Stämme stellenweise so arg ineinander verfilzt, daß kein Durchkommen mehr ist. Über das enge Wiesental heran, das zwischen Schulhaus und Waldberg liegt, kam ein ziemlich dicklicher Mann, ein Tourist oder Sommerfrischler, wie sie sich an schönen Tagen gerne in der Gegend herumtreiben. Sein Gesicht war, so viel ich schon sah, stark gerötet und hatte einen blonden aufgestrammten Schnurrbart. Aber die Körperhaltung hatte etwas Greisenhaftes, auch legte er seine Hand an den Magen. Als er näher herankam, hörte ich ihn sagen: „Dieses verfluchte Beest! Daß man so ein Vieh frei umlaufen läßt, das ist gesetzwidrig. Niederschießen!"

Ich neigte mich teilnehmend, wie man es in der Einöde immer ist, über den Lattenzaun vor und fragte, ob da etwa von einem Hund die Rede sei?

„Ein Stier! Ein wütender Stier ist auf mich losgegangen", sprach der Fremdling. „Der hätte mich abgestochen!"

„Ein Stier? Ja, warum haben Sie denn keinen Stecken bei sich?"

„Ich dank' schön! Wie das Luder sieht, daß ich den Stecken brauchen will, ist es erst recht her auf mich. Zum Glück, daß Gefällholz in der Nähe ist, da bin ich hinein und da hat der Teuxel nicht nachkönnen. Aber ein Malheur ist mir passiert. Ich brauch' ein Frauenzimmer! Da im Schulhaus wird hoffentlich ein Frauenzimmer sein. Der Teuxel eini! Die ganze Hülse rutscht niederwärts — Sie sehen's ja. Denken Sie bloß, Mann, im Baumgefäll beim Drunterschlüpfen und Drüberhüpfen habe ich mir nicht weniger als drei Knöpfe aus der Hose gesprengt."

„Na, wenn sonst nichts ist", sagte ich — es war schon lustig. „Frauenzimmer ist jetzt allerdings kein's da."

„Aber, du heiliger Fabrizius", rief er stark erhitzt, und immer noch das Beinkleid haltend, „so kann ich doch nicht ins Mürztal laufen."

„Da kann Rat geschafft werden. Kommen Sie nur herein." Ich öffnete das Zauntörchen und lud ihn ins Schulhaus auf mein Zimmer.

„Sie tragen Hosenträger", sagte ich. „Der Leibgürtel wäre empfehlenswerter. Am besten ist's ohne alles."

„Oho, da müßte der Körper danach gebaut sein!" rief er.

„Oder die Hose", sagte ich, „aber das können die wenigsten Schneider. — Bitte setzen Sie sich."

Dann machte ich ein Trüherl auf und suchte Knöpfe und Nähzeug hervor. Er entfaltete seine Gewandung soweit, daß ich dran konnte. Seine Aufregung legte sich sachte und während ich bei der Arbeit war, sprach er von Dankbarkeit.

Dabei betrachtete er mich aufmerksamer und sagte: „Sie sind wohl doch nicht der Herr Schulmeister?"

„Warten Sie. Ein paar Stiche noch und den Faden herumgeschlungen, daß es auch hält. So. Von diesen springt Ihnen keiner mehr los. — Nein, der Schulmeister bin ich nicht."

„Oder gar ein Schneidermeister?"

„So weit habe ich's auch noch nicht gebracht, mein lieber Herr. Sie sind wohl ein Wiener."

„So zu sagen. Aus Mödling. Ich wollte mir einmal die Waldheimat anschauen und ging über Stanz auf den Teufelsstein."

„Gutes Wetter gehabt?"

Er antwortete nicht mehr. Er blickte im Zimmer umher, auf den Bücherkasten, auf den Schreibtisch. Und dann zuckten seine Augen über mein Gesicht.

„Sollte ich — sollte es —", stotterte er, „nein, ich werde mich täuschen. Am Ende hätte ich — das Vergnügen — — der steirische Dichter?"

„Einer derselben", sagte ich.

„Der Peter?! Wäre es möglich?!"

„Ich bitt' Sie, tun Sie nicht so. Seien Sie froh, daß ich's bin. Nicht jeder andere hätte Sie bedienen können."

Der Tourist klatschte die Hände zusammen. „Aber da schau' man her! Jetzt hat er mir die Hosenknöpf' eingeheftet! — Hatte ich mir's nicht heilig vorgenommen, im Mürztal beim geehrten Herrn Dichter vorzusprechen und ihn zu bitten um ein Autograph!"

„Das haben Sie jetzt in der Hose. Es ist eines der wenigen Autogramme, die zu was gut sind."

Ich hatte wirklich Freude an meinem Werke. Wie ganz anders, wie stramm aufrecht stand er jetzt, da die „Hülse" wieder anhänglich gemacht war.

Wird wohl auch mit meinen Schreibheften immer die Anhänglichkeit erzielt wie mit dieser Stichprobe einer fadenscheinigen Kunst?

Wenn man spät abends an meinem nachbarlichen Wirtshause vorbeigeht, so kann einer am Küchenfenster — auch wenn er nicht zufleiß horcht — die Köchin schluchzen hören. Sie liest einen Roman und weint über das Mißgeschick des Helden. Der Arme „derbarmt ihr halt gar a so". — Dieselbe Köchin sagt am nächsten Morgen zum vor Angst kreischenden Huhn: „Geh, Hennderl, sei nit so sentamental!" und hackt ihm den Kragen ab. — Ich ärgere mich über die durchaus ungesunde Empfindungsweise dieser Person, die das erdichtete Wesen bemitleidet und das wirkliche, fühlende umbringt. Und bin es doch selber, der den Roman geschrieben hat und der das Huhn verzehrt.

Das, wenn ich einmal von einer andern Welt auf dieses unbegreifliche Erdenleben zurückschaue, das werde ich am allerwenigsten begreifen können, daß ich Tierleichen gegessen habe.

Dem Schlaf wird nachgesagt, daß er ein genialer Bursche sei, der Unmögliches möglich macht. Nach meiner Meinung ist er ein Stümper, ein Taugenichts, ein Schwadroneur. Er verspricht allerhand und führt nichts durch. Der Leser wird sich vielleicht erinnern, daß er im Schlaf voller Angst vor etwas mit aller Anstrengung gelaufen ist, ohne weiterzukommen. Wie oft habe ich im Traume vor Durst den Krug ergriffen und ihn zum Mund führen wollen, aber es gab allerlei Hindernisse und zum Trunke kam es nicht. Ich stieg einen Berg an, sehnsüchtig nach dem Gipfel, nach der Aussicht, da führte der Weg in exotisches Gebüsche oder in schaurige Schluchten, wo man nicht weiter konnte, oder ich stand vor einem Tor, und als ich es aufriß, war ein zweites Tor und ein drittes und zur Höhe kam ich ewig nicht hinan. Oder ich wollte zu einem Feste gehen, alles war dort, herrlich war's dort, aber ich konnte nicht hin, ich hatte keine Kleider am Leibe, und als ich solche fand und mich anziehen wollte, war nie damit fertig zu werden. So ist es immer. Die Ziele und Genüsse werden vorgespiegelt, aber nie erreicht. — Gar nichts hält er, kann er, erreicht er, der Traum, trotz all seiner Phantasie, trotzdem es gewöhnliche Naturgesetze für ihn nicht gibt. Er flunkert mit seiner Allmacht, und vollbringt gar nichts. Nein nein, als so ein phantasievoller, genialer Bursche ist mir die hausbackene, beschränkte Wirklichkeit lieber. Nur wo es nichts zu leisten gibt, wo es bloß um Beschaulichkeit geht, um ein wunschloses Sichgehenlassen, ein Wiegen in flatternder Phantasie, da kann einem im Traume wohl sein. In solchem Zustande verharre ich mit Behagen. Dort aber, wo mir der Kerl

schöne Ziele vorgaukelt, da trachte ich ehestens zu erwachen. Und habe schon eine gewisse Übung darin.

An einem blauen Montag wurde im Dorfwirtshaus folgendes Gespräch belauscht. Zwei Handwerksgesellen. Tischlergeselle: „Nau, Stiefelknecht, wos mochst dann du ollaweil?“ — Schustergeselle: „Läidaströmpf.“ — „Und dei Moasta?“ — „Housntroga.“ — „Läidarani?“ — „Häudani.“ — „Souwa.“ — „Jo.“ — „Und wos mocht dei Moasterin?“ — „An Housntroga hots af d Welt brocht.“ — „Dei Moasterin?“ — „Jo.“ — „An Housntroga?“ — „Jo.“ — „Souwa.“ „Hiaz denk ih ma wos.“ — „Du?“ — „Jo. Won der jung Housntroga sein Votan nochgrot, sa wird er koa Housntroga.“ — „Wos denn?“ — „Sei Weib wird Housntroga, wann er amol heirat't.“

Von einem Dorfschulmeister erzählte man mir, der kein Kunstfreund war. Im ganzen Schulhause kein Bildwerk, mit Ausnahme einer großen alten Photographie, die er bei einem Tröbler erstanden. Sie stellte die Engelsköpfe der Sixtinischen Madonna dar, jene unteren, wie die aufwärtsschauenden Engelein mit den Armen ihre Bausbacken stützen. Dieses Bild hat der Lehrer im Schulzimmer aufgehangen, damit — wie er sich entschuldigend sagte — die Kinder sehen sollen, wie garstig ein solches Sichauflümmeln mit den Armen sei. — Und da sage man noch einmal, daß die Kunst sich nicht pädagogisch verwerten lasse!

Vor kurzem ist wieder einer meiner Jugendgenossen heimgegangen. Er hatte mit mir den gleichen Geburtstag, und einmal haben wir es beredet, wie wir selbander zur gleichen Zeit auf die Welt gekommen, so sollten wir auch schön miteinander wieder fortgehen. Warum hat er

nun nicht gewartet, bis ich fertig bin? Es ging ihm ja so weit ganz gut, und — unsere Gesundheiten verglichen, — hätt' er mich um zwanzig Jahre überleben können. Die Welt gefiel ihm selbst in seinen alten Tagen noch passabel, erst vor einem Jahre haben wir miteinander gescherzt wie einst in der Jugendzeit, da wir lustige Allotria getrieben, daß die ganze Kathreinerpfarr' hat lachen müssen. — Er war ein Bauernsohn aus St. Kathrein und hat sich als Fuhrmann schlecht und recht vorwärts gebracht und sein Lebtag viele Leute aufsitzen lassen, das heißt gefoppt. Er war ein überaus schlagfertiger, gutmütiger Spötter, ein feiner Schalk und Schelm, und in einer Gesellschaft, in der mein „Bloser Natzel“ sich befand, konnte keine Unterhaltung versauern oder versumpfen. Was hat er oft mit göttlichem Humor durchziehende Stadtleute gefoppt, Doktoren und Professoren gehänselt, ohne daß sie es merkten! Mich, den „herrisch gewordenen Bauernbuben“, hat er oft nicht schlecht „gefrotzelt“, aber doch insgeheim mein „Konterfeibildl“ in seiner fettig-glänzenden Brieftasche bei sich getragen bis an sein Ende. „Ih hon an aftn sist gern, in Pedan,“ bekannte er häufig vor anderen, und mir war diese Zuneigung des schlichten Mannes lieber wie manche der gestempelten und diplomierten Anerkennungen. So oft ich nach St. Kathrein kam, war mein erstes, den Bloser Natzl aufzusuchen, oder holen zu lassen, oder mit ihm des Weges zu fahren, um alte Zeiten zu besprechen, gemeinsame Bubenstückeln aufzufrischen und Bauernspäße zu treiben. Er wisse sich sonst keinen mehr als mich, selbst in der Bäuerei nicht, meinte er, und bei mir war das erst recht der Fall. Die jetzige Jugend ist ganz anders, und so mußten wir zwei uns halt gegenseitig wieder jung machen, wenn wir junge, harmlos lustige Kameradschaft haben wollten.

Dem Ignaz Königshofer, das war sein „herrischer“ Name, hatte aber das Schicksal auch nichts geschenkt.

Weib und Kind war ihm vom Tode weggenommen, daß er im Alter völlig allein stand. Aber Leute mit gütigem, heiterem Herzen stehen nie allein. „Ih find überoll guati Leut und meini Roß hon ih jo ah! Mir fahlt nix.“ — Aber, als wir uns vor einem Jahre sahen, da sagte er ziemlich unvermittelt zu mir: „Wanst mit willst, Peda, sa richt dih zsomm. Ih bin aftn scha bold fiati.“ Auf die Frage, wieso er zu solcher Rede komme, vertraute er mir halb heimlich: „Ja, mei Liaba! Mih hot nachst s Schlagl a wenk gstrafft. Wanst ma d Hond druckst, so muaßt fest, fest. Sist gspür ih nix meh.“ — Ich habe ihm fest die Hand gedrückt und — es war das letztemal.

Nun noch in seinen letzten Tagen, als er's klar sah, daß es zu Rande ging, hatte er seinen Humor. Und einmal sagte er: „Mih zimpp, s hot ma da Herr Eduard telegraphiert (ein gemeinsamer Jugendfreund, der einige Tage vorher gestorben), a Fuhrwerch wird er brauchn. Ih wia bol einsponna.“ Und auf eine tröstende Gegenrede: „Moanst ih scheuch mih vorn Sterbn? An olda Mensch sih vorn Sterbn scheuchn, däis wa gspoasi!“

Jetzt, während seines Begräbnisses liege ich hier, vier Stunden davon, auf der Bank, langsam genesend; mir kommt es fast wie Untreue vor gegen den Jugendfreund, der mit mir an demselben Tage geboren worden, daß ich nicht heute zu ihm hinabsteige.

Gerade kam ich in der Bahnhofrestauration zurecht, wie der Wirt mit dem Kellnerjungen fürchterliche Abrechnung hielt. Der Junge hatte in den Schnellzug ein Mittagsessen zu tragen gehabt, war auf den Stufen gestolpert und hatte die Tasse mit allem Geschirr, mit Suppe, Braten, Gemüse, Rindfleisch, Schweinsbraten, Kompott, Torte und Wein zu Boden geschleudert, so daß die Scherben und Stücke nur so in den Suppen

und Saucen herumschwammen. Der Junge bat weinend um Verzeihung; der Wirt rechnete es ihm herzlos vor: „Das zerbrochene Geschirr macht sechs Kronen, das Diner vier Kronen!“ Fahrgäste mischten sich drein, er würde dem armen Kerl das Essen doch nicht um den Speisezettelpreis rechnen, höchstens um den Herstellungspreis! „Nein!“ sagte der Wirt kalt und hart wie Eisen, „das Ganze wird ihm abgezogen vom Monatslohn. Er soll aufpassen lernen. Trolle dich hinaus!“ Und als der Junge draußen war, sagte der Wirt zu den umstehenden Leuten: „Welcher der Herren ist so freundlich, meinem Piccolo unter Diskretion diese zehn Kronen zu schenken? Ich muß sie ihm abziehen, des Exempels wegen, aber er soll nicht zu Schaden kommen. Es ist von ungefähr geschehen. Nur muß er den Ernst sehen, daß es achtgeben heißt.“

Leicht fand sich einer, den Großmütigen zu spielen auf Kosten des Wirtes, den wir loben mußten.

———

Ich weiß einen rohen, groben Mann, den man als Muster-Zuwiderling aufstellen könnte. Er ist Familienvater, hat eine gutmütige Frau und drei wohlgeartete, folgsame und fleißige Kinder. Mit diesen seinen Leuten hat er, solange er mit ihnen zusammenlebt, kaum hundert gute Worte gesprochen. Man erinnert sich nur an eins, das er vor Jahren zu seinem Sohne einmal gesagt: „Franzl, das hast du gut gemacht.“ Man weiß nicht mehr, was er gut gemacht hat, der Franzl, aber man denkt noch dankbar an das gute Wort. Wie er es angefangen hat, einst um die Frau zu werben, wozu doch, so viel man weiß, gute und schöne Worte vonnöten sind, das ist unbekannt. Der Mann hat für seine Leute jahraus, jahrein nicht ein freundliches Gespräch übrig, immer nur groben Zuspruch, Tadel, Hohn und derben Schimpf. Wenn der Vater zu Hause, ist alle Freud' und Fröhlich-

keit dahin. Bei anderen Leuten aber kann er recht freundlich und gemütlich sein, um so weher tut es den Seinen, wenn er wüst ist. Diesen Mann habe ich mir einmal zugebogen, er interessierte mich. Warum er zu den Seinen so zuwider wäre? fragte ich ihn und dachte, jetzt bekommst du, den es nichts angeht, die gebührende Antwort. Aber die ist gar nicht grob ausgefallen. „O mein lieber Herr," sagte er, „wie soll ich denn sein, ich hab meine Leut halt einmal zu gern!" Er hat seine Leute zu gern, um mit ihnen freundlich sein zu können! Das ist was Neues. Ich gab mir Mühe, es zu reimen. Vielleicht ist es so, daß er sein inneres Leben und Fühlen nicht anders auszudrücken weiß, als mit klotzigen Worten. Für den Umgang mit ihm gleichgültigen Leuten hat er die landläufigen Redensarten, aber für das Innere weiß er keine rechte Form, er selber mag ja auch nie viel gütige Worte erfahren haben von seinem Vater, der ein roher Steinbrecher war. Passet auf, ob nicht manchmal die groben Redensarten zärtliche Koseworte bedeuten sollen! Der ungebildete Mann hat auch sein Herz und oft ein sehr warmes, aber er ist zu ungeschickt, um den rechten Ausdruck zu finden, oder zu „gschamig", um zärtlich zu sein. Die Überglut muß er doch auslassen und so ist er grob und herb. „Er hat sie halt einmal zu lieb", um gleichgültig zu sein. Also schimpft er seine Liebe heraus.

Der Bauer Brennhartl trat ins Wirtshaus, wo am vorderen Tisch der achtzehnjährige Bursche saß, Bier trank und aus einer langen Pfeife rauchte. Jetzt stand dieser auf und sagte: „Ja nu werd ich doch auch müssen zum Heu."

„Bleib nur noch sitzen", sprach ihn der Brennhartl an, „kannst schon noch Eins trinken, es wirds wohl tragen." Dann stand er am Tisch ein Weilchen und sagte nichts.

Endlich tat er den Mund auf: „Ja mein lieber Matthias, just vor einer halben Stunde bist du ein reicher Mann geworden."

Der Matthias wurde totenblaß. Der Donnerknall vor einer halben Stunde! In solcher Form wurde dem Burschen die Nachricht überbracht, daß seine ganze Familie vom Blitze erschlagen worden. Der Vater, zwei Schwestern und ein Bruder. Sie hatten auf der Wiese geheut, ein Regenschauer jagte sie unter den nahen Baum, der eine Schirmtanne war. Naß wurden sie nicht, aber der Blitz spaltete den dreihundertjährigen Baum und erschlug die vier Personen. Der Matthias war alleiniger Erbe, also ein reicher Mann. — Ich habe das nur angemerkt als Beispiel, wie man in der Bauernschaft manchmal die Botschaften von großen Unglücksfällen einzukleiden und vorzubringen pflegt.

Im Mürztale ist wo ein alter Straßenschotterer, zu dem ich mich manchmal auf den Schotterhaufen setze, weil er allerhand „Nachdenklichkeiten" hat.

So sagte er gestern: „Heißts alleweil, der Mensch soll nit egichtisch (er meinte egoistisch) sein. Da hat der Gottvater halt einen kleinen Fehler gemacht beim Welterschaffen. Wenn er die Leut alle auf einmal gemacht hätt, kunnten s einander gleich sein gewöhnt worden. Hat aber den Adam ganz allein hingestellt unter die wilden Viecher; ja Narr, da muß ma freilich auf sich selber schaun. So hat er sichs halt angwöhnt."

Vor zwanzig Jahren, bei der Uraufführung meines Stückes „Am Tage des Gerichts" im Grazer Stadttheater, ist ein Mann rings um das Theater herumgerannt, händeringend und sich die Ohren verhaltend vor dem Applaus, der drinnen schallte. „Ein Unglück! Ein Unglück!" hatte er ausgerufen. „Jetzt wird dieser

Mensch alle Vierteljahre ein Theaterstück werfen und für die Stücke von unsereinem bleibt keine Bühne übrig!" Ein paar Tage später hat der Mann seine gutgespielte Verzweiflung mir selber mitgeteilt. Es war Karl Morre, der komisch für den Erfolg seiner prächtigen Volksstücke fürchtete, die in Graz zur Zeit häufig gegeben wurden.

„Aber Mensch!" lachte ich. „Was glaubst du denn? Ich bin froh, das eine Mal mit heiler Haut davongekommen zu sein und kann dir versprechen, nie wieder ein Theaterstück zu schreiben. Mir ist das Getue mit diesem ganzen Apparat zuwider."

„Aber Geld trägt's, Freund! Mehr als du glaubst!"

„Die paar hundert Gulden werden schon auch sonst noch hereinzubringen sein."

Da packte mich Morre an der Hand: „Willst du mir die Tantiemen deines neuen Stückes ein- für allemal verkaufen? Ich lege dir auf der Stelle sechstausend Gulden dafür auf die Hand!" Er langte schon in den Sack.

„Tu' es nicht, ich könnte sie annehmen!" sagte ich.

„Nimm sie nicht, ich könnte sie nicht haben!" Damit zog er die leere Hand lachend aus dem Sacke zurück.

Würde damals Karl Morre mir die Theatertantiemen für mein Stück um die genannte Summe abgekauft haben, so hätte er gerade kein schlechtes Geschäft gemacht. Freilich, ein weit besseres machte er, indem er selber fleißig Theaterstücke schrieb und sie aufführen ließ.

Mit dem Bücheragenten hatte ich ein kleines Geschäft gemacht und sagte nun: „Also leben Sie wohl!" Er lebte wohl, aber er blieb stehen mit seinem Pack und ging nicht davon.

„Ich hätte noch etwas, das Ihnen gefallen möchte, lieber Herr!" sagte er, zog aus der Brusttasche etwas hervor und begann, es aus dem Papier zu wickeln.

„Na, bemühen Sie sich nicht, ich kaufe nichts mehr.“

„Ansehen kostet nichts“, sagte er und hielt geheimnisvoll inne. „Sie werden nicht denken, lieber Herr, was es ist. Wollen Sie raten? Ich würde Ihnen nicht raten, daß Sie raten; Sie erraten es nicht. Ich will es Ihnen freiwillig sagen. Sehen Sie, was ich da in meiner leiblichen Hand habe, in ganz gewöhnliches Packpapier geschlagen, und was auch Sie in zwei Minuten in der leiblichen Hand haben werden, das ist nichts anderes als“ — der Mann blickte rings um sich, ob uns nicht jemand belausche — „das ist nichts anderes als das Schülbüchel des Herrn Jesu. Bei meiner Ehr' und Paradiesesseligkeit auch noch, es ist nichts anderes. Das Schulbüchel des Herrn. Aus dem hat er gelernt, gelesen die Worte und Zeilen, ganz wie sie da stehen, ganz dieselben Geschichten und Lehren, nicht mehr und nicht weniger, als wie Sie noch heute d'raus lesen können, genau so und nicht anders. Und jetzt tun Sie fromm sein und sehen her.“

Er schlug das Buch — in schwarzes Leder war es gebunden — er schlug es auf und das war — die Bibel. Das hebräische alte Testament.

Und so kommt's heraus, daß unser Heiland einst und ich in meiner Kindheit dasselbe Schulbuch gehabt haben. Aus der gleichen Quelle haben wir geschöpft, er vor fast 2000 Jahren, ich jetzt. — Ach, wären die beiden Schüler doch auch gleich geraten! — Manches Blatt dieses uralten Buches ist mir widerlich, und doch lese ich nun wieder mit erneutem Interesse darin, seitdem ich mir vorstelle, daß es auch Sein wichtigstes, vielleicht einziges Lehrbuch gewesen ist. Auf den Seiten des ersten Buches Mosis' sehe ich ordentlich das Fingerchen des kleinen Jesus, das die Zeilen schiebt.

Da gibt es Leute, die haben die Pausenscheu. Was das ist? Das ist eine Geselligkeitskrankheit. Sobald in einer Gesellschaft das Gespräch stockt, wenn auch nur auf eine Viertelminute, wird gleich eines oder das andere im Kreise unruhig, es wird ihm unbehaglich, die Sache tut sich so verstimmt, so verstimmend, so geistlos. Als ob die Köpfe gesperrt wären. Es muß um jeden Preis ein Gespräch vom Zaune gebrochen werden, das oft viel geistloser ist als das kurze Schweigen; dieses kann ja sehr geistreich sein, sehr pikant. Jedenfalls sind die Gesprächspausen was Natürlicheres als das ununterbrochene Gerede, das oft etwas Gezwungenes hat, das seiner Natur nach keine Tiefe und keinen Höhepunkt haben kann, das wie ein klapperndes Mühlrad ist. — Ich habe mich nie behaglich fühlen können in einer Gesellschaft, in der so ängstlich die Gesprächspausen vermieden werden. Unter Ungezwungenheit — und das ist bei einer netten Unterhaltung wohl die Hauptsache — verstehe ich nicht bloß, daß jeder darauf hin reden kann, was ihm einfällt, sondern auch, daß er schweigen kann nach Belieben. Und wenn es Augenblicke gibt, da das alle zugleich tun, so — geht ein Engel durch das Zimmer. Laßt ihn ruhig gehen, laßt ihn zweimal durch das Zimmer gehen, es kommt ein Segen. Ganz von selbst fällt da oder dort ein kluges Wort und ein frisches Rundgespräch beginnt. Und wenn wirklich keinem was einfällt, so ist es erst recht gut, daß sie schweigen.

Wie in der Bauernschaft so ein Ehrenbeleidigungsprozeß aussieht, das konnte man hier diese Woche wieder sehen. Die alte Straßgaukin hatte den Nachbar Wuisel „was geheißen". Daraufhin hatte der Wuisel die Straßgaukin auch „was geheißen". Da ging die Straßgaukin zu Gericht und der Wuisel dachte, wenn sie mich klagt, klag' auch ich Sie. Drei Wochen nach-

her standen sie vor dem Herrn Bezirksrichter, all beide nahe nebeneinander.

„Also was hat's denn bei euch!“ fragte der Richter.

Die Bäuerin wollte gleich dreinfahren mit geladener Red'.

„Na, na, der Mann soll zuerst reden. Wuisel, was ist es denn?“

„Jo, an oltn Weiberkittelschmecker hot s mih ghoassn, und däs loß ih ma nit gfolln.“

„Und er hot mih an olti Hulzknechtpfoad ghoassn!“ schrie sie.

„Nun also“, sagte der Richter, „so gleicht sichs ja aus“.

„Ih loß n einspirrn!“ rief die Straßgaukin.

„Eine alte Holzknechtpfaid hat er euch genannt“, erinnerte der Richter, „sagt mir einmal, Frau, was euch an diesem Ausdruck so sehr beleidigt hat? Holzknechtpfoad, was heißt das?“

„Nau, wen Se dos nit wissn?“

„Es müßte nur sein, daß Sie das Wörtlein ‚alte‘ gekränkt hat?“

„Js s wia da wöll, ih loß n einspirrn.“

„Js scha recht“, redete nun der Bauer drein, „so muaß die Stroßgaukin ah ihrn Weiberkittlschmecker ohsitzn“.

„Ja, wahrlich, Leutln, ich müßte euch beide einsperren lassen. Heißt das, wenn ihr euch nicht ausgleicht. Ihr seid euch beide ja nichts schuldig geblieben, nun so seid ihr gleich und könnt verträglich miteinander nach Hause gehen. Ich rate es euch, es ist unterhaltsamer in Feld und Wald heimzuspazieren als im finstern Kotter sitzen. Ich ließe euch lang sitzen, seid versichert. Und dann, wenn ihr endlich wieder draußen wäret, die Schande und die ewige Feindschaft untereinander. Schaut's, seids g'scheit! Im Ärger sagt der Mensch

oft was Ungutes, das nicht so schlimm gemeint ist. An dieser Stelle, wo ihr jetzt steht, hat vor einigen Tagen mich einer was geheißen, das ihm sechs Wochen Kotter getragen haben würde, wenn wir nicht einen Ausgleich gemacht hätten. Ich hab den Mann hinausschmeißen lassen. Euch muß ich leider da behalten, gut aufheben unten in den Kellerkammern, wenn ihr euch nicht verzeiht und vergleicht. Tuts gescheit sein, Leutln!"

Lange mußte er ihnen zureden, bis sie sich endlich einander die Hand gaben, der Wuisel und die Straßengaukin, und verträglich, wo nicht allzuverträglich, miteinander nach Hause gingen.

Ich muß ein sehr gescheiter Mann sein. Ein besonders gescheiter Mann.

Wenn irgendwo in der Welt jemandem ein Problem aufstößt, eine wichtige Frage einfällt, die er sich nicht beantworten kann, so schreibt er mir zu und fragt mich um meine Meinung. Aber schließlich glaubt er mir sie nicht einmal, sonst würde er nicht auch andre fragen. Er fragt sehr viele, er hat sich seine Frage drucken oder tippen lassen und versendet sie in die Runde. An alle Ganzgescheiten. Er fragt eigentlich — und das verstimmt mich — gar nicht in der Voraussetzung, daß man klug und weise sei, sondern hauptsächlich deshalb weil man einen „Namen" hat, und je ungereimter, wunderlicher, lächerlicher man antwortet, je lieber ist's ihm. Man kann den Fragesteller auch frotzeln, das macht ihm gar nichts, wenn's nur ergötzlich ist und nichts kostet. Bloß Scheidemünzen will er sich zusammenbetteln, einen Sackvoll, wenn auch falsche darunter sind, reixeln kann man doch mit ihnen. Billiges Futter für sein Blatt, das alles frißt, wenn's nur voll macht. Denn der Frager ist stets ein Publizist, und die Antworten werden veröffentlicht. Da muß die Welt in ihren Er-

kenntnissen doch endlich voranrücken, wenn die Offenbarungen gleich so schockweise daherkommen.

Nahezu — ich übertreibe nicht arg — täglich rücken solche Rundfragen an. Zum Beispiel: „Was denken Sie über den Parlamentarismus?“ „Welche sind Ihre Lieblingskünstler?“ „Sind Sie für oder gegen die Todesstrafe?“ „Tragen Sie Bauchbinden? Wenn ja: warum? Wenn nein: Warum nicht?“ „Ihre Meinung über den Wert der Kritik?“ „Wie denken Sie über Homosexualismus?“ „Welchen persönlichen Beziehungen geben Sie den Vorzug? Und warum?“ „Welche Lebensweise führen Sie, daß Sie so alt geworden?“ „Wie leben Sie, daß Sie so jung geblieben?“ „Monarchie oder Republik, welche Staatsform scheint Ihnen die bessere?“ „Welche Bedürfnisse haben Sie, welchen Luxus erlauben Sie sich?“ „Ihre Meinung über das Zweikindersystem und über die Ihnen verläßlich scheinenden Mittel hiefür?“ „Würden Sie weniger gern blind oder weniger gern taub sein wollen?“ So geht es fort, jahraus, jahrein. Der Fragebogen hat nicht etwa eine Frage, sondern stets auch noch eine Anzahl von Nebenfragen, Unterfragen, Zwischenfragen — es ist oft ein wahres Kreuzverhör. Man müßte — um sie zu beantworten, manchmal weitläufige Studien machen, müßte sich selbst analysieren, sezieren — vielleicht auch blamieren. Man müßte sich gleichsam vor aller Welt wenden, das Innere nach außen, bloß um den Nöten irgendeines Verlegers abzuhelfen, der gern sein Blatt interessant machen möchte, aber zu wenig geistige Mittel dazu hat.

Vor einiger Zeit hat mich ein Berliner Zeitungsschreiber in einem Bogen, der fast so groß war wie ein Bettuch, gefragt, wie ich über die freie Liebe denke, ob und inwiefern ich derselben je gepflogen, welche Erfahrungen ich dabei gemacht hätte usw. Dieselbe Frage „wäre an alle hervorragenden Geister gestellt und von

vielen bereits beantwortet worden". Ich ließ diesem neugierigen Herrn eine Antwort schreiben, die er dem verehrlichen Publikum wahrscheinlich vorenthalten wird. Sie besteht auch nur aus einem Worte.

Hingegen habe ich einem norddeutschen Zeitungsmillionär, der in seiner Rundfrage von mir eine Gratisabhandlung haben wollte darüber, „ob Landwirtschaft oder Industrie", auch einen Fragebogen geschickt: „Wie denken Sie über meine Waldschule? Sollten die armen Waldbauernkinder, die weit in die Schule haben, im Winter dort nicht eine warme Suppe haben können?" Das war mein Fragebogen an den Millionär. Er hat ihn nicht beantwortet.

Das in dieser Sache Keckste war wohl ein Rundfragebogen, den ich vor einiger Zeit bekommen, mit folgenden Fragen: Was haben Sie für einen Beruf? Wieviel nehmen Sie jährlich an Geld ein? Wieviel brauchen Sie für Ihren geschäftlichen Haushalt? Hat Ihre Frau Vermögen? Wie viele Kinder haben Sie zu versorgen? . . .

Na, das war denn doch zu arg! Und der Höhepunkt der Dreistigkeit lag in dem unverfrorenen Schlußsatze, daß diese Fragen binnen vierzehn Tagen der Wahrheit gemäß zu beantworten seien!

Ehe meine Faust sich krampfte, um den impertinenten Wisch zu zerknüllen, sah ich es noch: Der Fragebogen kam — von der Steueradministration.

Oh — das! Meine Muskeln erschlafften, meine Wut löste sich in elegische Betrübnis. Dann griff ich zur Feder. Diesen Fragebogen muß man beantworten. Und nicht bloß das!

Zu A. in der Universalakademie sitzt ein großer Gelehrter. Eines Tages war nämlich ein talentiertes, überaus fleißiges Studentlein in die Akademie getreten.

Es setzte sich in die Bibliothek zu den vierzigtausend Büchern und begann zu studieren. Der junge Mann studierte alle Wissenschaften. Alles, was geschrieben steht über die Beschaffenheit der Weltkörper, nahm er in sich auf. Alle geologischen, geographischen, ethnographischen, etymologischen, historischen und juridischen Kenntnisse machte er sich zu eigen. Alle Gedanken, Systeme und Theorien aller Philosophen prägte er sich ein. Alle Zweige der Naturgeschichte, der Empirik, der Technik brachte er in sein Gehirnmit unendlichem Fleiße. Und als es der junge Mann sieben Jahre lang so getrieben hatte und alles denkbare Wissen der Gelehrten aller Zeiten in sich aufgenommen hatte, wollte er eines Tages aus der Akademie hinaustreten in das Leben. Und siehe, es war der Kopf zu groß geworden, er brachte ihn nicht mehr zur Tür heraus. Schade, gerade den gescheitesten Menschen hätten wir so notwendig gebraucht, und der kann nicht heraus.

Da habe ich in einer bekannten Familie dem Christbaum beigewohnt. Es war nur ein Kind da, ein Knabe von dreieinhalb Jahren. Na, dem armen Jungen haben sie den Himmel ordentlich heiß gemacht. Das geht nicht bloß bei der Hölle, es geht auch beim Himmel. Eltern, Großeltern, Tanten, Onkeln und Hausfreunde hatten dazu redlich beigetragen; bin ich doch selbst mit einem hölzernen Schaukelpferd gekommen. Gewünscht hatte der Kleine sich einen Baukasten. Wochenlang vorher sprach er vom Baukasten, träumte er in der Nacht vom Baukasten und betete sein tägliches Vaterunser, daß ja das Christkind den Baukasten bringe.

Nun war die Stunde da. Die Doppeltür ging auf, ein Christbaum mit hundert Kerzchen, zweihundert goldenen Nüssen, Herzen, Sternen, strahlte jenes silberne Dämmerlicht, das diesem Baume eigen ist, durch das

Zimmer. Der Knabe hatte keinen Blick für den Baum, er stürzte auf einen Handwagen zu, der vor dem Tische stand und mit dem er sofort ein Fuhrwerk versuchen wollte. Aber schon ließ er den Arm sinken, um ihn nach dem Hampelmann auszustrecken, der von einem Aste niederhing. Dieweilen sah er auch schon ein kleines Spinett, auf dem er einige Tasten anschlug, während ihm mein Reitpferd ins Auge fiel. Im nächsten Augenblicke saß er darauf und schaukelte. Aber schwupps war er wieder auf den Füßen, denn er hatte den Baukasten erblickt. Mit solcher Hast riß er den Deckel auf, daß die Bausteine zu Boden kollerten. Er hatte nicht Zeit, sie zu sammeln, denn sein Auge war auf eine Arche Noahs gestoßen, die breit und ruhig, wie auf dem Berge Ararat dastand, mit ihren Tigern, Lämmern, Hirschen, Affen, Krokodilen und Elefanten. Natürlich heischten diese Tiere persönliches Eingreifen. In wortloser, zitternder Hast, ein fieberhaftes Glühen in den Augen, wurde der Kleine so von einem Gegenstand zum andern gerissen. Daß das Kind gar vielleicht einen frommen dankbaren Blick auf den leuchtenden Christbaum legte, daran war nicht zu denken. Denn während der Knabe kaum das Bilderbuch erblickte, sah er auch schon den kleinen Eisenbahnzug, und dann die Trompete und dann die funkelnde Pickelhaube mit dem dazu gehörigen Säbel. Dann erst die Bleisoldaten. Mit jedem dieser wunderbaren Dinge wollte er sofort anbinden, doch während er einige Schläge auf der Trommel tat, winkte wieder das Pferd, die Arche Noahs und so weiter. Und so wurde das arme Kindesherz gehetzt von einem zum andern, bei keinem war ein Verbleiben, und selbst wenn der Knabe ein paar Minuten mit den Tieren spielte, schob der Onkel den Eisenbahnzug vor, blies der Großvater in die Trompete, und jedes war bestrebt, zu gleicher Zeit alles vor dem Kleinen zu entfalten — so daß er, als die Schlafstunde kam, nur

so verwirrt hintaumelte, überreizt und doch ungesättigt zu Bette gehen mußte, um einen unruhigen Schlummer zu tun.

Nun hockten die Alten bei der Bescherung da und schauten sich an. Ob sie dabei auch etwas gedacht haben? Mir wenigstens wurde es erst am nächsten Tage klar, wie dumm und herzlos der ganze Trubel gewesen war. Weinen hätte ich mögen, so bitter hat mich das beschenkte gehetzte Kind erbarmt. Wie schön, wie süß und freudenreich wäre der Christabend gewesen, wenn es seinen Baukasten bekommen hätte und sonst nichts! Nichts, das es gestört, beunruhigt, abgelenkt hätte von der behaglichen Kindesfreude. Aber nein, kistenweise muß ihm das Christbaumglück vorgeschüttet werden, damit auch dieses sonst so liebliche Glück an sich selbst ersticke. Dasselbe wiederholt sich im Kreise einer so barbarisch liebenden Familie zum Geburtstag, zum Namenstag und zu Weihnachten alljährlich wieder. Ja, so erzieht man die Kinder! Erzieht sie zur Gier, zur Oberflächlichkeit, zur Ruhelosigkeit, zur Nervosität. Nur nicht zur Freude.

1911.

In meinen ersten fünf Lebensjahren begegnete mir an jedem Neujahrsmorgen ein altes Weib. Und doch waren es jene einzigen Jahre, in denen ich von einem Unglück so wenig wußte, wie eine Feldmaus von der französischen Revolution. Freilich bedeuten alte Weiber Unglück, aber nur für sich selber. Wenn aber das „alte Weib" die Ahndl ist? Des Vaters Mutter? Dann bedeutet es Glück, vollgerütteltes, aufgegupftes Glück.

Meine Ahndl vor etlichen sechzig Jahren war ein kleines, regsames Weiblein in dunkelblauem Kittel und mit einem blauen, weißgetupften Kopftuch, das sie wie eine Art Haube trug, hinten zusammengebunden, so daß die Endflügel hinabhingen. Sie hatte ein kleines runzeliges Gesicht und knochige, stets kühle Hände. Sie konnte tüchtig reden, und wenn sie anfing, da mußte alles still sein im Hause. Ihre ganze Zärtlichkeit brauchte sie bei mir auf, dem Ältesten von damals fünf Jahren. Weiß nicht, ob für meine anderen Geschwister noch viel übrig geblieben ist. Es kann aber auch sein, daß sie ihnen ganz dieselbe Liebe bewies. So ein altes Großmutterherzlein ist ja unerschöpflich. Ich spürte diese wunderbar holde Großmutterliebe nur an mir. Gott in deinem Himmel, was habe ich in meiner Kindheit für Liebe genossen!

Aber zurzeit ist alles so selbstverständlich, erst später wird man es gewahr, was man gehabt und — verloren

hat. Ich habe ja immer die Wirklichkeit verträumt. Saß ich auch damals, vor vielen Jahren, gerne auf dem Stein vor der Tanne, wenn es Nacht geworden war, und schaute den funkelnden Himmel an und tupfte gegen ihn mit dem Zeigefinger hinauf, um die Sterndeln zu zählen.

„Die Sterndeln zählen!“ rief da einmal der Knecht Markus aus, „das haben schon Bessere probiert als du!“ Und eine alte Magd verwies: „Mit dem Finger darf man nit auf die Sterndeln deuten. Da tät man sie totstechen!“

„Fallen sie nachher herab, wenn sie tot sind?“ fragte ich.

Weil sie keine Antwort wußte, so sprach sie bloß: „Du bist ein dummer Bua!“

Da saß denn neben mir auf dem großen Stein auch einmal die Ahndl. Ich träumte zu den Sternen auf und bei ihr war's, als täte sie andächtig schweigen. So saßen wir lange. Und sie nahm mich jetzt auf einmal bei dem kleinen Handel und streichelte es ein wenig und sagte zu mir geneigt fast leise: „Du bist mein liebes Kind. Da oben ist die Ewigkeit. Schau nur hinauf.“

Es ist aber das unruhige Jahr gewesen. Auf dem Kirchweg, vor den Häusern und überall, wo Leute zusammenkamen, redeten sie laut und erregt. Aber nicht von Feld und Vieh, sondern von Robot und Steuern, von Soldaten und Schutzgarden und davon, daß man halt würd' ausrücken müssen mit Sensen und Mistgabeln. „Herrnderschlagen!“ schrie da einmal unser Ochsenbub drein. Der ist von meinem Vater davongejagt worden. Gewalttätigkeiten sind meines Vaters Sache nicht gewesen. „Was ich mit Güten nit kann zwingen, das grat ich.“ — Er hat viel „graten“ müssen.

Ich aber spitzte die Kinderohren gar scharf nach der Revolution. Kanonendonner wollte man gehört haben

übers Gebirg her, weit von Wien. Dann kamen fremde Flüchtlinge in die Gegend, die „falsches Geld“ mitbrachten. Das war ganz blau und war der „Koschild“ (Kossuth) draufgemalt. Und von der anderen Seite kamen Landwächter mit Spießen auf den Flinten. Die nahmen uns das Geld wieder weg und jagten nach den Flüchtlingen. Solcherlei ereignete sich und ich war immer voll Neugier und Angst.

Nach einer Weile war es wieder still geworden. Alles sank ins alte Geleise zurück und im Hause war es wie früher.

Aber die Ahndl! Wo ist die Ahndl! — Während des Aufruhrs war die Ahndl verschwunden. Auch nicht ein Stäubchen ist mir mehr in Erinnerung von ihrer kurzen Krankheit, von ihrem Sterben, von ihrem Begräbnisse. Wie kommt es, daß man so außerordentliche Dinge aus dem Kindskopfe verliert? Ich weiß auch nichts von einem Schmerze über den Verlust der guten Ahndl. Auf dem Friedhofe zu Krieglach findet sich kein Steinchen und kein Beinchen von ihr. In mir lebt, wie ein schwaches Lichtlein, einzig nur das Gedächtnis fort von der kleinen, emsigen Gestalt im blauen Kittel und von ihrem Worte: Du bist mein liebes Kind. Da oben ist die Ewigkeit. Schau nur hinauf.“

Vor 45 Jahren, kurze Zeit nach meiner Vertauschung des Bauerndaseins mit dem Studentenleben in Graz, wurde ich in öffentliche Wirksamkeit gezogen. Meine Professoren der Akademie für Handel und Industrie! Damals wußte ich nicht den tausendsten Teil von dem, was e i n e r von ihnen gewußt hat, und heute weiß ich mehr, als alle zusammen wissen — denn sie sind Erde. Und doch, wie wichtig war ich! Nie wieder seither hatte ich einen so erhabenen Beruf als damals. In Gegenwart von 300 Menschen hatte ich das Firmament auf-

zuspannen, den Sternenhimmel einzuhängen. Dazu kam es also: die Professoren der Handelsakademie veranstalteten in der Fastenzeit öffentliche Vorlesungen, anfangs im Festsaale der Akademie, später, als der Besuch sich steigerte, im Landschaftlichen Rittersaal. So las Direktor Dawidowski über das Leben der Blume; Professor Bischof über den Frauenkultus im Mittelalter; Professor Winter über gotische Baukunst; Professor Subić über Telegraphie und das erste Kabel, das zur Zeit durch den Atlantischen Ozean gelegt wurde; Professor Rudolf Falb (der spätere Wetterforscher) las über den Sternenhimmel. Ich hatte aus fernen Waldbergen den Ruf eines Naturzeichners mitgebracht, der den meiner dichterischen Fähigkeit weit überhallte. So hat Professor Falb mich auserlesen, ihm die großen Sternkarten zeichnen zu helfen, die er bei seinen öffentlichen Vorlesungen zu Demonstrationen bedurfte. Besonders stellten wir auf einem Blatt, das so groß war wie ein Bettlaken, einen Riesenmond dar, mit all seinen Berggipfeln, Kratern und Flächen. Und so war es auch mein Amt, während seines Vortrages die Karten zu entrollen und an den Schragen zu halten, eine nach der andern, wie sie im Texte eben dran kamen. Da die Blätter keine Henkel hatten, so mußte ich auf den Schemel steigen und sie hoch mit der Hand festhalten, wobei ich nicht die Geschicklichkeit besaß, wie sie Gottvater hat, der seit undenklichen Zeiten das Weltensystem in der Hand hält, ohne daß ihm bisher was passiert wäre. Ich verwechselte einmal den nördlichen Sternenhimmel mit dem südlichen, so daß der ganze Tierkreis des Vortragenden in Unordnung geriet. Einmal stellte ich das Sonnensystem auf den Kopf, was dem Herrn Professor nur ein leichtes Schmunzeln entlockte, und er mich damit vor dem Publikum entschuldigte, daß ich in der Handhabung der Himmelskörper eben noch Neuling sei. Als mir aber

ein anderesmal der Mond auskam und rauschend hinabfiel auf ein paar reizende Damenfrisuren, da winkte mir Falb, abzutreten, nächstesmal würde er mich nicht im Kosmos, sondern in der Garderobe beschäftigen, um den Herren die Pelze und den Damen die Muffe abzunehmen. Zum Glück kam es nicht dazu; ein solcher Sturz aus dem Sternenreich in die Gewandkammer wäre selbst für einen verwichenen Schneiderlehrling unerträglich gewesen.

Aber auch Rudolf Falb hat in den hohen Regionen weder Glück noch Stern gefunden. Als steirischer Dorfkaplan war er einst Lehrer an der Handelsakademie geworden, und als solcher wagte sein unbändiger Forschergeist den Flug zur Sternenwelt. Aber dort war — soweit bisher Gelehrte langen konnten — schon alles abgegrast, da kehrte er wieder zur Erde zurück, drang in dieselbe ein, um zu untersuchen, inwieweit die Wirkung der Gestirne auf das flüssige Erdinnere in bezug auf Erdbeben von Einfluß sei. Dann machte er eine Reise nach Südamerika und glaubte, durch Sprachstudien im Lande der Inka die Wiege des Menschengeschlechts entdeckt zu haben. Endlich kehrte Falb aus dem fernsten wieder in den heimischen Alltag zurück und sagte den Deutschen das Wetter voraus. Das alles war Unrast. Das Beste tat er damit, daß er (weltlich geworden) ein braves Weib nahm und gesunde Kinder erzog. Dieser Sternenhimmel, für den er keinen Kartenhalter brauchte, ist endlich der rechte gewesen. — Die geeichten Wissenschaftler waren diesem Autodidakten natürlich nicht gewogen, aber sie haben ihm zahllose und wichtige Anregungen zu verdanken, sowie besonders auch jeder, der persönlich ihm näher stand.

Mein Bankgenosse in der Handelsschule war einmal der Fritz Meier, ein nachdenklicher und doch wieder bummelwitziger Junge, der sich auch mit den Professoren

manches erlauben konnte, denn er war ein sehr talentierter und fleißiger Schüler. Unser Religionslehrer war damals Professor Falb, der nachmalige Erdbeben- und Wetterforscher, gewesen. Bei einer längeren Abwesenheit dieses Lehrers, schon gegen Ende des Schuljahres, wurde er von einem anderen Katecheten bei uns vertreten, der ein etwas bitzeliger Herr war. Dieser diktierte uns in einer der Religionsstunden die drei Reiche der Kirche: „Auf Erden ist die streitende Kirche, im Fegefeuer die leidende und im Himmel die triumphierende."

„Und wo ist die liebende, Herr Professor?" fragte der Fritz Meier lustig auf.

Der Katechet stutzte anfangs, dann sagte er unheimlich leise: „Meier! Mit dieser Perfidie haben Sie sich Ihr Zeugnis verdorben."

Ob es der Junge nun wußte, wo die liebende Kirche ist?

Manchmal, wenn mir Kritik und Leser etwas zugute halten, was einem anderen scharf angekreidet werden würde, erinnere ich mich an jenen bedenklichen Vorstoß in der Handelsakademie. Ein Jahr nach meiner Aufnahme mag es gewesen sein, in einer Botanikstunde. Der Professor ließ uns aus dem Kopfe bekannte Pflanzen zeichnen. Mir gab er das Kartoffelkraut auf. Aber bei einer nächsten Stunde, als der Professor die korrigierten Blätter zurückgab, zeigte er das meinige gar auffallend herum und sagte: „Sehen Sie, und das soll Kartoffelkraut sein! Ja, wenn einer, der zwanzig Jahre lang Erdäpfel gebaut hat, nicht einmal das Kraut kennt!" Ich schämte mich, redete aber auf: „Wir haben nur auf die Erdäpfel geschaut, nicht aufs Erdäpfelkraut. Das ist grad nur für die Ochsen gewesen!" — Vierzigstimmiges Gelächter aller Nationen, die in der Klasse vertreten waren. Der Professor stand starr wie ein Bildstock.

Ganz allmählich dämmerte es mir, was ich da gesagt hatte. Daß es gutgemacht werden mußte, stand mir klar und ich habe dafür auch die richtigste Form gefunden. Nach dem Stundenschluß ging ich gebrochen zum Tische hin und sprach: „Herr Professor, ich bitte um Verzeihung. Mit den Ochsen hab' ich nicht Sie gemeint!"

Er winkte mit der Hand und sagte schmunzelnd: „Gehen Sie! Ihnen muß man manches zugute halten."

„Und nebenbei bemerkt", sagt der Mann, das Gespräch unterbrechend, „ich wollte Sie gerade einmal um Ihre Meinung fragen."

„Ich bitte."

„Wenn man Kinder hat, die soll man doch so erziehen, daß sie den Kampf ums Dasein bestehen können. Alleweil nur zum Gutsein, zur Nächstenliebe — das taugt doch nicht. Da möchten sie bald aufgefressen sein. Meinen Sie nicht auch?"

„Ich? Nein. Ich meine so: Wer zum Egoisten erzogen wird, den setzt man in eine Welt voller Feinde. Wer Altruist ist, der mag ja wohl oft mißbraucht werden, aber er lebt in einer Welt von Freunden; er lebt auch für andere, und andere haben einen Vorteil davon, ihn zu erhalten."

„Die vielen Wohltätigkeiten sind ein Zeichen des bösen Gewissens", sagte da jemand. „Wenn die Leute einander nicht so viel Böses antäten, brauchten sie einander nicht so viel Gutes zu tun."

Da ist ein König. Edel veranlagt, aber herrisch und besessen vom Größenwahn. Sein Handeln und Regieren, obschon vom besten Willen beseelt, ist oft töricht und unselig, aber er verträgt keinen redlichen

Rat. Auf einer Fahrt über Land kommt dieser König in eine gräßliche Todesgefahr und ein armer Spielmann rettet mit Einsatz seines eigenen Lebens das königliche.

Zu ihm sagt der König: „Spielmann! Verlange was du willst, wenn es in meiner Macht steht, soll es dir werden."

„König, ich möchte Hofnarr sein, und die Wahrheit sagen dürfen. Höflich und gestreng, wenn du was nicht recht machst."

Da stutzte der König. Weil er es aber versprochen hatte, so sagte er: „Gut, du sollst unter vier Augen freimütig zu mir reden dürfen."

„So meine ich es nicht, mein König. Ich möchte ein spaßhaftes Blatt herausgeben, geheißen „Der Hofnarr", und in demselben lustig alles sagen dürfen, was uns an dem König recht und nicht recht ist."

Ein Witzblatt. Von dem erträgt man's noch fast am leichtesten. Der König sagt zu und der Spielmann spricht es wöchentlich einmal in alle Welt hinaus, was der König Gutes vollführt und was er für Torheiten macht.

Anfangs ist der Hofnarr hübsch artig, um den Herrn nicht kopfscheu zu machen, sondern nach und nach abzuhärten. Der König ergötzt sich zuerst an der Kritik, ärgert sich, lacht wieder, nimmt manchen derben Rat an, und befolgt ihn. Der Hofnarr wird dreister, rügt nicht allein des Königs Torheiten, bespöttelt auch dessen Weisheit, er freut sich am Spott an sich und endlich verhöhnt und verreißt er alles mit giftigem Witz, was der König tut und der Fürst wird zum Gelächter seines Volkes. Der kann machen, was er will, alles wird verhöhnt. Da verfällt er in ein tiefes Grimmen.

Aber er hat sein Wort gegeben und will es nicht brechen. Er läßt eines Tages den Herausgeber des „Hofnarren" zu sich rufen und sagt: „Liebes Läster-

maul! Tauschen wir unsere Ämter. Du regierst das Reich und ich schreibe die Kritik."

Dieser Märchenstoff ist mir gestern während des Rasierens angeflogen. Seither umgaukelt er mich. Wer was Gutes daraus zu machen weiß, ich schenke ihn her. Den Schluß könnte man vielleicht so machen, daß die beiden wirklich ihre Ämter tauschen und daß der regierende Hofnarr-König den kritisierenden König-Hofnarren ein bißchen — hängen läßt. Man weiß ja, daß niemand weniger eine Kritik verträgt als der Kritiker.

Wie gefährlich es ist, allzu strenge Lebensgrundsätze aufzustellen, das Christentum allzu straff zu spannen, das zeigt sich an Tolstoi. Dieser starke Mann hat strenge Lehren gegeben, strengere und immer strengere, bis ihm am Ende auch die Willigsten nicht mehr zu folgen vermochten. Es blieben seine Verehrer zurück, es blieben seine Freunde zurück, es blieb seine Familie zurück, und endlich mußte er gestehen, daß auch sein eigenes Leben seiner Lehre nicht mehr entsprechen konnte. Wenigstens nicht, solange er unter Menschen lebte. Erst Einsiedler mußte er werden, und das mußte er, um sich nicht selber untreu zu werden und um zu zeigen, wie heiliger Ernst ihm seine Sache ist. Tatsächlich ist er aber damit angekommen — jenseits des Christentums. Denn Christus selbst hat menschlich unter Menschen gelebt, seine Lehre war nicht für Einsiedler, nicht bloß für ein eigennütziges persönliches Erlöstwerden, nein, diese große Lehre war eine soziale, war für die beisammen und füreinander lebende menschliche Gesellschaft gegeben.

So denke ich mir oft, wer was Rechtes erreichen will, wer nicht bloß einzelnen, wer vielen Mitmenschen nützen will, der soll nicht extrem werden, soll nicht Übermenschliches verlangen. Es werden ja immer einzelne aufstehen, die der Menschheit in Lehre und Leben

das höchste Ideal zeigen. Tolstoi ist ein solcher, man bewundert ihn, man vergöttert ihn, aber — man folgt ihm nicht.

Mich hat man gelegentlich den deutschen Tolstoi genannt. Beileibe nicht in der erzählenden Kunst, die „kann“ ich nicht und ist mir gleichgültig, als vielmehr in der Sehnsucht nach sittlicher Vollkommenheit an mir und den Mitmenschen. Hierin mag ich wohl so ein kleines Tolstoiserl sein. Allerdings ein recht zahmes und bequemes, mit dem großen verglichen. Aber selbst dieser bequeme, scheint es, wäre noch zu spießig. Mich deucht, die Lebensvorschläge, die i ch mache, müßten die allermeisten Leute an sich durchführen können. Und wie oft ertappe ich mich dabei, daß ich sie selber nicht zu halten vermag. Na, wenigstens strengt man sich an, Erreichbares zu erreichen, während man sich vor dem Unerreichbaren keine Mühe mehr gibt.

Wer die Menge aufwärts bringen will, der muß breitere Straßen wählen, die in sachten Schlangenwindungen vielleicht auf den Rigi führen können, nie aber auf das Matterhorn. Man muß es bei Beginn der Wanderung ja nicht gleich sagen, wie hoch man hinauf will. — Persönliche Neigung hätte auch ich (wie Tolstoi) für das Matterhorn. Aber was macht man allein dort oben? Ich erinnere mich an ein Wort meiner Mutter, als sie schon sterbenskrank war: „Wenn nicht auch ihr alle nachkommen tätet, ich allein möcht' nit im Himmel oben sein.“

Man hat viel herumgeraten, warum Tolstoi an den letzten Lebenstagen in die Einsamkeit geflohen ist. Hat er es getan, um seine Schriften zu bestätigen? Wollte er als Büßer zu seiner Kirche zurückkehren? Hat er es im Delirium der Einbildung getan oder im Schwachsinn des Alters? Hat er sich mit seiner Frau nicht vertragen? So frägt und rät man. Wer Tolstois Leben

und Lehren überblickt und seinen persönlichen Charakter erwägt, für den ist es doch klar, daß er für sich endlich die äußerste Konsequenz zog. Ich hatte so etwas bei Tolstoi schon lange erwartet. Altersschwäche ist nach meiner Meinung nicht zu spüren in seiner heldenmütigen Flucht. Eher der Wahnsinn des Genies, am wahrscheinlichsten ist es die Starrheit seines Willens. Oder etwa als Büßer zur Kirche zurückzukehren? Ein Tolstoi! Dann hätte er nicht noch in der letzten Zeit seine antikirchlichen Schriften zur möglichst größten Verbreitung der Menschheit honorarlos hingegeben, was eben zum Bruche mit seiner Familie führte. Sich mit seiner Frau entzweit, natürlich, weil sie als Hausfrau und sorgende Familienmutter mit seinem Gebaren nicht einverstanden war, weil sie ihm zu Hause das asketische Leben nicht möglich machte, so wie er es wünschte. Dieser Mann war dessen, was wir Zivilisation, Kultur, Gesellschaft nennen, satt bis zum Erbrechen. Ich kann es ihm teilweise nachfühlen. Der Reichtum seines inneren Lebens entschädigte ihn zehnfach für das äußere. Dichter sind ganz eigentümliche Leute, ob Christen oder Atheisten, sie bergen in ihrem Herzen ein Himmelreich, das dem, von welchem Christus sprach, nicht sehr unähnlich ist. Diese innere selige Welt nun wollte der sterbende Tolstoi, von allem Erdenkehricht gereinigt, seinem Schöpfer zurückgeben. In eine Anachoretenhöhle des Sinai oder sonst wohin hätte er sich eigentlich flüchten müssen, aber seine körperliche Kraft trug ihn nur noch bis zur nächsten Klosterzelle, wo er nicht als „Bekehrter", sondern als flüchtiger Gast Zuflucht suchte, um einmal ungestört bei sich selber sein zu können.

Dazu kommt hier noch die religiöse Schwärmerei, die im Alter so häufig zum Fanatismus wird. Ein Fanatismus, der übers Ziel schießt — über die Menschenliebe hinaus. Die Leiden, die der alte totkranke Leo

Tolstoi jetzt seinem Weibe, seinen Kindern angetan hat — sie lassen uns vermuten, daß in diesem grundsätzlich aufgebauten Urchristen — ein hartes Herz schlägt.

Als die vorhergehenden Zeilen geschrieben wurden, war Tolstoi auf der Flucht in die Einsamkeit. In der Klosterzelle war es für ihn nichts, er zog weiter und unterwegs, in einem einsamstehenden Bahnhofgebäude, ist der 82jährige Dichter und Prophet gestorben. — Soll ich das Wort vom „harten Herzen" stehen lassen? Seine Gattin, die ihm nachgeeilt, die sich vor sein Krankenlager verzweifelt flehend auf die Knie geworfen, hat er nicht mehr angehört; unversöhnt ist er von ihr gegangen, die seit fast 50 Jahren seine Lebensgefährtin gewesen, die seine „Schrullen" und „Absonderlichkeiten" mit kaum ausreichender Kraft ertragen hat. Dafür, daß er sich in der Wahl seiner Frau geirrt hatte, schied er von ihr als herzloser Fremdling. Ist das nicht grausam hart? Aber man weiß ja nicht, was zwischen ihnen war. Vielleicht nichts als das Bibelwort: Du sollst deine Familie verlassen und mir nachfolgen? — Tolstoi hat auch noch eine andere Familie verlassen, seine Kirche. Denn auch die Kirche war ihm hinderlich bei seiner Nachfolge Christi. Darob hat sie ihn exkommuniziert und verweigerte ihm den Sterbesegen, da er nicht widerrief. Ich möchte nur wissen, was Leo Tolstoi vor seiner Kirche zu widerrufen gehabt hätte? Daß er das Christentum weit strenger und tiefer auffaßte, als sie es tut? Daß er das Christentum mit heiligem Ernste zu leben trachtete, ohne dazu die Zeugenschaft der orthodoxen Kirche in Anspruch zu nehmen? Hätte er das widerrufen sollen? Weil er es nicht tat, so wäre dieser größte, erschütterndste Büßer unserer Zeit im Sinne der Kirche unbußfertig gestorben?

Ein wahres Glück, daß Jesus Christus nicht der

griechisch-orthodoxen Kirche angehörte, er wäre unfehlbar exkommuniziert worden.

Tolstoi schöpfte in der zweiten Hälfte seines Lebens seinen Glauben und seine Weltanschauung aus dem Evangelium. Ein kirchliches Blatt meinte nun, er habe sich die Lehre Jesu nach seinem eigenen Wunsch und persönlicher Willkür zurechtgemacht. Da — sollte man meinen — wäre sie wohl sehr kommod ausgefallen. Schauet nun aber einmal hin, wie Tolstoi gelebt hat! In der Heiligen Synode sitzt keiner, der es ihm nachmachen könnte und wollte. Die Lehre des Herrn in ihrem allerstrengsten Sinne! Und weil der russische Dichter auch der Auferstehung und dem ewigen Leben einen besonderen, ihm persönlich faßbaren, lebendigen Sinn gab, so hat die Heilige Synode geglaubt, ihn von ihrer Kirche ausschließen zu sollen.

Und schließlich hat sie ihn wieder haben wollen. Aber Tolstoi hat es so gemacht, wie der freisinnige Bauer Konrad Deubler in Goisern. Der fürchtete, daß man ihn in der Seelenschwäche des Sterbenden zur Kirche überreden könnte. So erklärte er in gesunden Tagen alles, was er etwa zuletzt, seiner Vernunft nicht mehr mächtig, widerrufen oder zugestehen möchte, für null und nichtig. Tolstoi hatte seiner Familie vorwegs aufgetragen, von seinem Sterbebette die Gefahr einer Bekehrung fern zu halten.

Bekehrung! So einer soll zur Stunde, als er sein gegenwärtiges Leben verliert, auch sein vergangenes Leben verleugnen, das erfüllt von edlen Absichten und von Opfermut gewesen — es ist viel verlangt. Und wozu? Um den erbaulichen Stoff zu liefern für hunderttausend orthodoxe Predigten.

Die Pietät ist durch den Pietismus in Mißkredit gekommen, weil Frömmigkeit zu oft mit Frömmelei verwechselt wird. Bismarck nannte sich selbst einen Pietisten, weil er an Jesus als den Sohn Gottes glaubte. Und doch darf man Glauben, Frömmigkeit und Pietät nicht vermengen. Pietät gehört nicht bloß der Religion an, sondern auch und vielmehr noch der Ethik im allgemeinen. Treue, Dankbarkeit und Ehrfurcht zusammen geben ungefähr das, was man Pietät nennt.

In unserem Zeitalter ist sie stark außer Kurs gekommen, besonders bei jungen Leuten. Ein Student und Pietät! Ein moderner Literat und Ehrfurcht! Treue allerdings wird verlangt; Dankbarkeit wird von anderen begehrt, an sich für überflüssig gehalten. Aber diesen Tugenden fehlt die Seele, wenn Pietät nicht vorhanden ist.

Pietät hängt gerne mit einer mystischen Stimmung zusammen, nötig ist das nicht; Liebe, Ehrfurcht und Dankbarkeit im Bewußtsein, und man kann auf die vernünftigste Weise Pietät haben.

Wir pflegen Pietät zumeist auf Abwesendes, Abgeschiedenes, äußerlich Verlorenes zu beziehen. Auf teuere Verstorbene, auf Dinge und Sitten, die an Vorfahren erinnern, auf alles, was in unserem liebreichen, dankbaren Gedächtnisse lebt. Und wohl auch auf göttliche Anbilder, die unsere Ehrfurcht heischen.

Pietät findet man am wenigsten bei Halbgebildeten, doch viel bei Hochgebildeten und noch mehr im Volke. Im Volke geht sie am tiefsten, ist aber nicht rein von Vorurteilen und Aberglauben. Doch ist sie oft überaus liebenswürdig und voller Poesie.

Einige Beispiele volkstümlicher Pietät will ich nun aus dem altsteirischen Bauerntume mitteilen.

Vor allem ehrt der Altbauer alles, was Mensch ist und hier wieder besonders den Christen. Wenn er ge-

legentlich einen Christen beschimpft, so nimmt er an ihm die Christenheit aus. „Dieser Kerl ist ein Hund, Christenheit ausgenommen.“

Der Bauer hält es für einen Frevel, wenn man jemanden ausspottet, spottweise seine Stimme, Redensart oder Gebärden nachäfft. „Solchen Spöttern soll man eine glühende Kohle auf die Zunge legen.“

Als ich meinen Vater einmal ins Theater führte — er war an sechzig Jahre alt, als er das erstemal theaterspielen sah — da schüttelte er den Kopf. Es gefiel ihm nicht. „Wenn's ihnen nit Ernst ist, was tun sie denn so? Andere so nachmachen da! das heißt ja Leut' ausspötteln!“ Alle Vermummungen waren ihm zuwider, er fühlte sie wie etwas Falsches, das das nicht ist, was es vorstellt. — Uns Kindern einst war es scharf eingeprägt worden, alte Leute in Ehren zu halten. Und sei es eine alte brummige Magd oder ein alter, unsauberer Bettelmann, wir mußten freundlich sein mit „so einem alten Leut.“ Junge Leute, die sich mit den alten Schimpf und Spott erlaubten, wurden vom Hausvater schlimm hergerichtet. „Ihr werdet wohl auch selber einmal alt werden, bedenkt's! Sollen euch nachher auch die jungen Rotzlecker ausspötteln?“

Wenn der Bauer Korn sät, so wirft er die erste Handvoll kreuzweise auf die Erde. Wenn er einen Brotlaib anschneidet, so macht er vorher daran mit der Messerspitze das Zeichen des Kreuzes. Mancher Holzknecht hackt auf den Stock des gefällten Baumes ein Kreuzzeichen ein. Solcherweise besegnet das Volk vieles, was ihm lieb ist.

Ein zufällig verstreutes Stückchen Speise, sei es eine Brotkrume, sei es ein Spältchen Obst usw. wird der Bauer nicht auf dem Boden liegen lassen, sondern es in Ehrerbietung aufheben, „es ist Gottesgab'!“ Und wenn er es schon selber nicht mehr ißt, so wird er es einem

Tiere geben. „Verurasst werden darf's nit!" Ebensowenig wird der Bauer auf dem Felde einen Kornhalm liegen lassen; nicht gerade immer aus Sammelfleiß, sondern weil „Gottesgab nit zertreten werden darf."

Während eines Gewitters bekreuzigt man sich bei jedem Blitze das Gesicht. Während man eine Sternschnuppe fallen sieht, muß man einen guten Gedanken haben. — So werden die Naturerscheinungen vielfach geehrt und geweiht, damit sie nicht mehr so unheimlich sind. Die Furcht wird Ehrfurcht.

Echte Pietät knüpft sich an Dinge, die als Andenken an verstorbene Menschen vorhanden sind. Die ärmste, einfältigste Magd wird in ihrem Gewandkasten ein Andenken haben, das sie nur der Freundin zeigt und das sie selbst bloß an bestimmten Tagen betrachtet — sei es ein Heiligenbildchen von der Mutter oder ein hölzerner Rosenkranz vom Vater oder ein verblaßtes Seidentüchel von jemandem, den sie „auch einmal gern gehabt hat". Derlei gibt sie nicht weg, so lang sie lebt. „Dann sollen sie's verbrennen." Das Verbrennen ist im Volke der beliebteste Vernichtungsprozeß für geweihte Dinge — von dieser Seite aus stünde der Leichenbestattung nichts im Wege.

Wenig Pietät zeigt der altsteirische Bauer für Gräber auf dem Kirchhof. Manchmal ein Vaterunser davor beten, das schon; aber das Grab schmücken, mit Denksteinen versehen — das ist Herrenmode. Der tote Leib bedeutet ja nichts mehr und die Seele ist nicht im Grabe.

Das feste Verharren des Volkes im Katholizismus hat seine Hauptursache nicht immer in dieser Kirche an sich, vielmehr in der Pietät zu den Vorfahren, „die auch denselben Glauben gehabt haben". In der Pietät wurzeln die alten Einrichtungen und Sitten. Und man soll einmal beobachten: wer gar so für den Fortschritt, für das Neue und Fremde ist, dem fehlt es stark an Pietät. Und

wo diese fehlt, da ist's auch mit der Treue windig bestellt. Dann ist die Haltlosigkeit fertig und damit auch die Fahrigkeit und die Unkraft des Volkes. Unser Bauerntum würde heute nicht so hinfällig und wurzellos geworden sein, wenn es seine alte Pietät noch bewahrt hätte. Ja, unser ganzes deutsches Volkstum wäre nicht in dem Maße gefährdet, wenn die Ehrerbietung für die alten deutschen Sitten noch vorhanden wäre.

Wer im Volke das Unkraut des Aberglaubens ausrotten will, der soll acht geben, daß er kein edles Pflänzchen Pietät mit vertilgt! Solches Pflänzchen soll er lieber betreuen und verbreiten, überall weiterpflanzen — damit es nicht ganz ausstirbt in der Welt.

In einem böhmischen Städtchen habe ich meine Vorlesung einmal mit diesen Worten eingeleitet: „Eine besondere Bitte hätte ich, liebe Zuhörer. Nach gemeinem Brauch wird während und zum Schluß einer Vorlesung geklatscht. Das habe ich nicht gern. Gegen das Zischen kann man weniger sagen, das ist stets aufrichtig gemeint Der lärmende Applaus ist eine welsche Sitte, er zerstört oft die Stimmung, leitet den Vortragenden wie den Zuhörenden manchmal vom Inhalte ab und erregt Eitelkeit, die der Sache nie nützlich, den Personen manchmal schädlich ist. Man merkt es schon auch so, aus dem übrigen Verhalten der Zuhörer, ob ein Vortrag gefallen hat oder nicht. Also bitte schön, das Klatschen sein zu lassen!"

Bravo! Bravo! Großer Applaus! — Meine „Bescheidenheit" will man, wie ich nachher erfuhr, beklatscht haben. Man sollte meinen, es sähe eher wie Unbescheidenheit aus, wenn einer so sicher den Applaus erwartet, daß er sich davor schützen zu müssen glaubt. Unbescheidenheit, wenn so ein Steirer daher kommt und eine überall fest eingewurzelte Sitte abbringen will. — Na aber!

Wenn einem etwas so gar nicht gefällt und man muß es doch aushalten, nicht bloß an sich, sondern auch an anderen, mit anderen, im Vortragssaal, im Theater, im Konzert, oft nach dem Sprichwort: Eine Hand pascht die andere — da darf man doch wohl einmal sagen: Das sollte abkommen. Am zuwidersten ist ein lärmender Applaus bei Musikstücken, wo er alle Stimmung und Nachklänge zerstört. Dann auch im Schauspiel, wo er aus der Illusion, und aus der Welt des Scheines in die Alltäglichkeit zurückreißt. Nach Verklingen der Musik, nach Sinken des Vorhanges einige Augenblicke andächtigen Schweigens würde den Eindruck vertiefen und befestigen.

Nur das sehe ich ein, daß der Theatermensch, der Schauspieler, des lauten Beifalls bedarf. Er, dem die Nachwelt keine Kränze flicht, den die Kritik morgen vielleicht mit Bosheit überhäuft, er ist auf dieses tägliche Brot angewiesen, um Mut und Kraft nicht ganz zu verlieren. Solange nicht eine bessere Form erfunden wird, in der das verehrungswürdige Publikum dem Schauspieler seinen Dank bezeugen kann, so lange wird man das Klatschen wohl bestehen lassen müssen. Der Vorleser hingegen ist zumeist nicht angewiesen und oft auch nicht erpicht auf Beifallsgeklatsche, das nichts weiter als eine herkömmliche Zeremonie bedeutet, bisweilen sogar den Geschmack eines Almosens hat.

Es gibt Leute, die bei warmem, sonnigem Wetter nicht ausgehen mögen. Weiches Wetter welkt sie. Aber in einem wüsten Februarföhn ging der Kranke auf den Schloßberg. Gehen — das ging nicht, der Sturm hätte ihn niedergestoßen; das Aufstehen wäre auch vergeblich gewesen, der Sturm hätte ihn immer wieder zu Boden geworfen. Also mit der Elektrischen hinaufgefahren! Aber der Föhn, wird er nicht den Wagen umwerfen?

Nein, das tat er nicht; doch die Bäume zu beiden Seiten der Bahn brach er und wollte die Äste und Wipfel auf den laufenden Wagen werfen, aber er traf ihn nicht. — Wir waren oben. Das erste, als ich ausstieg, daß mich der Wind enthutete. Aber der Kopf stand fester, der bot dem Sturme die Stirn. Ich empfand in mir wieder jenes wonnige, erhabene Urgesundsein wie immer, wenn die Elemente rasen. Sie rasen ja nicht, sie betätigen ihr Leben, sie sind im Zeugungsrausche, sie gebären das Werdende. Das Antlitz dieser Stunde vergesse ich nicht. Die Berge — sonst mit Staub der Stadt, mit Rauch der Schlote fast verhüllt — standen in Klarheit wie am ersten Tage. Und nahegerückt, daß man an den Hängen die Bäume hätte zählen können. Und ihre Felder und Matten hatten einen schwefelgrünen Schein. Und hinter den Bergen stand eine schwarzblaue Wolkenwand auf, finster wie eine von Norden anrückende Thomasnacht. Aus ihr hervor spann der Sturm graue Nebelsträhne und ließ sie hinflattern über den weiten Himmel. Den Sonnenglanz wollte er ersticken, der noch im Süden goldete. Die nördlichen Berghäupter waren jetzt schon im Schleier eines Gestöbers, das auf den Höhen Schnee, in der Niederung Regen sein mochte. Auf meiner Schloßberghöhe schmolzen die dünnen, über dem Boden leichtgelockerten Eiskrusten der letzten kalten Wochen und ihre Wasser rieselten in vielen Bächlein dahin. An aperen Stellen lugten schon unvorsichtige Gräserlanzchen hervor, sie hörten das Donnern der wilden Lüfte, sie sahen das grimmige Reißen der Bäume, das leidenschaftliche Hinschlagen des einen auf den andern, die sich da aufweckten zu neuem Lenzen, Knospen und Blühen.

Und in diesem Aufruhr der Wiedergeburt, da war der Kranke gesund. Sein Menschenkörperlein war Nebensache geworden, er war eins mit dem ewig in Krämpfen

und Wonnen sich verjüngenden Leib des Grenzenlosen. Frühlingsföhn — Neugeburt der Ewigkeit!

Dann ist er in dem brausenden, ästeschleudernden Wald wieder talwärts gestiegen. — Unten kam die Straße entlang ein kleiner Leichenzug. Voran das umflorte Kreuz. Dann der Geistliche mit schwarzer Stola. Dann der über vier dunklen Trägern schwankende, schmucklose Sarg. Ihm folgten zwei kleine Knaben, kinderhaft tändelnd. Dann ein paar ärmlichgekleidete Leidtragende. — Warum Trauer, wenn ein Mensch verwandelt wurde? — Immer die gleiche Geschichte: Nicht dreihundert Schritte hinterher ein gedeckter Wagen, mit zwei flinken Schimmeln bespannt. Der Peitschenstab des Kutschers war umwunden mit Myrten. Sie zitterten im Frühlingsföhn. Die Myrten am Kutscherstab bedeuten hier: Im Wagen sitzt ein Brautpaar. — Der Leichenzug und der Hochzeitszug, sie haben die gleiche anfang- und endlose Straße der Verwandlungen.

Je flotter du traben läßt, Hochzeitskutscher, je bälder holst du — den andern ein.

Vor kurzem ist in unserer Stadt ein altes Fräulein gestorben, das ein merkwürdiges Leben geführt hat. Es wohnte in einem Dachzimmer, das fast nie geheizt wurde. Die Milch, mit der es sich vorwiegend nährte, trank es am liebsten ungekocht, um Brennholz zu ersparen, das es sich in dürren Ästlein zusammenlas, wie solche im Stadtpark und auf dem Schloßberg von den Bäumen fielen. Oft ging die alte Frau, wie man nach ihrem Tode in den Zeitungen las, auf den Gemüsemarkt und erbat sich Abfälle, um sich daraus Mahlzeiten zu bereiten. So lebte sie in allem auf das kümmerlichste dahin. Aber sie war zufrieden und heiter, weil sie in ihrem wurmstichigen Schrank Wertpapiere und Sparkassebücheln im Werte von beinahe einer Viertelmillion Kronen

karg! — Das war aber eigentlich nicht das Merkwürdige, sondern bloß der Typus alter Geizhälse. Diese alte Frau war kein Geizhals, der sich von seinem Gelde nicht trennen mag; sie hing nicht am Gelde. Als sie alt und krank wurde, teilte sie ihre Vermögen zweien Vertrauten mit, auf daß sie es den Armen und Notleidenden und anderen wohltätigen Zwecken ihrer Heimatsstadt zuwenden sollten.

Sie hatte also ein halbes Leben lang für andere gebettelt und gesammelt. Sie hatte mit Willen und Absicht gefastet und Entbehrung aller Art gelitten und Demütigungen erduldet, damit sie den Armen ein reiches Vermächtnis hinterlassen konnte.

So habe ich diese Person verstanden. Es tut ja so wohl, hie und da doch noch eine Heilige zu finden, ohne sie dichten zu müssen.

Am Faschingdienstag kam ein alter Bekannter zu mir und erzählte eine Geschichte von Gottvater und dem Petrus.

Gottvater beklagte sich eines Tages darüber, daß die Leute auf Erden, wenn sie sauren Wein haben, immer ausrufen: „‚Herrgott, der Wein ist schlecht!‘ Immer dieses Verbinden meines Namens mit schlechten Dingen, das ist ärgerlich!“

„Dagegen wüßte ich schon einen Rat“, antwortete der Petrus, „laß doch einmal einen recht guten Wein wachsen“.

„Du hast recht, Petrus, und das tue ich“, sagte Gottvater. „Daß sie doch auch Gelegenheit haben, meinen Namen mit guten Dingen zusammen zu nennen.“

Hierauf ließ er ein ganz ausgezeichnetes Weinjahr los. Und dann schickte er den Petrus hinab, um zu erfahren, was die Leute dazu sagten.

Der Petrus blieb lange aus und als er endlich zurückkam, war er sehr mißmutig.

„Nun, Petrus, was sagen sie zum neuen Wein?“ fragte ihn Gottvater.

„Herr“, antwortete der Petrus, „du hast kein Glück. Du kannst machen was du willst, so werden sie dir doch nie die Ehre geben.“

„Was treiben sie denn?“

„Ja“, sprach der Petrus, „da zechen sie, schnalzen mit der Zunge und sagen: „Teufel, der Wein ist gut!“

Ich habe eine Menge Gassenfreunde, mit denen ich beim Begegnen stets Grüße wechsle, ohne zu wissen, wer sie sind. Da hat mich einmal in vergangenen Zeiten ein Herr auf der Gasse gegrüßt. Ich habe höflich gedankt. Das andere Mal hat er wieder freundlich gegrüßt, das nächste Mal ebenso. Später grüßte ich den artigen Mann womöglich zuerst. Und so grüßen wir uns seit vielen Jahren, ohne daß ich weiß, wer der Herr ist. Er wird mich ja kennen. Hat er aber eine Ahnung, daß ich ihn nicht kenne? Kann ich jetzt noch fragen: „Mit wem, geehrter Herr, habe ich eigentlich das Vergnügen?“ Unmöglich, das hätte ein Vierteljahrhundert früher geschehen müssen. — Und solche Freunde, die ich von Angesicht zu Angesicht recht gut kenne, ohne zu wissen, wer sie sind, habe ich recht viele.

Da ist besonders auch eine Dame. Vor ungezählten Jahren in einer Gesellschaft werde ich ihr einmal vorgestellt worden sein, aber ich weiß nichts mehr davon. Jedesmal, wenn wir uns begegnen, spricht sie mich freundlich an, erkundigt sich nach meinem Befinden, plaudert über meine literarischen Arbeiten und trägt mir dann schöne Empfehlungen auf an die Meinen. — Ich warte bei solchen Begegnungen immer auf einen vorübergehenden Bekannten, den ich nachher fragen könnte: „Du!

Kannst du mir nicht sagen, wer die Dame ist, mit der ich eben gesprochen habe?" Es kommt keiner, der das weiß. Die Dame, die seit der ersten Begegnung eine Matrone geworden ist, direkt fragen? Es wäre ja zum Totschießen wegen der Verlegenheit für sie, wegen der Beschämung für mich. Heimlich hielt ich sie für die Gemahlin eines bekannten Professors, konnte aber nicht daraufkommen. Schon mit Listen habe ich es versucht. Ein Buch, daß ich bei einer Begegnung mit ihr einmal zufällig in der Hand trug, lobte ich ihr an; sie möge es ja doch nur mitnehmen, durchsehen und mir es ganz gelegentlich zurückschicken. Da würde ich, war mein Hoffen, auf einem Briefchen doch ihren Namen erfahren. Dankend nahm sie das Buch mit, und ich hatte nicht bedächt, daß man entlehnte Bücher niemals zurückgibt. — Das nächstemal fragte ich sie: „Na, gnädige Frau, was sagen Sie zu dem Buch?" — „Sie nennen mich gnädige Frau!" lachte die Dame auf. Da war ich neuerdings fährtelos. Die Professorsfrau ist das also nicht. Sie ist ein altes Fräulein oder eine Gräfin. Nun fiel mir etwas Schlaues ein. „Darf ich, meine Dame, mir das Buch holen lassen? Darf ich um Ihre werte Adresse bitten?" — „Oh, lieber Herr Dokter, meine Adresse, die wissen Sie recht gut. Schicken Sie mir doch immer so liebenswürdig meine Manuskripte zurück." — Also von dieser Gattung. Eine Schriftstellerin. Nun aber welche? Welche der ungezählten Dichterinnen unserer Stadt, die mir Gedichte, Romane, Dramen und Essays für meinen „Heimgarten" schicken? Ich bestaunte nur die Güte dieser Dame, die trotz meiner nicht immer sehr höflichen Ablehnungen bei den Begegnungen so zuvorkommend und freundlich mit mir war. Aber nach diesen mißlungenen Versuchen, das Geheimnis ihrer Persönlichkeit zu lüften, wagte ich nichts mehr. Wir blieben, wie bisher auf der Gasse alte gute Be-

kannte, ohne daß sie eine Ahnung hat davon, daß ich keine Ahnung habe, wer sie ist.

Nach langem besuchte ich wieder einmal den Tomabauer in der Kraxen. Wir sagen „Vetter“ zueinander, warum, das weiß ich nicht. Die Bäuerin trug mir eine Schüssel Milch auf, der Bauer schnitt Brot hinein und sagte: „Ban uns will halt der Kaffee deutsch nit braun werdn.“ — „Der weiße ist eh gesünder“, entgegnete ich und löffelte Milch. — „Und wohlfeiler“, sagte der Toma. Es geht noch ganz altmodisch her auf diesem einschichtigen Waldhof. Volle Ställe und volle Truhen und die erwachsenen Kinder sind willige und billige Dienstboten. — „Also, wie gehts immer, Vetter Toma?“ fragte ich brauchshalber. — „Auf der bessern Seiten nix nutz, Vetter Peter.“ Die Redensart ist wenigstens dreihundert Jahre alt und wird angewendet in guten wie in schlechten Zeiten. — Als ich aufstand, ging der Toma mit mir über das Feld hinaus. „Han dih eh schon amal wölln hoamsuachn“, gestand er, „ein guatn Rat kunnt ih brauchn“. Das war die Einleitung und dann redete er weiter — ganz still anfangs, als sollten es die Kornschöber nicht hören dürfen, die hin und hin standen. Und kam noch verwunderlich bald zur Hauptsache. „Denk dirs, Vetter, ih han um tausend Guldn zviel Geld. Und die möcht ih aufhebn, guat aufhebn. Hörst, und da is mir eingfalln, ein Preis kunnt ih stiftn damit, für meine Nachfahrer, daß sie mir beim Hof bleibn in derer Zeit, wo alles laufend wird. Und das tat ich mir so denkn: Ih leg jetzt tausend Guldn in die Sparkassa und laß sie hundert Jahr drin liegn mit der Gschrift, daß sie nit ehenter aufghebt werden, dürfn. Und nachher in hundert Jahrn, wenn noh ein Nachfahrer von mir da ist, ein Urenkel oder so was, und er sitzt noh aufm Tomahof, so soll das ganz Kapital

mit Zins und Zinseszins sein eigen sein.“ — „Weißt, Toma, was das für ein Haufen wär' nach hundert Jahren?“ — „Ih hans schon ausgrait't“, schmunzelte er. „So um die vierzig Tausend herum!“ Schier geheimnisvoll zischelte er mir's ins Ohr, das durften sie schon gar nicht wissen, die strohenen Kornschöber dort, daß einmal ein so schwerer Reichtum auf diesen Hof soll kommen. Sonst heben sie vor Übermut zu tanzen an und bledern das ganze Körndel aus. Dann erklärte es mir der Alte näher. Er wolle mit dieser Aussicht, daß nach hundert Jahren für einen „Nachfahrer“ ein Vermögen von vierzigtausend Gulden zu beheben sei, seine Familie auf dem Tomahof festnageln. Und jetzt sollte ich meine Meinung darüber sagen. — „Ich hab' keine, Vetter, ich hab' keine. Da müßte man sehr darüber nachdenken, ob's überhaupt geht und was es für Möglichkeiten haben könnte. Weißt, ich will einen gescheiten Mann fragen, der sich in solchen Geldsachen auskennt. Wenn du nichts dagegen hast.“ — „Is mir recht, Vetter, wenn d fragst. Aber mein Nam tua nit nenna. s brauchts neamd z wissn, daß s noh an Bauern gibt, der um tausend Guldn zviel hat.“

Den Namen habe ich also geändert. Und gefragt habe ich auch. Aber die Advokaten sagen, das ginge nicht — Geld auf hundert Jahre lang so hinlegen.

Ein Vierteljahrhundert seit jener Schreckensnachricht: König Ludwig II. hat sich im Starnbergersee ertränkt! Auf einem Ausflug an der Kainach damals, am 14. Juni 1886, daß es mir ein Fischer, ein ganz fremder Mensch dem andern, zurief: „Ins Wasser! der schöne, gute Bayernkönig!“ — So war der Romantiker auf dem Thron auch im steirischen Volke berufen wie ein Märchen aus alten Zeiten. — Nun las ich des unglücklichen Fürsten Lebensgeschichte, aufgeschrieben von Clara Tschudi,

auf dem Umweg der norwegischen Sprache in die deutsche gesetzt. Das Buch erzählt vieles, aber nicht alles. Die Tragik wird noch tiefer sein. Ein Volk, das seinem heißgeliebten König seinen einzigen ihn verstehenden genialen Freund versagen muß! Ein König, der zu irre ist, um das Reich zu regieren, und zu vernünftig, um sein schreckliches Geschick nicht zu empfinden. Ein König, dessen Grundzüge Seelenadel und Güte sind, und der doch gewütet hat wie ein rasender Tyrann gegen Wirkliches, das sich seinen Träumen naturnotwendig widersetzen mußte. Ein Baiern-König, von Größenbewußtsein verzehrt, der französischen Könige glühender Verehrer, ganz international veranlagt, und hat die deutsche Kaiserkrone, mit dem Glanzjuwel seines Bayernlandes, dem Preußenkönig aufs Haupt setzen müssen! — Vielleicht außer Richard Wagner zwei einzige Menschen, die ihn verstanden haben, wenigstens ihn behandeln konnten: Bismarck und Wilhelm I. — Ein König, der von seinen Getreuen gefangen wird in einer Weise, die ihm Verrat scheinen mußte, der von seiner eigenen verzweifelten Regierung gleichsam in den Tod gehetzt wird. — Wer kann dieses Königsdrama schreiben? Er braucht keine dichterische Phantasie mitzubringen, er muß nur die Phantasie der Tatsachen zu bändigen wissen, um das Ungeheuerliche unserem Verständnis näher zu stellen. — Ludwig, Märchenkönig du! Auf einem Thron unserer Zeit war nicht dein Platz, und doch wird das Sagenbild von dir hinüberschwanken in ein künftiges Jahrtausend — am Arme der dankbaren, trauernden Kunst.

Maikäfer. In einem heißen Aufsatz predigte ich den Vertilgungskrieg gegen dieses summende Luftschiffervolk, das uns die Bäume kahlfrißt, die Saaten, die Gärten vernichtet. Dann ging ich spazieren durch den Buchenwald. Auf einmal flog ein Maikäfer her-

nieder, klatschte vor mir zu Boden, wo er hocken blieb. Ich hob schon den Fuß mit dem schweren Stiefel, es wäre ein schöner Tod gewesen, aber in mir rief es: Halt! Das Tierchen lebt auch gern. — Dann schritt ich weiter und allmählich fragte es in mir bescheidentlich, warum ich eigentlich den Massenmord predige, wenn ich den einzelnen verschont wissen will? Und ich erinnerte mich an den durchschossenen Hut, den mir der alte Maßbauer in Alpel gezeigt hat, als ich noch klein gewesen war. Es war ein hoher, spitziger Filzhut, wie ihn noch heute ganz alte Tiroler tragen, und auf der halben Höhe hatte er zwei Löcher. Und der Maßbauer erzählte mir die dazugehörige Geschichte. In seiner Jugend war die Franzosenzeit gewesen und da ist er, der Maßbauer, zu den Franzosenstreifern gegangen, die herumlungerndes Feindesgesindel verjagen, wenn nicht gar aus Verstecken hervor erschießen sollten. Und einmal, als der Maßbauer allein über die Schafweide ging, sah er am Zaun einen schlafenden Franzosen liegen. Da nahm er seine Flinte vor mit dem alten Feuerschloß, um den blauen Kerl tot zu machen. Aber wie er schon ansetzt, fällt es ihm ein: Aufwecken sollte man ihn doch vorher. . . Er tritt auf Schußweite zurück, tut einen Schrei und einen zweiten, da regt sich der Franzose, richtet sich ein wenig auf, und wie er sieht, wer dort steht, hat er geschwind wie der Wind — er ist schneller wie der Steirer — das Gewehr vor — paff! fliegt dem Maßbauer der Hut vom Kopf. Darauf drückt auch der seine Flinte los und — wenn er mich nicht angelogen hat — schießt dem Franzosen das Gewehr zu Scherben.

Also sind die zwei großmütigen Feinde (oder schlechten Schützen) gut auseinander gekommen. Hoffentlich wird der Maikäfer, den ich verschonte, nicht weniger großmütig sein und mir meinen Garten verschonen.

Der steirische Pfarrer von R. hat sich dies Jahr — die Geschichte flatterte auch in den Zeitungen herum — am Ostermontag ein Osterlachen geleistet. Aber nicht in der Kirche bei der Predigt, sondern in der Feldkapelle bei der Christenlehre. Als er mit den Worten Gottes ordnungsgemäß fertig war, wendete er sich nochmals an die Gemeinde, und zwar an die Seite, wo die Männer standen, und sprach: „Ich wäre euch nach altem Brauch ein Ostergelächter schuldig. Aber mir fällt nichts ein, was euch bei dieser traurigen Zeit lachen machen könnte. Es müßte nur sein, daß solche unter euch sind, denen ihre Weiber untertan sind und die also im heiligen Ehestand gut lachen haben. Ich möchte wissen, ob das so ist. Es soll also jeder von euch Ehemännern, der Herr seiner Frau ist, laut und hell: Juch! schreien. — — — Nun?“

Nicht einer rief es. Grabesstille.

Da sprang der Pfarrer auf, schnellte die Arme aus und schrie laut und hell: Juch: — — —

Sie haben daraufhin wohl ein bißchen gelacht, aber der Pfarrer am meisten.

In einem steirischen Städtchen trieb sich ein Vagabund herum. Körperlich verkrüppelt, arbeitslos, nicht mehr jung. Zuständig war er in ein salzburgisches Hochgebirgsdorf, aber er wollte nicht heim. So schlecht wie daheim war es ihm noch nirgends ergangen. Hier ging's ihm wohl auch nicht gut. Im Dezember damals, kalt! Hunger hatte er. Er zergrämte sich das Gehirn nach irgendeinem Erwerb. Er hatte so wenig Talent. Das Betteln war verboten. Stehlen? Das war ihm zu lumpig. Auch hielt er es für unanständig. Arrest! Das gab noch die einzige Möglichkeit für ein warmes Kämmerlein und ein täglich Essen über die Feiertage hinaus. Aber so ein sicherer Unterstand war auch um-

sonst nicht zu haben, da mußte erst einmal was angestellt werden. Eine Amtsbeleidigung fiel ihm ein, so etwas lag ihm noch am besten. Aber er hatte mit keinem Amte zu tun. Und kein Amt wollte mit ihm zu tun haben. Da ging auf der Gasse der Wachmann daher. Jetzt hatte er's. Vor den wackelte er hin und über die höckerige Achsel hinweg rief er ihm mit verachtender Miene zu: „O Se Herr Polizei, Se!“ — Der Wachmann tat nicht viel desgleichen und ging vorüber.

Also die Beleidigung einer Amtsperson mißlungen. Er hatte es auch zu ungeschickt angestellt, er hätte schimpfen sollen.

In seinen Fingern schnitt der Frost, die Zehen spürte er einstweilen gar nicht mehr. Dabei rebellierte das Eingeweide vor Hunger. In die Schenkgasse ging er, vor das Haus des Bezirksgerichtes, in welchem auch das Steueramt war. Und gerade davor rief er laut, so daß es die Vorübergehenden hören konnten: „Was is das für a Mode da! s Steueramt ghört doch nit in die Schenkgassn! Z Graz is s Steueramt in der Raubergassn!“ Die Leute lachten. Der Bezirkshauptmann war eben aus dem Tore getreten, der klopfte dem Vagabunden jetzt gemütlich auf die Achsel und sagte: Gehn S', gehn S', schaun S', daß Sie weiter kommen. Sonst könnt' Ihnen was passieren.“

„Mir?“ begehrte der Alte auf, höchst unmutig darüber, daß auch dieser Versuch mißraten war. „Mir was passieren? Eppa von Ihna, Se notiger Herr Richter, Se! Wölln's mir leicht was antuan, Se arms Hascherl, Se! Da wär ich scho neugieri drauf! Se Richtergogel, Se!“

Jetzt wurde die Geschichte feierlich. Der Bezirksrichter winkte dem Wachmann und nahm den Vagabunden mit in seine Kanzlei. Dort wurde ihm sein Heimatschein abgenommen und dort verurteilte ihn das Gericht

wegen Beleidigung einer Amtsperson zu einer Strafe von drei Gulden.

Die schönen Erwartungen des Alten also wieder zusammengebrochen. Aber er schimpfte nicht mehr. Ganz wehmütig resigniert sprach er: „Han's ja gwißt, Herr Richter, daß Se mir nix machn kinna. Und wann S' mih hiazt aufn Kopf stelln und all meine Säckel ausbeutln, so wern S' nit drei Guldn findn. So was halt't sih nit auf bei mir.“

„Also Sie können Ihre Strafe nicht zahlen? Gut, so werden wir ein anderes Mittel anwenden. Sie Wachmann, übergeben Sie den Mann einem Schandarmen, er wird abgeschoben in sein Heimatsdorf. Marsch!“

Und so ist es dir, armer Alter, mit deiner Sehnsucht nach dem Arrest passiert, wie es den meisten Menschen ergeht. Sie haben ihr Ideal, können es aber nicht erreichen.

Damit nicht etwa ich, der Erzähler dieser Dinge, das Ziel erreiche, das meinem Vagabunden versagt geblieben ist, beeile ich mich, zu erklären, daß in Graz die Raubergasse nicht vom Steueramt herrührt, sondern vom alten Freiherrn von Rauber. Das war ein angesehener Bürger von Graz, dem zu Ehren die Gasse einst benamset worden, er ist schon seit Jahrhunderten tot. Nichts blieb von ihm in Erinnerung, als sein langer Bart, der, in zwei Zöpfe geflochten, ihm bis an die Zehen gereicht haben soll, und die Raubergasse.

Wie es dem alten Arrestkandidaten in seinem Heimatsdorfe geht, das weiß ich nicht. Wahrscheinlich nicht am besten.

Ein Schusterlehrling, der seinen Meister bestohlen hatte, sagte bei Gericht ruhig: „Nau, ich han s Geld halt gnommen. Han nix dabei denkt.“ War sie nicht

empörend, diese freche Äußerung, die nicht die Ahnung eines Sittlichkeitsgefühls verriet?

Anstatt weiterer Entrüstung erzählte ich ein Erlebnis. Als Student machte ich einst mit einem Kollegen eine Fußreise von Graz über Köflach und über die Stubalpe nach Oberwölz. Im Paßwirtshaus auf der Stubalpe übernachteten wir und den Abend hatten wir lustig verbracht. Die Kellnerin, eine kleine, bucklige Person, mußte uns aufs Zimmer Bier bringen; wir tranken, rauchten Zigaretten und führten eine bummelwitzige Unterhaltung, die gegen Ende — wie damals bei uns so oft — in ein ernstes Gespräch überging über Ehre und Redlichkeit, Dinge, die wir für das Höchste des Himmels und der Erde erklärten. Am nächsten Morgen standen wir frühzeitig auf, um desselben Tages an unser Ziel zu gelangen, das weit hinten im Tauerngebirge lag. Während mein Reisegenosse noch mit dem Ankleiden beschäftigt war, suchte ich unsere Sachen zusammen, die noch auf dem großen Tisch zwischen den Biergläsern herumlagen: Gebirgskarte, Notizbuch, Augengläser, Bleistift, Kleingeld, Taschenmesser, Haarkamm und dergleichen. Unsere Rechnung hatte mein Genosse schon am Abend vorher beglichen und so marschierten wir in der morgendlichen Bergfrische ab. Wir waren schon sehr weit gegangen, als mein Genosse anhub, in seinen Säcken herumzubohren. Dann stand er still, schaute mich an und fragte: „Weißt du, ob mir gestern die Kellnerin auf meinen Gulden herausgegeben hat?“ — Ich konnte mich nicht erinnern. „Die vier Gläser Bier konnten doch nicht einen ganzen Gulden gekostet haben. Wenigstens siebzig Kreuzer hätt' sie müssen zurücktun. Die hat sie für sich behalten! Ich hab' nicht darauf geachtet. Na, das ist ein vertracktes Bradl! Und wie scheinheilig sie getan hat, dieses falsche Luder!“ — Ich teilte die Empörung gegen die bucklige Person auf das leiden-

schaftlichste. Ich war fürs Einsperrenlassen. „Zahlt sich nicht aus“, sagte mein großmütigerer Freund, „aber einen Brief schreib ich dem Paßwirt! Einen Brief! Der soll seiner Kellnerin nicht taugen!“ — Die Geschichte war einstweilen abgetan und wir trotteten pfeifend und singend talaus gegen den Murboden.

Zu Judenburg hielten wir Mittag. Beim Bezahlen der Zeche wunderte ich mich über das viele kleine Silbergeld, das in meinem Ledertäschchen war. Gestern hatte ich doch nicht so viel Kleingeld gehabt! — Wir hatten der buckligen Person, diesem „vertrackten Bradl, diesem falschen Luder“, insgeheim reumütige Abbitte geleistet, ohne daß sie freilich von ihrem Schimpfe und von ihrer Ehrenrettung je etwas erfahren hat. Sie hatte doch vom Gulden das Überzählige in kleinen Münzen auf den Tisch gelegt, wo ich es mit den übrigen Kleinigkeiten am Morgen zusammengerafft und eingesteckt hatte. — „Ich han ’s Geld halt g’nommen, han nix dabei denkt“ — ganz wie jener Schusterbub.

Neun Tage lang sollte man alle andern Möglichkeiten erwägen, ehe man wen beschuldigt. —

Bei einer andern Gebirgspartie habe ich eine Stadtgesellschaft begleitet, Damen und Herren. Nach drei Stunden Steigens kamen wir auf den Paß, wo wiederum ein Wirtshaus steht. Wir hatten Hunger und Durst, und was uns der stattliche, etwas derbe Wirt vorsetzte, hat uns geschmeckt. Nur die Tabakspfeife, die dem Wirt, während er die Damen bediente, immer vom Mund herabpendelte, hat etwas merkwürdig angemutet. Einer der Gäste mußte Bange haben, das rötliche Haargelocke seiner hübschen Nachbarin möchte von dem es umschwebenden Gluttiegel Feuer fangen. Er sagte also: „Herr Wirt, mögen Sie nicht Ihre Tabakspfeife wegtun?“ Und antwortete der Wirt: „Meini Herrn! De

wer ih wegtuan, wann ih will!" — Betroffen über die grobe Antwort starrten die Städter mich an und murmelten: „Ah, das ist starker Tobak!" „Na ja", sagte ich, „der Wirt ist wie sein Wein. Sauer, aber echt. Hier ist halt der noch Herr, der den Gästen Dach und Atzung gibt. Hier ist der Wirt auf die Gäste nicht angewiesen, er hat seine Wiesen und Almen und Wälder. Aber die Gäste sind auf ihn angewiesen in der Wildnis. So verschiebt sich das Verhältnis. Übrigens stünde es dem Mann nicht schlecht an, wenn er höflicher wäre. In den Geruch der üblich gewordenen Fremdenkriecher käme der deshalb noch lange nicht."

In dieser Gegend pflegt man den Wirt noch „Herr Vater" zu nennen. Der Herbergsvater ist Patriarch und Aristokrat seinen Pfleglingen gegenüber. Unter Umständen auch Erzieher. Ich habe unseres Bergwirtes Vater noch gekannt. Wenn einer bei dem das dritte Seidel Wein bestellte, so sagte er: „Alle guaten Ding san drei. Nachher ists aber gnua!" Trieben die Gäste ein Kartenspiel, so durfte es nicht höher als um einen Kreuzer gehen. Wenn abends die zehnte Stunde kam, sagte er zu den Gästen recht laut: „Feierabend ists. In a Viertelstund lösch ih's Liacht aus!"

Aber schade! Von diesem stolzen Bauernwirtsgeschlecht ist fast nichts zurückgeblieben als die Pfeife mit — dem starken Tobak.

Lehrer: Wer weiß mir zu sagen, wie man aus Wasser Häuser baut?

Der Teichhüterbub: Ich, Herr Lehrer. Ich lasse das Wasser frieren, daß es steinhartes Eis wird, dann zerschneide ich es in Stücke und baue das Haus.

Müllersbub: O je, wenn der Sommer kommt!

Lehrer zu diesem: Na also, wie würdest du aus Wasser Häuser bauen?

Müllersbub: Ja, ich geh her, leite das Wasser aufs Mühlrad und mahle so lange Korn, bis ich reich bin. Dann baue ich mir das Haus.

Wirtsbub: Hi, hi, das ist ja nicht vom Wasser!

Lehrer zu diesem: Nun, wie würdest es du machen?

Wirtsbub: Ich? Hi, hi, ich gieß' das Wasser zum Wein und verkauf's. Und dann bau' ich mir ein schönes Haus.

Lehrer: So. Na, dann will ich euch auch sagen, wie ich mir aus Wasser ein Haus bauen will. Ich trinke statt Wein immer nur Wasser und mit dem Ersparten baue ich mir das Haus.

Die Leiche eines jungen Holzflößers war aus dem Wasser gezogen worden. Sie lag jetzt, vom Totengräber völlig entkleidet, auf dem Rasen vor der Totenkammer, zur Obduktion bereit. Die Gerichtsherren wurden mit dem nächsten Zug erwartet. Mittlerweile kam das halbe Dorf herbei, Männer, Weiber und Kinder, um aus Neugierde die Leiche zu begaffen. Sogar aus dem Hintergraben war einer da, der im Vorbeigehen sehen wollte, was bei dem Auflauf im Friedhofe los sei. Es war der „pickad Schuster", der immer so ungewaschen, schweißig und harzig war, daß alle Fliegen und Mücken, die anflogen, an ihm „picken" blieben. Die Leute ekelten sich vor ihm. Also auch der pickad Schuster starrte auf die weiße Leiche hin, die mutternackt dalag. Sein Blick war fast wirr und befangen. Dann, als die Neugierigen sich träge und stumpfig zerstreuten, wendete sich langsam auch der Schuster, schien aber unentschlossen, ob er weggehen sollte, oder noch einmal umkehren zur Leiche. Und endlich kehrte er um, ergriff das Hemd, das daneben lag, und warf es über die Lenden des Toten.

Um so viel mehr innere Reinheit hatte der ungewaschene Schuster aufgebracht als die anderen.

Wenn man den Globus betrachtet, wie wenig Gebirge! Allergrößtenteils feuchte und trockene Fläche. Nichtssagende, charakterlose Alltagsfläche. Zu drei Vierteilen der Menschheit sehen die Leute ihr Lebtag keinen Berg. Überall flach und öde. Nur in dem Gebirge hat die Erde ein geistvolles Antlitz.

Wie eine Feldrübe bin ich angewachsen im Grünen der oberen Steiermark. Und doch wird man laufend. Ich habe mich auch in großen Städten gefunden, in urfremder, wild lauter Umgebung. Jetzt bist du da! habe ich mir dann gesagt, aber ohne Überraschung, als wäre es selbstverständlich, daß ich in der Großstadt bin, als ob ich da immer gewesen wäre und sein würde. — Im Hochgebirge unter kahlen, gespaltenen Felsen bin ich gewesen. Das einzige lebende Wesen weitum. Sollte man nicht erstaunt sein, sich in eine solche starre, seelenlose Welt versetzt zu sehen, in die unerhörte Einsamkeit! Und ich war eigentlich nicht erstaunt; als ob ich selbst ein Stein wäre unter Steinen, so fast vertraut kam es mir vor. Als wären es alte Beziehungen, die mich anheimelten. — Ein anderesmal wieder war ich auf hoher See und schaute hinaus. Es müßte doch unfaßbar sein, sich seit Ewigkeit das erstemal in solcher Umgebung zu sehen. Aber ich hatte nur das Empfinden: Es ist so, es war so und es wird so sein. — Wenn das krankhafte, kleinliche Heimweh schweigt, ist man überall daheim, paßt sich überall an, gleich im ersten Augenblick. Überall, wohin ich komme, grüßt mich ein guter Bekannter, und der bin ich selber. Ungefähr so ist es. — Und wenn ich in jene Waldberge komme, wo ich mich das erstemal auf Erden fand, und die Menschen von einst sind längst ausgestorben und die Häuser von einst sind längst zusammengefallen, da frage ich mich: Wie kommst du daher? Du der einzige jener dreihundert Bewohner? Oder

bist du niemals fortgewesen und alles, was du sonst noch weißt, sind Träume? Oder es ist ein Traum, daß du jetzt da bist, und wo du wirklich bist, das weißt du gar nicht, und wo du nicht bist, das weißt du auch nicht. — Und da ist mir, als wäre ich überall und gehörte überall hin, in alle Vergangenheit und in alle Zukunft. —

Wer kann mir in diese Stimmung folgen? Wer kann mich verstehen? — Nur der, der es, wie ich erfahren hat, daß er das urewige urgrenzenlose Ganz ist, oder wenigstens ein inniger, untrennbarer, unzerstörbarer Teil desselben.

Vor ein paar Jahren hat uns im Sommerhause eines Tages ein fremdes Kätzlein besucht. Ein graues, noch nicht ausgewachsenes Kätzlein. Es hockte an der Küchentür und bat mit leisem, bescheidenem Miau um ein bissel was zu essen. Die Köchin setzte ihm ein Schüsselchen Milch vor, da hob das Tier schmiegig seinen viereckigen Kopf mit den schönen treuherzigen Augen Von nun an kam es öfter, erhielt immer etwas und kam dann jeden Tag, bis es — besonders von der mitleidigen Köchin bemuttert — ganz bei uns blieb. Durch sein manierliches Benehmen wurde das Kätzlein der Liebling des Hauses und wegen seines sauberen und geschmeidigen Verhaltens wurde es sogar manchmal zum Familientisch beigezogen, oder vielmehr nicht davongejagt, wenn es auf dem Sessel hockte, sein rundes Köpfchen halbschief aufreckte, den Essern zuschaute und mit dem roten Zünglein sich weich das Schnäuzchen beleckte. Es war nicht frech und bettelte nicht viel, aber wenn es was bekam, sahen seine runden Lichter dankbar auf uns her. Die Abstammung und Heimständigkeit dieser Katze ist uns nie bekannt geworden, manchem Anscheine nach mußte es ihr schlecht ergangen sein, weil sie gar so dankbar bei uns war. Woher sie nur die gute Erziehung hatte?

Sie nahm nie etwas von selbst, obschon sie manchmal auf dem Tische saß neben der Breischüssel oder neben dem Fleischteller. Erst wenn wir ihr etwas eigens unter das Schnäuzchen schoben, zehrte sie es gar sittsam und reinlich auf. Wenn sie auf dem Teppich des Zimmers weich herumstieg oder beschaulich stundenlang hockte, wußte sie genau, was sich bei menschlichen Hausgenossen schickt, oder was sich nicht schickt. Im Spätherbst nahmen wir sie mit in die Stadt, und die Stadt — man muß es leider sagen — hat sie verdorben. Sie ging auf Abenteuer aus und wir haben sie oft tagelang nicht gesehen. Und hockte sie endlich wieder im dritten Stock vor der Wohnungstür, so war sie abgemagert und wich scheu den Leuten aus, als ob sie ein böses Gewissen hätte. Ihre treueste Gönnerin hatte sie an der Netti gefunden, der Köchin, und ich war oft geradezu gerührt, wie gut sich diese beiden waren, wie sorgfältig die Netti sie pflegte und wie zutraulich zu ihr das Tier gewesen ist. So war die Katze fast zwei Jahre lang bei uns, aber von der sprichwörtlichen „Falschheit" haben wir nichts bemerkt. Sie hatte scharfe Pranken; wenn es gegen fremde Gewalten eine Abwehr galt, da wehrte sie sich tapfer; wenn eins von uns, ob klein oder groß, mit ihr scherzte und sie neckte, hat sie nie eine Pranke gekrümmt, nie eins der weißen Zähnchen gezeigt. Wir hatten das kluge, manierliche, zutunliche und bescheidene Tier alle lieb, es hat wahrlich den gestatteten Zutritt zu Tisch und Bett nie mißbraucht. — Ist das nicht bequem, im Hause ein Wesen zu haben, auf das man die überschüssige Zärtlichkeit, die man schämig den liebsten Mitmenschen nicht so zeigen mag, abladen kann? Das Kätzlein hat alle Güte ruhig und freundlich angenommen, aber nie schmeichlerisch darum gebuhlt. Und wenn es nicht da war, lief die Netti immer wieder zum Eingang, zu sehen, ob das Kätzlein nicht vor der Tür auf Einlaß warte.

Und von ihren abenteuerlichen Ausflügen in die Stadt hat die Katze was mit nach Hause gebracht. Erst nieste sie, und hustete; dann merkten wir eine Hautkrankheit, deretwegen meine Frau sie allsogleich ins Spital schickte. Wenn es was Bedenkliches sei — kurz abfüttern! Mit diesem Auftrag hatte die Netti gar traurig das arme Kätzlein ins Tierspital getragen und ist noch betrübter mit der Nachricht heimgekommen: „Schon tot. Der Arzt hat's kurz gemacht. Wie ich sie noch einmal anschau', hat sie sich nit mehr gerührt." Hernach hat die Netti drei Tage lang geweint.

Ich glaube, wir sind diesem armen Geschöpfe gut gewesen und haben ihm auch eine qualvolle Verendung erspart. Und doch — es war am selben Abend eine seltsame Schweigsamkeit bei Tisch. Jedes sah noch das Kätzlein auf dem Sessel hocken, mit etwas schief gehaltenem Kopf treuherzig auf uns herschauen und mit dem roten Zünglein das Schnäuzchen lecken. Vielleicht ist den anderen auch so gewesen, mir war zumute, als hätte ich das gute, entschwundene Wesen nicht genug lieb gehabt, ja, als sei hier von unserer Seite was Treuloses geschehen.

Aus Güte sündigen steht Gott näher,
Denn aus Eigennutz Gutes tun.

Manchmal werde ich gefragt, ob mir im Leben denn gar so wenig Unangenehmes begegnet sei, weil ich fast immer nur Angenehmes zu vermelden hätte. Daß mir das seltene und durchaus unverdiente Glück mit auf die Welt gegeben wurde, in jeder Lebenslage — und mir ist es oft gar nicht gut ergangen — zufrieden zu sein, das gehört nicht hierher. In den sehr häufigen Widerwärtigkeiten habe ich versucht, mir anzugewöhnen, von solchen jeden einzelnen bösen Fall stets

möglichst rasch und entschieden abzustoßen. Ihn entweder sofort bei den Hörnern zu packen, seine unabweisbaren Forderungen ohne viel Bedenken und Zaudern zu erfüllen, bevor er sich ins Gemüt einnisten und es verbittern konnte, und dann darüber hinweg zur Tagesordnung zu gehen; oder — wenn es was Seelisches ist — sich es sofort von der Seele zu schreiben. Losreden läßt sich manch so ein Teufelchen weniger als losschreiben. Das Reden über die Widerwärtigkeit regt nur noch mehr auf, das Schreiben darüber beruhigt mich. Natürlich schreibe ich es in den meisten Fällen nicht für die Öffentlichkeit auf, wohl aber in Privatbriefen etwa an die Urheber der Widerwärtigkeit, denen ich meinen Zorn auslasse oder durch freimütiges Aussprechen das Gespenst verscheuche. Feindseligkeiten, die einem angetan werden, beruhen sehr oft nur auf Mißverständnissen. Es wird viel Verschleppung, Verrostung und dauernde Verbitterung vermieden, wenn man, anstatt den stummen Beleidigten zu spielen, scharf zugreift, Rechenschaft fordert oder gibt und so eine verworrene und versteckte Angelegenheit klärt. Mit manchem Freunde habe ich solcherweise einen Sturm gehabt, nach demselben war die Luft rein und frisch.

Also die zugestoßene Widerwärtigkeit möglichst rasch aufarbeiten, von sich werfen, das Angenehme aber zärtlich pflegen, ehren und festhalten. Für alle Fälle paßt das freilich auch nicht. Doch für gewöhnliche Mißhelligkeiten ist es wohl am besten, das Widerliche durch entsprechende Behandlung möglichst verkleinern und das Gute vergrößern. So macht man die guten Zeiten.

„Was waren das für köstliche Zeiten“, vertraute mir ein alter Bekannter, „als ich noch eines heftigen Zornes fähig gewesen. Wie ein scharfes Gewitter mit Donner und Blitz, das Lebensodem gibt. Die größte

Torheit stellt man im Zorne an, aber das macht nichts. Es entlädt sich das Gift, das, im Leibe verblieben, wochenlange Gelbsucht machen würde. — So wie damals auf dem Bahnhof zu Mürzzuschlag", fuhr der bereitwillige Erzähler fort. „Ich hatte eine silberne Taschenuhr. Das Luder machte allemal ein treuherziges Gesicht, log mich aber unterweilen niederträchtig an. Doch so selten, daß ich es stets vergaß und ihr vertraute. Eines Tages wollte ich nach Wien fahren, da fuhr mir der Zug vor der Nase ab. Die Uhr hatte mich um drei Minuten angelogen. Ich in meinem Zorn riß sie von der Schnur und schleuderte sie auf das Steinpflaster, daß die Scherben flogen. Es war über alle Wollust, es war ein wonniger Augenblick. Aber nur einer. — Bin nachher verurteilt worden zu zehn Gulden Strafe."

„Wie so?" fragte ich, „hat denn die Uhr nicht Ihnen gehört?"

„Das schon. Aber der Uhrmacher hat mir für so einen neuen Säckelrauber zehn Gulden abgenommen."

„Hoffentlich hat Ihnen auch die neue Uhr manchmal das Vergnügen eines schönen Zornes bereitet."

„Leider! Aber in Scherben geworfen habe ich das Beest nicht mehr. Die Gelbsucht hab' ich gekriegt."

Wahlversammlung. Die staubige, rauchige, stickende Luft des überfüllten Saales ist so dick, daß man im Qualm Löcher bohren müßte, um die Redner zu erkennen, die von verschiedenen Tischen aus gleichzeitig sprechen. Es reden noch andere drein und überschreien sich, und bald lärmt alles wüst durcheinander, beschimpft sich gegenseitig, verhöhnt sich, verleumdet sich, bewirft sich mit Biergläsern — alles zum Wohle des Volkes. — Da steigt ein alter, weißhaariger Mann auf den Stuhl, auf den Tisch. Die Gestalt ist fremd, man stutzt, man schreit: „Ruhe!" Vor lauter Ruheschreie kommt

es zu keiner, bis es durch den Saal zischt: „Ein Revolutionär ist es, ein alter Achtundvierziger, laßt hören, was der weiß!“ — Da wird es still und der Greis hält folgende Rede: „Volksversammlung! Der jetzt zu dir spricht, der ist am dreizehnten März achtundvierzig unter denen gewesen, die zur Hofburg gezogen sind und die Konstitution verlangt haben. Wer hätte damals geglaubt, daß der Demokrat ein Gegner des allgemeinen Wahlrechts werden könnte! Ich bin es geworden, ich schwöre es bei dem Blute der Märzgefallenen, ich bin der Gegner einer Volksregierung, wie sie in unserer Zeit wirtschaftet, sich selber schändet, zerfleischt, zugrunderichtet. Was sage ich weiter, ihr seht es selbst, daß das Volk, der Staat keine andere Hilfe mehr hat, als den Paragraph vierzehn! Ja, den Absolutismus! — So weit habt ihr's gebracht, daß der alte Achtundvierziger die Toten rufen möchte: Metternich, kehre zurück, alles verziehen!“ —

Ein Beifallssturm entstand im Saal, sie hoben ihre Biergläser, soweit sie noch nicht zerschellt waren, und ließen den Redner leben.

Ich vermute fast, daß es manchem ernst damit gewesen ist.

Bei näherem Nachdenken finde ich es wunderlich, daß der einzelne Deutsche sich so schwer als einen Bestandteil des Staates zu denken vermag. Er denkt sich den Staat, in dem er lebt, immer nur als Gegensatz zu seiner Person, und zwar als feindlichen Gegensatz. Nicht bloß der kurzsichtige Banause, auch die Gebildeten, die Weitschauenden, die sonst zu allem das richtige Verhältnis suchen — beim Staate versagt ihre Vernunft. Schon der Student sieht im „Polypen“ den Staat, der ihm die Freiheit nicht gönnt. Der junge Mann sieht in der Armee den Staat, der ihn auf Jahre zum Sklaven

macht. Der Geschäftsmann sieht im Steueramt den Staat, der ihm sein Geld wegnimmt. Sogar der Staatsbeamte sieht im Staat den Tyrannen, der seine Kräfte ausnützt und ihn oft dabei darben läßt. Und alle diese Faktoren, denen der Staat eine gegnerische, ja feindselige Macht zu sein scheint, sind Teile dieses Staates, sind in ihrer Gesamtheit der Staat selbst.

Wer hält es für ein Unrecht, dem Staate etwas abzuzwacken? Einem Privatverein, dem man angehört, den Jahresbeitrag zu zahlen oder sonstwie eine Vereinspflicht zu erfüllen, weigert sich niemand. Freilich, sonst könnte er austreten. Vom Staate austreten? Das kann man zumeist nicht oder es wäre zu gewagt. Denn wir, jeder von uns, wir brauchen ihn zu notwendig. Dem Steuerzahler kommt es vor, er sei da, um den Staat miterhalten zu helfen. In Wahrheit ist der Staat da, um den einzelnen, also den Steuerträger, zu schützen, ihm Ordnung und Sicherheit seiner Existenz zu schaffen. Wir sind nicht für den Staat da, der Staat ist für uns da, ist ein Verein aller für einen, eines für alle. Mich deucht, es liegt eine recht schmutzige Gesinnung in der Absicht, den Staat prinzipiell zu hintergehen. Trotz der tausend Wohltätigkeitsbestrebungen, von denen man überall hört, glaube ich nicht recht an den Gemeinsinn der Menschen, solange sie den Staat nicht besser respektieren.

Aber Leser, du kannst es schon nicht erwarten, das Wort, das dir auf der Zunge brennt, auszusprechen: Korruption! Wenn man wüßte, daß alles, was wir dem Staate leisten, zu gemeinnützigen Zwecken verwendet würde, wie gerne würde man mitsteuern! Aber was nebenbei fällt? He, was nebenbei fällt?!

Was nebenbeifällt, das weiß ich freilich auch nicht. Oder doch? Weiß ich es nicht in dem einen Falle, wenn ich dem Staate selber was unterschlage? Und bin ich dann nicht der, der mit der so pathetisch verurteilten

Korruption vorausgeht? — Da will man schließlich doch lieber ein anständiger Mensch sein und die Korruption anderen überlassen. Jener Hammerschmied im K . . . tal wurde in einem Wirtshaus zuerst nicht schlecht ausgelacht, weil er sein ganzes Jahreseinkommen fatierte. Da antwortete er: „Wißt's Leutln, ich bin halt a so: A Lug is bei mir rar. Um an etliche Gulden is koani feil."

Der Mann hat damit sicher vielen aus der Seele gesprochen. Ein anständiger Mensch wird nie lügen — außer es zahlt sich aus. — So so! — Na ja.

Endlich fand ich wieder einmal einen Erdwinkel, wo es heute noch so ist, wie es vor tausend Jahren gewesen sein wird. Und doch ist er mitten im Lande, in nächster Nähe der größten Arbeitsstätte, an einer Hauptverkehrsstraße der großen Welt, Jagdtummelplatz hoher Herren, die gerne nach den Gemsen jagen, welche leichtfüßig am steilen Gewände dahinhüpfen, oder nach Salbling und Forelle, die in der kalten, glasgrünen Tiefe hausen. Und dann die Touristen seehin, seeher, bergauf, talab. Wer auf dem Söller der alten Wirtshütte sitzt und hinausschaut auf den Leopoldsteinersee und seine Felsenberge, der sieht nichts, aber auch nichts als ewige Natur. Kein Landhaus, kein Hotel, keinen Steinbruch, keinen Holzschlag, man sieht nur die Wände aufragen, und wie an denselben die einzelnen Baumbestände kümmerlich sich klammern, bis sie, von Schutt und Steinschlag getötet, in die Tiefe stürzen. Das ist wohl vor tausend Jahren auch so gewesen. Es müßte nur sein, daß damals der See noch nicht dalag, daß sich der Hochgebirgsbach erst gestaut, als etwa von der Seemauer die Wand losgebrochen und in die Schlucht gefallen war. Seit einem solchen Ereignisse in unvordenklicher Zeit, dessen Spuren an der Seemauer noch sichtbar sind, ist es gleichgeblieben

hier an dem steirischen Königsee, der seinem ähnlichen Bruder bei Berchtesgaden zwar nicht an Ausdehnung, wohl aber an harmonischer Schönheit des Landschaftsbildes gleichsteht. Ein schönerer Hintergrund als die aus Wald und Steinwüsten aufragende Pyramide des Pfaffensteines ist kaum denkbar. Und über den tiefen, grünen, hinzitternden See gleitet ein einziger Kahn mit einer weltabgeschiedenen Seele dahin. Und während man eine Stunde weit von hier einen ganzen Eisenberg zerschossen und aus ihm weitum in den Ländern die neue Zeit gebaut hat, ruht der See in unentweihter Beständigkeit. Doch ich sollte nicht plaudern, ohne den Daumen einzuziehen, sonst haben wir auch an diesem Naturparksee morgen alle denkbaren Unarten der Leute.

Ich glaube nicht, daß mich der Oberingenieur angelogen hat, obschon die Sache einem netten Novellenstoffchen gleicht. Es handelt sich um einen russischen Studenten und um eine Spielschuld.

Der Oberingenieur war einst im Polytechnikum mit einem russischen Studenten bekannt geworden, mit dem er eines Tages eine Gebirgspartie machte. Sie wurden in einer Alpenhütte eingeschneit und trieben zum Zeitvertreib ein anfangs zahmes, allmählich scharfes Hasardspiel. Der Russe, ohnehin von herlebigem Wesen, spielte sich in die Leidenschaft und verspielte an den Techniker siebenhundert Gulden. Er wollte weiterkarteln, aber der Techniker half ihm nicht mehr. In die Stadt zurückgekehrt, versprach der Russe, seine Spielschuld in zwei Tagen zu bezahlen. Aber am zweiten Tage hörte der Techniker von Kollegen, daß der Russe ganz unheimlich verstört sei und sich einen Revolver gekauft habe. Man glaube, daß er die Spielschuld nicht werde zahlen können. Das beunruhigte meinen Techniker. Der hätte ihm die Schuld ja herzlich gerne nachgesehen, aber das

geht nicht, das kann sich kein Spieler gefallen lassen; Spielschulden sind ja die unverbrüchlichsten Ehrenschulden, und der überspannte Russe würde ihn ob des Schimpfes der Schenkung gefordert haben. Da fiel dem Techniker ein Mittel ein, um die Sache zu begleichen und den Spielgegner vor Selbstmord zu bewahren. Selbst besaß er den Betrag nicht, aber er nahm aus der Lade seines Vaters siebenhundert Gulden und schickte sie mit Post dem Russen unter einem glaubhaften Vorwand, als von seiten eines Landsmannes, der von der Verlegenheit des Schuldners gehört habe. — Mittlerweile kommt ein Diener in Verdacht, aus der Lade des Vaters siebenhundert Gulden entwendet zu haben. Der Sohn — mein Techniker — will schlichten, der Vater möge mit der Untersuchung des Dieners nur noch einen Tag warten. Bishin wird er ja den vermißten Betrag in die Lade praktizieren, weil er doch vom Russen nun die Begleichung der Spielschuld erwartet. Diese zögerte, und eines Tages heißt es, der russische Student sei — verreist.

So hat mir der Techniker, der mittlerweile längst Oberingenieur geworden war, erzählt. Wie er mit seinem Vater auf gleich kam und die Unschuld des Dieners rettete, das weiß ich nicht. Der russische Student mit seiner „Ehrenschuld“ ist nie wieder gesehen worden.

Ich weiß nicht, ob der Spaß alt ist oder ob er das erstemal auftauchte in der Lärchhube, wo man durstigen Wanderern Wein ausschenkt. Der Holzflößer Nikol kam daher und bestellte einen halben Liter Wein. Fast ungebärdig saß er dabei und trank und konnte den Wein nicht genug loben. „Das ist wieder einmal ein guter Wein! Schon lang hab' ich keinen so guten Wein mehr getrunken. Wo hast ihn denn her, Lärchhuber? Na, da muß ich schon sagen, so ein' guten Wein muß man austrommeln. Das ist ein guter Wein!“

Der Wirt dachte insgeheim, wenn er den Wein schon so lobt, was wird er erst zu dem Kerschbacher sagen! Und als der Holzflößer seinen Stutzen ausgetrunken hatte, war der Ehrgeiz des Wirtes so groß geworden, daß er dem Gast geheimnisvoll zuzwinkerte: „Nikol! Ich hätt' noch ein' andern! Bei dem möchtest erst spitzen! Muß dir doch auch den kosten lassen." Und brachte ihm eine Flasche Kerschbacher. Und lugte aus, was der Holzflößer erst zu solchem Tropfen sagen würde.

Der Holzflößer trank ihn ruhig und behaglich weg und sagte nichts.

„Nau?" fragte endlich der Wirt, „lobst mir denn diesen Tropfen gar nit?"

„Na", antwortete der Gast, „der lobt sich selber".

Im Herbste 1864 hatte sich zu Bruck an der Mur eine fahrende Komödiantentruppe niedergelassen. Darunter war ein junger Schauspieler mit rotblondem Haar und einer scharfgebogenen Nase. Der hatte in Wien die Buchhandlung gelernt, aber für die geschäftliche Seite der Bücher wenig Sinn. Zur Bühne zog es ihn. Sein schauspielerisches Talent war nicht groß, zur Not, daß er bei einer Wandertruppe unterkam. Seine Mutter wollte er aber nicht in der fremden Weltstadt allein lassen, sie hatte dort niemanden, so nahm der Komödiant sie mit sich auf seinen Truppenwanderungen in Niederösterreich, Ungarn und Steiermark. Vor mir liegt nun der Brucker Theaterzettel vom 1. September 1864: „Wie man Häuser baut", historisches Original-Zeitgemälde in 4 Aufzügen von Charlotte Birch-Pfeiffer. Den Freiherrn François gab Herr Gruber, das war eben der Jüngling aus der Wienerstadt. Er soll im ganzen den Bruckern gefallen, aber in den ernstesten Rollen manchmal ein ungewolltes Gelächter entfacht haben, um das

ihn der Komiker beneidete. Wegen seiner besseren Regisseur- und Schreiberdienste hat ihn der Direktor doch nicht fortschicken mögen. Seiner Mutter wird das Elend wohl merklicher zu Herzen gegangen sein als dem begeisterten Kunstjünger, der seine dramatischen Leistungen für sich mit der Phantasie vervollkommnete.

Nun hat man vor kurzem in Bruck an dem Hause, wo damals der rotblondlockige Thespisgeselle Gruber gewohnt, eine Gedenktafel angebracht. Denn der Mann war niemand anderer als Ludwig Anzengruber, der nachher unser großer Volksdramatiker geworden ist. Gerade in diesem Hause soll er damals an seiner Tragödie „Das vierte Gebot“ gearbeitet haben, während andere Volksstücke, die er an große und kleine Bühnen verschickt, allemal unverrichteter Dinge zurückgekommen waren. Elf Jahre später, zur Zeit, als er wohl schon den Ruhm hatte, aber keine Mutter mehr, reiste er wieder einmal nach Bruck. Das war wie eine wehmütige Wallfahrt zur Stätte sorgenvoller Armut und zu einer Erinnerung an die Mutter. Mir hat er in Gesprächen oft der zwei steirischen Städte Bruck und Leoben Erwähnung getan — er hat sie gern gehabt.

In Steiermark ist das „Paradeisspiel“ wieder erstanden. Im Namen des Vereines „Deutsche Heimat“ haben wackere Freunde alter Heimatssitten in diesem Sommer zu Kindberg das altehrwürdige Kulturdenkmal, ein gar eindringlich sprechendes Dokument des Mittelalters, neu erweckt. Das „Paradeisspiel“ und seine neueren Zeiten entstammende Fortsetzung, das „Schäferspiel“, ist von einfachen Bauersleuten des Mürztales an mehreren Sonntagen aufgeführt worden, und zwar unter großem Zulauf.

Jene Wiener Sommerfrischlerin konnte es nicht begreifen, die nach der ersten Aufführung behauptete,

Dümmeres habe sie noch nicht gesehen und gehört als diese läppische Komödie im Vorbeterdeutsch, deren Text gottverboten lächerlich wäre, deren Darsteller einfach schauderhaft gespielt hätten. — Die Gute hat's nicht verstehen können, hat wohl einen losen Schwank erwartet und hat das lebendige Mittelalter übersehen, das zwei Stunden lang vor ihren Augen stand.

Wir wissen nicht, wer das „Paradeisspiel" gedichtet hat. Es ist ein großer Wurf, und in Goethes „Faust" das Tiefste und Erhabenste scheint von ihm zu stammen. Aber an Form und Darstellung ist es nichts anderes als das Abc der deutschen dramatischen Kunst, des Schauspiels wie der Oper. So fing sie an; die Tradition hat uns von Geschlecht zu Geschlecht diesen Anfang unverfälscht erhalten, und noch immer wie einst sind es Leute aus dem Volke, die uns einfältig und fromm wie bei einem Gottesdienste die geheiligten Geheimnisse darstellen. Mittelalter und Glaube — da hätten wir die Doppelbedeutung dieses Volksspieles.

Ich habe das „Paradeisspiel" gleichsam von zwei verschiedenen Menschen aus gesehen. Es wurde vor 50 Jahren in Krieglach ebenfalls von Bauern aufgeführt; ja, ich vermute, daß jener „Gottvater" noch der heutige ist, wie es sich ja auch gehört. Mir, dem damaligen Hirtenbuben, war dieses Schauspiel Kunst, und zwar höchste Schauspielkunst, „Schöneres kann's nix mehr geben".

Seither habe ich zwar nichts Größeres, wohl aber Schöneres gesehen, und jetzt zu Kindberg sah ich das Spiel, wie man Geschichte sieht, ein Kulturgeschichtsbild aus vergangenen Jahrhunderten unseres Vaterlandes. Ja, genau so werden unsere Vorfahren, buchstäblich daran glaubend, das „Paradeisspiel" aufgeführt haben, zum kleineren Teil als Ergötzung, zum größten Teil als Gottesdienst. Ich konnte mich der Rührung nicht erwehren bei dem Ge-

danken, wie hier unsere Voreltern in ihrer Art zu uns sprechen von dem, was in Ehrfurcht und Hoffnung ihr geistiges Leben ausgemacht hat, vom ersten Sündenfall und von der Erlösung. — Die Darsteller brauchen gar keinen Einsager, sie können ihre Reden auswendig wie ein Gebet. Ja, dieses Stück darf nicht gespielt werden, weder schlecht noch gut, es muß gebetet werden. Sogar was die Teufel sagen, die Väter des Mephistopheles, ist umgekehrtes Gebet. Wenn absichtliche Geziertheit, Kunstmache, „Schule“ dazukäme, dann wären solche Volksschauspiele unerträglich.

Es war ein Wagnis, der spottlustigen Menschheit von jetzt dieses Stück zu bieten. Doch wie instinktiv war alles gebannt; weder ein Zischlaut noch ein unzeitliches Lachen hat man vernommen. In demselben Banne steht ja auch das aus Nationen, Rassen, Parteien zusammengetrichterte Publikum in Oberammergau. Die glühendgläubige Volksseele weiht alles und bezähmt wenigstens auf Stunden auch den Freigeist und den Spötter.

Es gibt ja verschiedene Abarten des „Paradeisspieles“; die Kindberger Aufführung, die sich nach der Mürztaler Urschrift hält, steht strenge auf biblischem Boden. Es gibt Derbes, aber nichts Widerwärtiges daran, und die sinnliche Liebe ist symbolisch, mit einer Reinheit behandelt, daß in manchem Kinde unserer Zeit eine weinende Sehnsucht rege werden möchte nach jenen unschuldigeren Tagen. Außer ein paar später dazugekommenen kirchlichen Einschaltungen dürfte die Mürztaler Urschrift hier treu wiedergegeben werden. Verbesserungen lägen nahe, ja bei mancher Szene möchte der Zuschauer danach schreien. Und doch würde ich mich nicht getrauen, eine oder die andere vorzuschlagen. Das Schauspiel ist historisches Dokument und soll es bleiben. Höchstens daß man trachten müsse, mit dem Vorhandenen die

schlichte Wirkung zu erzielen. Bei den Mitwirkenden selbst wird man allerdings ihre Art ganz zu schonen haben. Das Stück ist voller Kraft. Die kindliche Phantasie von Himmel und Hölle. Der düstere Asket des Mittelalters steht mit wenigen Strichen gezogen grotesk vor uns. Die dramatische Darstellung des Kampfes zwischen dem Guten und dem Bösen um die Menschenseele war unseren Vorfahren ein erbauliches Spektakel. Und den einstigen Zuschauern brauchte vieles nur angedeutet zu werden; zur Vollendung gedichtet haben sie sich es selber. Da waren sie andere Kerle als wir, die wir auf unserem Theater alles bis ins Kleinste und Nebensächlichste vorgemacht haben wollen, weil wir selbst keine Phantasie mehr haben.

Zeit- und ortweise ist das „Paradeisspiel" kirchlich verboten gewesen. Obschon die heilige Dreifaltigkeit priesterliche Gewänder trägt, der Gottvater sogar den Papsthut, obschon der Adam ein weißes Höserl anhat und die Eva im Kranzeljungfraungewand erscheint und der Engel der Gerechtigkeit — es ist wohl der Erzengel Michael — im Dragonerhelm mit dem österreichischen Doppeladler sich gar würdig darbietet. Aber manchmal soll es halt doch Allotrias gegeben haben, und wenn der Bauernkomödiant einmal anhebt zu extemporieren und ausgelassen zu werden, dann ist es um die Würde der biblischen Offenbarungen geschehen. Zudem haben diese Volksspiele — vielleicht gar der Reformation entstammend — evangelischen Einschlag, zeitweise Gründe genug, sie zu verbieten. Nun, in der Mürztaler Urschrift ist soweit alles in Ordnung; der heilige Ernst, der sie durchdringt, reißt auch das Weltkind zur Andacht hin oder wenigstens zum Nachdenken über die tiefsten Mysterien von Schuld und Sühne.

Und nun, was geht vor, wenn der Vorhang mit seinem schön gemalten Bauernhause sich erhebt? — Eine

abendliche Bauernstube ist da. Die Bäuerin spinnt, die Mägde enthülsen Früchte. Die Männer sitzen am Leutetisch und spielen auf der Zither steirische „Landler“. Mitten in der Stube steht ein Knabe, der hält ein Tannenbäumchen, auf dem — Äpfel wachsen. Wir sind im Paradiese oder, wie sie aussprechen, im Paridеis. Nun kommen späte Gäste. Es ist Gottvater und Gottsohn, dann die Engel der Verkündung, der Gerechtigkeit und der Barmherzigkeit. Sie singen den Eingangsgesang und „loben Gott schon im höchsten Thron“*). Auch Gottvater und Sohn singen an diesem Lobe mit; der heilige Geist ist nicht sichtbar. Der Verkünder spricht erläuternd vom Kommenden. Gottvater erschafft den Adam und bald darauf die Eva; sie sind bestimmt für die ewige Seligkeit, nur dürfen sie nicht vom Apfelbaum essen. Nun sind schon die Teufel da, die neidischen, vom Himmel verstoßenen. Sie beschließen, das Menschenpaar zu verderben; einer verwandelt sich in die Schlange, verführt die Eva zum Apfelbiß, und diese verführt den Adam. Die Teufel jubeln. Die Himmlischen singen den Sündenfluch und „loben Gott schon im höchsten Thron“. Gottvater ruft Adam und Eva vor sein Gericht; von den frohlockenden Teufeln werden sie in Ketten herbeigeführt. Sie weinen. — „Es entsteht ein großer Streit vor der heiligen Dreifaltigkeit.“ Eine geradezu packende Szene des Gerichts. Der Engel der Gerechtigkeit, während des ganzen Stückes die Wage hoch in der Hand haltend, wiegt Wille und Tat und verlangt für die Sünder ewige Strafe. Die Barmherzigkeit bittet um Milde und schlägt vor, daß von der Dreifaltigkeit einer Mensch werde und die Sünde büße. Gottsohn erklärt sich dazu bereit, zum größten Mißfallen der

*) Vor 50 Jahren lautete der Vers: Wir loben Gott-Vater und Gott-Sohn und den heiligen Geist im höchsten Thron.

Teufel. Er entkleidet sich der himmlischen Würden, legt die Himmelskrone ab; Gottvater aber bietet ihm für diese Erniedrigung — Erhöhung, er ladet den Sohn auf den Sitz zu seiner Rechten. Sie singen den Vorgang, Gottsohn geht hin, um die Menschen zu erlösen. Das Urteil: Von der ewigen Hölle wird der Mensch erlöst, seine Strafe ist der Tod. Die Teufel wüten ihres verlorenen Spieles halber. — Noch einmal kommt Adam, hundertdreißig Jahre alt, den Rosenkranz in den zitternden Händen, er macht sein Testament und wandelt verloren im Totentanz. Hinter ihm schleicht tänzelnd der Tod, immer drohend mit dem Pfeile, der die Form eines Uhrzeigers hat. Das Stündlein ist da, Adam verschwindet. Die Himmlischen singen das Schlußlied, „loben noch einmal Gott im höchsten Thron", und entfernen sich. — Das alles ist in einer einzigen fortlaufenden Szene voll denkbarster Einfachheit. Dramatisch im Sinne unserer Ästheten ist es nicht, und doch schauen wir, erleben wir. — Mit dem Abgang der Dreifaltigkeit sollte das „Paradeisspiel" eigentlich zu Ende sein. Wie nun noch einmal die Teufel kommen und im Zwiegespräch das Leben und Leiden des Gottessohnes auf Erden erörtern, das halte ich für eine spätere Zugabe. Sie will mir nicht passen.

Das „Schäferspiel" kommt aus jüngerer Zeit, es ist gedacht als Fortsetzung des „Paradeisspiels". Es zeigt die Rettungsarbeit des Gottessohnes auf Erden. Die Parabel vom guten Hirten. Das Schäflein ist eine junge, lebenslustige Schäferin, die sich in einen jungen Schäfer verliebt. Himmel und Hölle streiten um diese arme Seele, bis der gute Hirt sie den lockenden Teufeln abjagt. Dieses Stück, das sich in weltlichen und geistlichen Gesängen zu einem Singspiel entwickelt, ist voller Poesie.

Alles das wird nicht etwa uns vorgespielt, sondern

vielmehr den bäuerlichen Hausleuten, die in ihrer Stube, auf der Bühne, sitzen und andächtig zuhören. Diese seltsame Einrichtung zeigt uns die mittelalterlichen Spieler und die mittelalterlichen Zuschauer in einem Rahmen.

Die Mitwirkenden spielen den Umständen angemessen ganz vorzüglich. Der Gottvater, ein 74jähriger Mann, hoch vom Gebirge herab, verleugnet seinen obersteirischen Hausvater nicht mit einer einzigen Gebärde; er zeigt, wie vortrefflich der patriarchalische Altbauer an schlichter Würde sich mit dem Gottvater messen kann. So auch die anderen. Sie sagen ihre Rollen in ihrem Sonntagsdeutsch mit getragener Ruhe ab, betonen bisweilen falsch, aber versprechen sich nie, sie spielen ohne Einsagen und bleiben nicht stecken. Sollte das einmal passieren, so hilft stets der anwesende Gottvater, der Allwissende, unauffällig wieder ins Geleise. Das Gebärdenspiel geht nie über ein leichtes Markieren, über ein symbolisches Andeuten hinaus. Das ist gemessenes Bauernspiel. Nur die Teufel treiben es drastischer, mit manchmal derbem, aber nie verletzendem Humor. Besonders im „Schäferspiel“, dort, wo sie die Schäferin verführen wollen, offenbaren sie eine geradezu geistreiche Auffassung ihrer höllischen Mission. In Wirklichkeit sollen diese bösen Gesellen gutmütige Holzknechte aus dem oberen Mürztal sein. Die Mitspieler sind zumeist solche, deren Eltern und Großeltern schon dieselben Rollen gespielt haben; es ist wie ein vererbtes Amt, und man sieht es ihnen an, wie freudig und gewissenhaft sie bei der Sache sind.

Die letzte Aufführung der Volksspiele in Kindberg ward fraglich durch den Umstand, daß der Adam zum 27. Infanterieregiment zur Waffenübung einrücken sollte. Dem Adam wurde ausnahmsweise der Urlaub bewilligt, um noch einmal mit der Eva in den Apfel beißen zu können.

Da die diesjährigen Versuche der Wiedereinführung dieser Volksspiele so glänzend gelungen sind und einen mächtig großen Zuspruch gefunden haben, so sollen sie im nächsten Sommer und in folgenden Jahren wiederholt werden. Das Verständnis für sie und ihre Bedeutung wird sich verbreiten. Man besorgt nur eins, daß der Beifall der Menge die Mitwirkenden zu — Schauspielern machen könnte. Daß sie immer besser werden „spielen" wollen, da doch die schlichte Natürlichkeit, diese fromme Einfalt ihr einziger Schild ist, hinter dem sie bestehen können. Wenn die kindliche Volkskunst sich vertheatern sollte, dann hätte die Sache keinen Zweck mehr. Doch ich denke, die Darsteller bleiben unter ihresgleichen wie bisher, da die Enkel noch gerade so spielen wie ihre Großväter vor fünfzig Jahren. Der Pietät unserer Vorfahren, der kindlich frommen Stimmung müssen wir uns hingeben können, um an solchen Volksspielen das zu haben, was sie an sich sind.

Ich hätte nie gedacht, daß nach all dem Kunstvollen und Meisterhaften, das ich auf der Bühne gesehen, diese so ganz auf äußere Wirkung verzichtende Bauerndarstellung einen so starken und nachhaltigen Eindruck auf mich machen könnte.

Es wird gewiß mancher Diebstahl begangen, den der Täter gleich darauf bereut; aber er weiß kein Mittel, die Tat rückgängig zu machen, ohne daß auf ihn der Argwohn fällt. Denn nicht immer geht es so klug her als bei dem Falle, den uns vor kurzem die Zeitungen erzählt haben:

„In einer Villa bei Graz wohnt ein Major i. R. Vor einigen Tagen bemerkte derselbe, daß ein in einem Briefumschlage verwahrter Betrag von 1600 K aus der nicht immer versperrten Lade des Schreibtisches verschwunden war. Es wurde vorerst mit Eifer, aber ohne

Aufsehen, nachgeforscht, wohin der große Betrag gekommen sei oder wer sich denselben angeeignet habe. Die Nachforschungen waren ohne Ergebnis, weshalb von dem Vorfalle der Gendarmerieposten in Maria-Trost verständigt wurde mit dem Ersuchen, daß die Angelegenheit ohne Aufsehen behandelt werden möge. Der mit den Erhebungen betraute Gendarm hatte die Klugheit, den in der Villa Bediensteten seine Meinung über den Vorfall mit dem Bemerken bekanntzugeben, dahin gehend, daß nach den Erhebungen kein Diebstahl vorliege, sondern daß das Geld nur — verlegt worden sei und sich im Hause befinden müsse. Und siehe da, am nächsten Tage lag der Briefumschlag mit seinem wertvollen Inhalt in der Lade des Nachtkästchens.

Nicht immer ist es nötig, den in einem kritischen Augenblick Gefallenen mit Geschrei auf den Pranger zu stellen; man kann ihm auch mit geschlossenem Auge die Hand reichen, um ihn still wieder aufzurichten.

In einem Kreise von Demokraten war die Rede davon, wie der Demokrat sich gesellschaftlich dem Aristokraten gegenüber zu verhalten habe. Die einen meinten: derbe und geradeweg. Die anderen sagten: trotzig ablehnend. Ein einziger, der noch tief unterhalb des Bürgertums hervorgekommen, dem Hirtenvolke entstammt war, erklärte sich also: „Ich verkehre manchmal ganz gerne mit Aristokraten und behandle sie höflich. Erstens, weil sie das so gewohnt sind, weil sie auch mich höflich behandeln und weil ich jedem das Seine zu geben habe, wenn ich das Meine verlange oder bevor ich ihm etwa das Meine anbiete. Zweitens, weil er nichts dafür kann, daß er in exklusivem Stande geboren ist. Drittens, weil der Altadelige von seinen Vorfahren her manchmal ein gar schweres Weltgeschichtskonto überkommen hat, in dem das Soll sein Haben überwiegt, weshalb er Nach-

sicht verdient. Viertens endlich benehme ich mich dem Aristokraten gegenüber zuvorkommend und liebenswürdig, weil ich ja mich nicht minder vornehm fühle als er sich. Nie bin ich mir meines Wertes klarer bewußt, als wenn ich mich zu messen habe mit einem, der sich auch des seinen bewußt ist. Demütig machen kann mich nur der Anblick des Armen, Schwachen, Niedrigen. Dem wirklichen Adel fühle ich mich an Beruf, Fleiß und im letzten Grunde auch an Geburt ebenbürtig."

Und der Kerl kam von der Schafhalde her!

Der Nagelschmiedegehilfe Alescheck war ein Stockböhm, hat aber gesoffen wie ein Deutscher. Jedoch die Woche nur einmal. Sonntag mittags fing er an und Montag früh, so um die Betläutezeit, war diese Schicht zu Ende. Und damit auch der Wochenlohn. Dann war die mörderische Schrei- und Schimpfzeit und Kopfwehtag. Dienstag früh begann er stets mit Gründung einer neuen Existenz, die am nächsten Sonntag allemal wieder gewissenhaft zerstört wurde.

Da der Alescheck einmal bei anderen Wirten schon ziemlich breitspurig auf der schwarzen Tafel stand, so kehrte er eines Sonntags bei dem entlegeneren Haberlwirt ein. Der schenkte ihm nur zwei Glas Bier ein und ein kleines Glas Wein und sonst nichts mehr. Erst bat der Alescheck noch demütig um ein Glasel Schnaps, aber auch den versagte das Kieselsteinherz des Haberlwirtes. „Tätst ja an Rausch kriegen, Schmied! Ich mag kein Lumpen in mein' Haus!" — „So, und das will ein Wirt sein!" rief der Nagelschmied entrüstet und schrie es aus: „Einen solchen Wirt, der seine Berufspflicht nicht erfüllt, muß man bei Gericht anzeigen!" Ich will sein gutes Halbböhmisch gar nicht versuchen, sondern im schlechten Deutsch dartun, was er gesagt hat: „Die Fässer voll und einen Menschen verschmachten

lassen! Wozu steht denn das Wirtshaus an der Straße, wenn der Mensch um sein Geld nicht kriegt, was er will? So einem Wirt muß das Rechtl genommen werden. Ob du mir den Trunk versagen darfst, Sauwirt, das wölln mr scho sehen beim Richter!“

Der Richter hat gar nicht nachgeschlagen, was für diesen Fall im Gesetzbuch steht, hat den Kläger zur Tür hinausgejagt. Und hat sich im Sacktuch einen Knoten gemacht, daraufhin: Wenn der Wirt einem Gast nicht mehr als zwei Gläser einschenkt, sei es Bier oder Wein, so ist es in Ordnung. Wenn er aber dem Gast auf einem Sitz mehr als zwei Gläser einschenkt, dann ist er strafbar, zahlt zwanzig Kronen oder wird auf zwei Tage gut aufgehoben. Im Wiederholungsfalle Entziehung des Gewerbes.

Wir haben jetzt wieder einmal sehr mutige Männer in den Reichsrat gewählt. Vielleicht hat doch einer die Kurasch, einen solchen Gesetzentwurf der Regierung vorzulegen. Freilich auf die Gewißheit hin, daß er das nächstemal nicht mehr gewählt wird. Er soll sich nur trösten. Wer während seiner Wahlperiode ein Gesetz durchbringt, daß kein Wirt einem Gast für einen Sitz mehr als zwei Glas Bier oder Wein verabreichen darf, der hat für die Unsterblichkeit genug getan.

Räusche wird es noch immer geben, denn man kann nach dem ersten Sitz ja einen zweiten anheben, in einem andern Wirtshaus. Andere Hintertürln gibt es auch, um Gesetze zu umgehen, aber ich wette eine haubenvoll Nüsse, die unholde Erscheinung Besoffener wird uns mindestens um drei Viertel reduziert, wenn ein ähnliches Gesetz in Tätigkeit tritt. Wie es jetzt zugeht, das ist schon gar schön. Erst gestern war im Dorfe wieder eine solche Musterbegebenheit. Erst hatte der Gasselwirt den frisch zahlungsfähigen Nagelschmied fünf Glas Bier eingeschenkt, dann drei halbe Liter Wein, dann Fusel, und

als der Mensch sternhagelvoll besoffen war und sich ungebührlich aufführte, warf er ihn hinaus, und als der rabiat gewordene Stockböhm dem Wirt ein Fenster einwarf, stürzte dieser mit dem Knittel hinaus, schlug ihn und ließ ihn auf dem Steinhaufen blutend liegen, den „verfluchten Böhm“!

Zuerst den Gast vergiften, dann ihn ausziehen und endlich ihn mißhandeln — ach, 's ist ja nix dabei, ein Besoffener.

Na so segns, wer wird denn da Geschichten machen!

Das Jahrhundert des Kindes! nennt man sie nicht so, unsere Zeit? Für das Kind wird viel getan, noch mehr darüber geschrieben. Das Kind wird vergöttert und Stimmen werden laut: Überschätzung des Kindes! — Überschätzt kann das Kind nicht werden, denn wir haben nichts, das so wichtig, so bedeutsam wäre als das Kind, das unsere Zukunft, unsere Unsterblichkeit ist. Doch wenn das Kind so ganz in den Vordergrund gerückt wird, so entkindet, verdirbt man es. Den wertvollsten Schatz pflegt man im Hintergrund des Hauses verwahrt zu halten, und unsere Vorfahren haben mit einer gewissen Keuschheit das Kind verhüllt und nicht soviel davon gesprochen. Ich selbst habe ein Buch vom Kinde geschrieben, aber nicht sosehr, um mein Kind, sondern um das Kind als solches zu zeigen, soweit es mir in dem meinen offenbar wurde.

Die moderne Lehre vom Kind darf nicht mißverstanden werden, das wäre der verhängnisvollste Irrtum, den unsere an Irrtümern so reiche Kultur machen könnte. Wenn es heißt, in der Kindererziehung die Liebe voran, so kann das doch nicht gemeint sein, daß man das Kind verzärteln, vergötzeln soll. Zwischen Rabenvater und Affenmutter steht ein Drittes, die Vernunft, die zu rechter Zeit Ernst und Strenge ist. — Zum Gehorsam erziehen!

Aber nicht zum blinden, der Sklaven macht. Nie lernt das heranwachsende Kind mehr, als wenn der Erzieher den verlangten Gehorsam begründet, warum, zu welchem Zweck es folgen muß. So geht mit dem Gehorsam Hand in Hand die Einsicht, die Vernunft, das Kind freut sich des zielrichtigen Vorganges, während der blinde Gehorsam es nur vertrotzt, verhärtet und verdummt. Wir gehen darauf aus, dem Kinde das Lernen leicht, wenn nicht gar „zum Spiele“ zu machen. Das soll doch nicht bedeuten, als wolle man es vor strammer Arbeit bewahren, die Herbheit der Pflicht umgehen lassen; es heißt vielmehr, die rechte Lehrmethode anwenden, die der jeweiligen Auffassung und dem Verständnisse des Kindes entspricht, damit das Kind Freude am Gegenstand habe, damit das Gelernte gleichsam in seine Natur übergehe. Der Ernst und die Strenge des Lernens wird dem Kinde deshalb noch lange nicht geschenkt, wir wissen alle, mit welcher Wucht im Laufe der Zeit die Aufgaben herantreten. Sie sind so schwer, daß man wohl Grund hat, die zarten Kräfte des Kindes nicht zu früh zu erschüttern, sondern sie den künftigen Aufgaben reifen zu lassen. Heißt es doch, das Bauernkind müsse man vor zu früher knechtischer Arbeit schützen. Überanstrengungen in der Schule aber sind auch knechtische Arbeiten! Rechtzeitig geübt müssen die jungen Kräfte freilich werden, und das geschieht am naturgemäßesten durch den Unterricht, der weniger theoretisch als real und sinnfällig ist. — Das man sich auf das Kind besinnt, ist mir sehr tröstlich zu einer Zeit, da es in besonderer Gefahr ist, die Familie zu verlieren. Die Fahrigkeit, in die das Bauerntum geraten, die Geldjägerei des Bürgertums, die Hauslosigkeit der Sozialdemokratie und anderes zerstören die Familie und nehmen dem Kinde die Heimat weg. Früher als vor Zeiten wird es in die harte Welt geworfen: da gönne ich ihm wohl, daß eine Bewegung

eingreift, die ihm Kindesharmlosigkeit, Kindesgesundheit und Kindesfreude schützen will so lange als möglich.

Das Kind bedeutet nicht wenig und nicht viel, es bedeutet alles. Nein, nicht eine Überschätzung des Kindes kann es geben. Unterschätzung ist so vieles, was wir an ihm tun. Es ist kein Spielzeug für Große, es ist nicht das Wesen, an dem wir unsere Launen auslassen, mit dem wir Staat machen, das wir durch Zärtlichkeit verhudeln oder je nach Anlage und Anlaß beliebig quälen dürfen. Die ganze große, reine, ernste Liebe gehört dazu, um das Kind so zu pflegen, zu führen, zu erziehen, daß es in seinem bevorstehenden Leben für sich glücklich und für andere ein Segen werden kann. Alle unsere Kultur-Entwicklungsbemühungen, die Erfolge der Technik, der Gelehrsamkeiten, alle politischen Bestrebungen um die Zukunft, um bessere zufriedenere Zeiten, alles, alles ist umsonst, wenn wir das Kind vernachlässigen. Aber auch alle Sorgen, alle Liebe, alle Opfer für das Kind sind umsonst, wenn wir — verblendet von der eigenen Erwachsenheit — das Kind mißverstehen. Denn wir dürfen nie vergessen, daß es schon wer ist, wenn es auf die Welt kommt, daß es sich nur aus sich selbst entwickeln kann. Der Erzieher hat diese Entwickelung zu bewachen, die Keime gesunder Eigenschaften zu fördern, die Keime schädlicher Anlagen zu hemmen. Wie schwer, wie unmöglich ist das, wenn er das Kind immer nur an sich selbst und seinen eigenen Neigungen mißt. Unter solchen Umständen ist es für manches Kind am besten, wenn es — gar nicht „erzogen" wird.

Lesen, schreiben und rechnen, mehr bedarf der Mensch nicht, um glücklich durch die Welt zu kommen. — Er soll es verstehen, das Schöne und Gute an seinem Lebenswege für sich aufzulesen. — Er soll es verstehen, wenn's schief geht, sich manchmal auch selbst die Schuld

zuzuschreiben. — Er soll es verstehen, stets mit den Tatsachen zu rechnen.

Das Land hißt die weiß-grüne Fahne. Steiermark begeht ein großes Gedenken. — Johann der Unvergeßliche. Des Kaisers Franz Bruder, der unseres Landes Erwecker geworden ist. Vielleicht haben wir das Napoleon dem Ersten zu verdanken. Hätte dieser Weltfresser nicht Tirol an sich gerissen, so würde Erzherzog Johann wahrscheinlich in dem zuerst bezogenen und ihm so sympathischen Lande geblieben sein. Der kaiserliche Prinz ging nach Steiermark und wurde dort am Fuße des Hochschwab der Brandhofbauer. Das Bauerngut Brandhof hatte er angekauft und es nicht bloß zu einem Jagdschlößchen gemacht, sondern zu einem Wohnsitze, wo er viele Jahre lang hauste, von dem aus er das Ober- und Unterland bereiste, um überall hin Segen zu spenden. Ich weiß keinen Gau der Steiermark, in dem die schöpferischen Fußtapfen des Erzherzogs nicht zu spüren wären. Die Welt, wo er als Feldherr Siege erfochten und als Politiker Enttäuschungen erlebt hatte, war ihm zuwider geworden; in den Frieden des Alpenlandes hinein baute er sein eigentliches Lebenswerk. Man frage im Lande Steier Bürger und Bauer, alt und jung, alles weiß von Stiftungen, Anstalten und Einführungen aller Art, die vom „Prinz Johann" herrühren. Landwirtschaft, Bergbau, Gewerbe, Industrie, Schule, Kirche und Kunst tragen heute reiche Früchte, die Erzherzog Johann gesät hat. Ganz hat er sich endlich in Steiermark eingeheimt, unermüdlich bestrebt, das Land zu fördern. Treuen Sinnes hat er sich dem Volkstume hingegeben, um es zu veredeln, und aus dem Volke hat er sich die Gemahlin gewählt, die ihm an Herzensadel ebenbürtig war.

In diesen Tagen nun hat sich das Jahrhundert

vollendet, seit Erzherzog Johann eine Hauptlehranstalt des Landes mit einem Museum gestiftet, das Joanneum zu Graz, aus dem sich dann die Technische Hochschule entwickelt hat. Und dieses Gedächtnis hat die Steiermark dankbar gefeiert, es ist zu einem großen Prinz Johann-Fest geworden.

Da belebt sich in mir das Erinnern an vieles, was in meiner frühen Jugend über den „Prinz Johann" erzählt wurde. Anekdotisches und Mythisches. Das Volk hat dem hohen Herrn manch Märchenhaftes und viel Schalkhaftes angedichtet, und in allem glüht die Liebe zu ihm. Eine Liebe, die vor lauter Liebe manchmal sogar ein wenig der Ehrfurcht vergißt.

Ich selbst habe den Erzherzog nie gesehen. Er starb zu Graz im Jahre 1859, im achtundsiebzigsten Lebensjahre. Zehn Jahre ruhte er dann im Mausoleum zu Graz; im Jahre 1869 ist er nach Schenna bei Meran überführt worden und beigesetzt in der neuen Familiengruft. Damals hat es von uns aus nach Tirol noch keine gerade Eisenbahn gegeben, auf weiten Umwegen hat er sein letztes Ziel gefunden. Unser mehrere Studenten von der Handelsakademie sind dem Leichenwagen gefolgt durch die Straßen von Graz bis zum Bahnhof und dort habe ich dem scheidenden Erheber unseres Landes nachgedichtet:

„Dein Graz und dein Lond, gibst eahm s leßtimol d Hond.
O du herzliaber Monn, warum fohrst uns davon?
Hobn eh na grod oan, der s tuat aufrichti moan!
Hiaz müaß ma holt sehn, wia ma selber fest stehn;
Prinz Johann, gel jo, dein Geist loßt uns do!"

Zurückgelassen hat Erzherzog Johann uns die Liebe zur Steiermark in seinen Enkeln, in denen sie treu und tatkräftig weiterglüht.

Bei unserem Tisch war die Rede von der Eiszeit. Der Student wußte es zu sagen, in fünfzigtausend

Jahren würden im Murtal turmhoch die Gletscher liegen, in hunderttausend Jahren würde die Wüste Sahara ein Eisfeld sein.

„Oh!“ sagte das naseweise Nesthöckerl, das immer gehörte und unverstandene Red' nachpaperlt, „die hunderttausend Jahr werden auf ja und na vorbei sein.“

Man mußte stutzen, daß die Redensart, „ach, wie schnell die Zeit vergeht!“ von einem Eintagstierchen so großzügige Anwendung fand. Hunderttausend Jahr auf ja und na vorbei! Diese Ewigkeitswahrheit kann nur ein Kind gelassen aussprechen.

Ein Doppelwesen ist das Menschenleben,
Der eine Teil hat Rätsel aufzugeben,
Der andre Teil von diesem Doppelwesen
Besitzt die Kraft, die Rätsel aufzulösen.

Vor kurzem starb in meinem Waldlande ein alter Mann, der einmal jung gewesen ist. Das wäre an sich nicht besonders merkwürdig, aber dieser Mann war einst ein Kohlenfuhrmann und hat Weibsbilder — aufsitzen lassen. Heutzutage werden in jener Gegend die Holzkohlen der Wälder in Säcken ins Tal hinausgeführt zu den Eisenwerken. Damals sind die Kohlen mit einem Riesenkorb, der länglich auf dem Geräder lag und „Kohlkrippe“ hieß, befördert worden. Eine solche Kohlenfuhre hat auch der Zweckelzenz täglich aus den Wäldern mit zwei schweren Pferden in das Mürztal geführt. Nun war der Zenz ein besonderer Freund des schon damals auf der Alm vielfach vorkommenden Hosenrockes. Wo er ein Almdirndl wußte, das die gegen Wetter und Sturm so kleidsame Tracht anhatte, da zog es ihn hin. Und einmal, als er mit seiner leeren Kohlkrippe auf dem langen Waldwege heimwärts fuhr, fiel ihm der Hosenrock ein, in dem eine jungfrische Halterin stak, die auf der Zutrum-Alm das Vieh hütete. Aber die Alm

war weit hinten, dem Kreßbach zu. Macht nichts, für die Liebe gibt es keine Zwischenräume. Der Zweckel-Zenz leitete sein Fuhrwerk wegseitlings auf ein Angerlein hinaus, band dort die Pferde mit dem Leitriemen an einen Baum, sagte zu ihnen: „So Bräundln, do bleibts stehn und mochts koani Dummheitn. In a ra Stund bin ih wieder do.“

In a ra Stund war der Zenz aber noch nicht da, ohne daß es sicherzustellen ist, ob der weite Weg daran schuld gewesen, oder der Hosenrock. Als er nach zwei Stunden zu seinem Angerlein an der Straße zurückkam, waren aber auch seine Bräundeln nicht da, war der Kohlenwagen nicht da, war nichts da als der Anger und der Wald und der Baum, an den er das Fuhrwerk gebunden hatte. Ein Stück Riemen hing noch am Stamm. Den Pferden war das lange Warten zu dumm geworden, sie rissen ab und trabten den wohlbekannten Weg weiter nach Hause, um endlich zu ihrem „Habern“ zu kommen. Als sie im Zweckelhof sahen, wie das Fuhrwerk ohne Fuhrmann daherkam, erhoben sie ein Jammergeschrei, was nur dem Zenz geschehen sein müsse! Die Leute liefen wegshin, um ihn zu suchen. Da begegnete er ihnen laufenden Schrittes, das abgerissene Riemenstück in der Hand, und rief fast atemlos: „Die vafluachtn Vieher! Seins dahoam? Jo? Gschreckt müassn sa sih hobn, von an Vogel, oder wos. Wild seins ma worn, hons nit dahobn mögn. Da Ream (Riemen) hot ohgrissn! — Tuifi nohamol, bin ih froh, daß dahoam sein, de Luadern!“

Gut war das gelogen. Aber die Hosenrock-Dirn hat er nachher heiraten müssen. Beim Hochzeitswein hat er die Geschichte einem guten Kameraden erzählt. Und der sagt nichts.

Als Knabe hatte ich Missionsprediger gehört, die gegen die Unkeuschheit eiferten. Ich eiferte — auf der

Weide den Schafen und heimlich horchenden Holzknechten predigend — lebhaft mit, ohne eigentlich zu wissen, was das ist. Die weltlustigen Nachbarburschen mußten sich geärgert haben über das junge Pfarrerlein, das noch keine Weihen hatte, und schon Leute bekehren wollte, dieses fromme vorlaute Bübel — und sie taten ihm was an.

Ich hörte gern ihr Singen und Jodeln und so nahmen sie mich an einem späten Samstagabend mit auf ihren Streifungen über Feld und Matte und zu anderen Häusern, in denen saubere Dirndln waren, was ich aber damals nicht achtete. Es war schon finster. Ob ich was vom Himmel sehen wollte? fragte mich ein Bursche. „Ja!" denn die Missionäre hatten mich plangen gemacht nach dem Himmel. Der Bursche kroch durch das Fenster in eine Hütte, ein anderer schob mich ihm nach. Ich fiel drinnen auf ein Bett. Ich lag zwischen zwei Menschen, die schäkerten und mich mit unter die Decke zogen.

Nachher steckte mich der Bursche wieder zum Fenster hinaus, lachend: „So, jetzt kannst Pfarrer werden, eingeweiht bist."

Wie ich wieder heimkam, das weiß ich nicht. Den andern Tag war ich so, daß der Vater zur Mutter sagte: „Dem Buben ist heut' was." Den Eltern wich ich aus. Zu abscheulich schämte ich mich und begriff nicht, weshalb nicht auch sie sich schämten. — So also geht die Geschichte! Das ist der Mensch! — — Aber, wer hat dem Kleinen denn gesagt, daß das, was er in jener Nacht erfahren, Sünde ist? Er wußte ja gar nicht, ob es jenes sei, das die frommen Prediger in die neunte Hölle hinab verdammt hatten. Es war bloß etwas ganz Ungeahntes, Unerhörtes gewesen, und siehe, ein innerer Richter sagte: das ist die Sünde!

Am Ende ist das die Erbsünde, die uns immer

zwingt, das Menschengeschlecht weiter zu züchten, anstatt es aussterben zu lassen! — Dieser Gedanke ist mir später dazu eingefallen, aber der Katechet, dem ich ihn vertraute, hat mir für solchen Vorwitz ein schlechtes Schulzeugnis versprochen und mich belehrt, daß die Fortzüchtung durch Taufe und Ehe gestattet werde. —

Jene Burschen von der Samstagnacht zogen es vor, anstatt mit dem Katecheten sich mit den sauberen Dirndeln einzulassen, und haben von beiden Seiten gute Zeugnisse bekommen.

Daß ich in meiner Hirtenzeit nicht den Spitznamen „Windmacher“ davongetragen habe, wundert mich. Ich konnte Wind machen, wirklichen Wind, wie er über die Berge hinstrich und in den Bäumen rauschte.

Eines Sommertages war ich mit mehreren Nachbarshirten auf der Hochmatte, wo wir unsere Rinder weideten. Es schien die warme Sonne, so daß wir unsere Joppen wegwarfen, und plötzlich war es wieder so kühl, daß wir alle in die Joppen hineinschlüpften. Der Wind ging zeitweilig. „Buben!“ rief ich vorwitzig aus, „ich kann Wind machen!“

„Geh, plausch nit.“

„Auf Spaß und Ernst, ich kann Wind machen. Soll ich? Schauts einmal!“ Ich hob den befeuchteten Finger hoch, „kein Lüftel jetzt. Wetten wir, in einer Minute geht der Wind!“

„Laß dich nit auslachen!“

Ich riß meine buntgestreifte Zipfelmütze vom Kopf, hielt sie wie einen Sack an den Mund, und mit dem Auge in den Himmel auflugend, wo just ein Wolkenballen sich der Sonne nahte, rief ich in die Mütze: Wind, Wind, komm geschwind! Lapi-papi-tschapilorum!“ Dreimal sagte ich es und schleuderte dann die Mütze in die Luft. Da verdunkelte sich die Welt und es strich

ein kühler Wind. — Vor Staunen sperrten sie die Mäuler auf und der Einfältigste unter ihnen wollte vor mir niederknien.

Als der kalte Strich vorüber war und die warme Sonne schien wie früher, begehrten sie, daß ich den Zauber noch einmal tue. Sie wollten mir wahrscheinlich draufkommen, wie das gemacht wird. Ich blickte demütig gegen Himmel, wo in der Sonnennähe keine Wolke war. „Jetzt nit, Buben, ihr kunntet euch erkälten.“ Aber sie drängten so lange, bis wieder ein Wolkenfetzen der Sonne zustrich. „Na, meinethalb, wenn ihr schon durchaus wollt!“ Und in die Zipfelmütze hinein: „Wind, Wind, komm geschwind! Lapi-papi-tschapilorum!“ Die Mütze in die Luft geworfen. — Husch, rauschte es wieder im Ahornbaum, es ging der Wind.

Bald wußte es ganz Alpel: Der Kluppenegger-Peterl kann Wind machen! — Die Ehre dauerte bis zum nächsten Sturm, der dem Riegelberger einen schönen Lärchbaum entwurzelte. Der Geschädigte kam in Begleitung des „Fürstandes“ in unser Haus, fragte dem Peterl nach und hinter dem Rücken hielt er — ungebrannte Asche! Ich beeilte mich, vor ihm, meinem Vater und dem Gemeindevorstand, meine ganze meteorologische Wissenschaft preiszugeben. — „Wenn eine Wolke vor die Sonne geht, so streicht allemal ein kühler Wind — ich kann nix dafür!“

„So hast uns g'foppt!“ schrie der Riegelberger.

„Wird schier nit anderschter sein“, entschied der Vorstand, „wer sich nit einmal so viel auskennt bei Sonn' und Gewölk und Wind, zu dem sagt ma halt nachher: Lapi-papi-tschapilorum!“

Für jedes Kind, das wir haben, müssen wir Steuer zahlen, mittelbar wie unmittelbar. Richtiger wäre es, wenn wir Steuer zahlen müßten für jedes Kind, das

wir nicht haben. — Den Sinn dieses scheinbar schief gewickelten Ausspruches wird man wohl verstehen. Ich habe längst schon von einer Junggesellensteuer geträumt. Jetzo kommen andere auch mit einer Jungfrauensteuer daher. Jungfrauensteuer nennen sie es zwar nicht, sie drücken sich vorsichtiger aus.

Da liest man in den Blättern:

„26. Oktober 1911. Im Fürstentum Reuß wird jetzt eine Steuer für Unverehelichte eingeführt. Der Landtag nahm gestern einen Antrag an, wonach Personen männlichen oder weiblichen Geschlechtes, die das dreißigste Lebensjahr überschritten haben, ohne verheiratet zu sein, bei einem Einkommen von 3000 bis 6000 Mark eine Steuer von fünf Prozent, bei einem Einkommen über 6000 Mark eine Steuer von zehn Prozent zu zahlen haben."

Es wird viel Geld einkommen und zur staatlichen Erziehung armer, unehelicher Kinder wird es gut zu brauchen sein. Durch die Ehe allein sollte man aber dieser Steuer auch noch nicht entschlüpfen können; die Ehe muß danach sein. Jeder gesunde, erwerbsfähige Mann wäre verpflichtet, mindestens drei Kinder zu haben und zu erziehen. Damit würde die Kopfzahl eines Volkes ungefähr auf gleicher Höhe bleiben. Nun muß sich aber das deutsche Volk, um national bestehen zu können, vermehren, denn unsere verdrängenden Hintervölker wachsen auch. Es mag dem Staate einfallen, ein vermögendes Ehepaar, das weniger oder nicht mehr als drei Kinder hat, höher zu besteuern als eins mit größerer Kinderzahl. Ja, die kinderreichen Paare könnten noch belohnt oder ausgezeichnet werden. Ich würde einen Mann, der nach etwa fünfundzwanzigjähriger Ehe zehn wohlgeartete Kinder hat, zum Baron machen, wenn er es nicht etwa schon ist. Jedenfalls eine Standeserhöhung, denn für die Zukunft seines Volkes

bedeutet der kinderreiche Vater so viel wie ein kleiner Herzog. —

Nun zeigt es sich, daß Nationalität und Volkstum nicht gleichbedeutend ist. Denn national ist die Idee, aber volkstümlich dürfte sie kaum werden. Trotz der Abnahme der Geburtsziffer mehren sich im deutschen Volke solche Leute, die da glauben, der Menschheit sei am besten gedient, wenn — gar kein Kind mehr auf die Welt käme.

Und, weiß der Kuckuck, man getraut sich dem nicht einmal derb zu widersprechen.

Hüte, starkes Volk der Ehre,
Manneswort und Weibesreinheit,
Kindeslust und Greiseslehre,
Kraft und Huld in steter Einheit.
Stolz und fest und treu bewache
Vaterland und Muttersprache.

Zu meinem jüngsten Enkel, der jetzt im siebenten Jahre ist, stehe ich seit jeher in guten Beziehungen. Doch entging mir nicht, daß er in letzter Zeit mehr für sich abgesondert tätig war. Meine väterlichen Ermahnungen konnten ihn nicht mehr so bequem erreichen. „Du Peter, mit dem offenen Taschenmesser lauft man nicht herum!" — „Du sollst deiner Mutter nicht immer so davongehen, dann weiß sie nicht, wo du bist und ängstigt sich." — „Ach geh, schau doch einmal deinen Großvater an, wie der beim Essen ruhig dasitzt!" — „Jetzt heißt es schlafengehen! Der Enkel muß dem Großvater schön folgen, hörst du?" — „Aber so beug' dich doch nicht so zum Fenster hinaus, du wirst hinabfallen!" — „So trotzig sein, das ist garstig, Enkelbub!" —

Derlei Korrekturen und Unterbrechungen im Tages-

programm scheinen dem Kleinen endlich zuwider geworden zu sein, denn eines Tages machte er mir einen Vorschlag: „Großvater, wir wollen nicht immer Großvater und Enkel spielen, weißt du? Wir wollen Freunde sein, wie der Onkel Hans und der Berndl, magst du?“

Ich habe ihn verstanden. Seither sind wir Freunde, wovon einer nicht immer an dem andern herumkeifelt und meistert, sondern die ihre Angelegenheiten in vertraulichen Gesprächen miteinander ausmachen. Aus einem ewig lehrhaften Alten bin ich ein gemütlich plaudernder Kamerad geworden. „Freund Peter!“ sage ich nun zum Knaben, „da hast eine Binde, steck' sie in den Sack, und wenn du beim Herumspringen ins Messer fällst, so mußt dich geschwind verbinden, sonst springt das Blut wie ein Brunnen heraus, was ja weiter nichts macht, nur ausbluten kann man dabei. — Du, Freund Peter! Einmal, wie ich noch klein war, bin ich ganz allein fort und auf die Alm gegangen, zum Vieh, und hab' gedacht: Sucht mich nur daheim, ihr findet mich doch nicht, und hab' gelacht. Nachher bin ich hungerig geworden, und es ist finster geworden, und ich hab nicht heimgefunden. Über Nacht im Wald geschlafen und gedacht, wenn jetzt der Wolf kommt! Andern Tags hat mich mein Vater und der Knecht gefunden und nach Haus getragen, und die Mutter ist im Bett gelegen, sterbenskrank, weil sie aus Angst um mich ohnmächtig geworden sein soll. — Du, einmal haben wir einen lustigen Nachbarsbuben gehabt, der ist immer auf dem Hausdach herumgestiegen wie ein Kater. Und einmal in den Rauchfang hinein und hinab in die Küche. Und jetzt, denk dir, ist die Köchin just beim Feueranmachen, und hören wir, wie im Rauchfang oben alleweil was hüstelt und hüstelt, und schreit die Köchin: „Jesseles, der Nachbarbub ist im Rauchfang! Er steckt oben, kann nicht herab und nicht hinauf; mein Vater springt um den langen Wasser-Floß-

hakel und hakelt den Buben herab. Was glaubst, Freund, ist er noch einmal in den Rauchfang geschloffen? — Aber du, das ist komisch. Einmal hat mir die Mutter mein Holzrössel weggenommen, weil ich lernen hätt' sollen. Da werd' ich zornig, reiß den Stiefelknecht her und schmeiß ihn ans Fenster, daß die Scherben nur so herabklingeln. Vater und Mutter stehen da, schauen mich mit Staunen an und sagen nichts. Du, was ich mich da geschämt hab! Ins Bodenwinkel kriech' ich, und den ganzen Tag hab ich mir mein Gesicht nicht herzuzeigen getraut!"

Solche Erzählungen hört mein junger Freund mit ruhiger Aufmerksamkeit an, und ich denke, das ist zu dieser Hacke nun einmal der rechte Stiel. Nicht offene Moralpredigten, sondern Erzählungen mit versteckter Tendenz. Das wird wirken, ohne daß er's merkt. — Aber der kleine Kerl guckte mich manchmal so verschmitzt an, daß mir ungleich wurde, und nachdem ich diese Methode wochenlang fortgesetzt hatte, sagte er: „Freund, jetzt will auch ich dir was sagen, ja?" — „Nun so sag'." — Erst ein bißchen verlegenes Kopfdrehen, dann: „Weißt Du, Freund Großvater, ich mach's auch so."

Ein Arbeiter des Krieglacher Eisenwerks erzählte mir eine kleine Geschichte von seinem Bruder.

Der war im Murtale Bauer gewesen. Eines Abends ging er durch den Wald und hatte Geld bei sich. Er hatte in Knittelfeld ein Pferd verkauft. Und dort, wo der Weg dunkel und einsam war, weitum kein Haus, dort fiel ihn plötzlich ein Mann mit dem Revolver an. Seinen Kopf hatte er mit einem blauen Sacktuch so eingemummt, daß durch zwei Löcher nur die Augen zu sehen waren. Mit verstellter Stimme forderte er vom Bauer das Geld, oder er mache ihn gleich kalt.

Der Bauer dachte, lieber ist mir doch mein Leben wie das Pferdegeld, und gab seine Brieftasche hin. Während der Vermummte den Raub in die Tasche steckte, riß ihm der Bauer unbesinnt das Sacktuch vom Gesicht herab — und stand sein Schwager, der Häusler Zeck, vor ihm.

„Nachbar!" sagte der Entlarvte, den Revolver in der Hand bereit, „der Griff in mein Gesicht kostet dir's Leben. Schad, wir wären sonst gut auseinander gekommen."

„Ih sag' nix, ih sag nix!" versicherte der Bauer.

„Freunderl, darauf laß ich's nit ankommen. Auf zehn Jahre wolltest mich eintunken. Da wirst dir's wohl denken können, daß einer jetzt lieber den Finger krump zieht."

„Ich sag nix, Schwager, ich versprich dir's heilig, ich sag nix. Einen Eidschwur leg ich ab, daß ich dich nit verrat — du kannst mir's glauben. Ich kenn dich nit, ich mach die Augen zu."

Der Häusler Zeck war zum Glück keiner von den schlauesten, er ließ den Bauer einen fürchterlichen Eid schwören. Dann ließ er ihn laufen.

Als aber nachher der Bauer im Dorf war, bekam er Mut, und sein ihm geraubtes Geld, das wollte er nicht lassen. Noch am selben Abend nahm er die zwei stärksten seiner Knechte mit, sie sollten Holzprügel tragen, zum Zeck hinab. Er ging mit ihnen und sie sollten warten vor der Hüttentür, in die er eintrat, um den Schwager heimzusuchen.

„Du Zeck", sagte er leise zu diesem, „jetzt gib mir mein Geld zurück, vor der Tür warten meine Jodeln!"

„Du hast geschworen!" zischelte der Zeck entsetzt, „du Unchrist, du hast einen Eidschwur tan, daß d mich nit verratst."

„Das macht nix", entgegnete der Bauer. „Verraten

tu ich dich eh nit. Aber derschlagen laß ich dich, wenn du mir nicht auf der Stell meine Sach gibst.“

Der Schwager hat ihm auf der Stelle die gefüllte Brieftasche zurückgegeben.

Nach sieben Jahren, als der Häusler Zeck schon verstorben war, hat der Bauer die Sache seinem Bruder mitgeteilt. Ich wollte einmal eine Geschichte draus machen, aber es ist eigentlich ohnehin schon eine.

Ich belauschte ein kleines Gespräch zweier oststeirischer Bauern. Zur Kennzeichnung der Mundart führe ich es an und gebe die Übersetzung ins Hochdeutsche dazu.

A.: Hau, griaß dih. Ho dih scha long nia gsechn.	A.: Oh, ich grüße dich. Ich habe dich schon lange nicht mehr gesehen.
B.: Jo, ih bin asou schon a wenk nid herend gwen. Just hei*n*d*) hon ih ma denkt, weil s sa schain is, ih geh uma.	B.: Ja, ich bin ohnehin schon seit einem Weilchen nicht herüben gewesen. Gerade heute dachte ich mir, weil die Witterung so schön ist, ich könnte herüber gehen.
A.: A schaini Zeid hiaz, jo. Woas s nid, won s epper amol schneibb.	A.: Eine schöne Zeit hätten wir jetzt, ja. Ich weiß nicht, wann es etwa einmal schneit.
B.: Brauchadn eh an Schnew zan Graß straffn. As war aft sist hasn frei z abba.	B.: Wir benötigten freilich Schnee zum Reisig ziehen. Es ist beinahe sozusagen zu schneefrei.
A.: Is hoagl, wous nid gach nouh an geldin Bozn aussaschmeißt.	A.: Es ist Gefahr, daß es plötzlich noch einen großen Schnellfall gibt.

*) *n* Nasenlaut.

B.: Moa*n*st, deassad ma nou nid Longskorn onbau*n*?	B.: Meinst du, daß man noch nicht das Lenzkorn ansäen dürfte?
A.: Wougads nid.	A.: Ich würde es nicht wagen.
B.: Selm kunt goo lacht a schwouds Joohr wedn!	B.: Dann könnte es vielleicht gar ein spätes Jahr werden.
A.: Wa nid aus!	A.: Das wäre erstaunlich!

Der Bauer stand nahe an seiner Dienstmagd und wisperte ihr ins Ohr: „Du Mirl, morgn, bals dunkel wird, bin ih oben im Heu. Kim auffi a bißl!“

Die Magd verstand und flüsterte über die Achsel zurück: „Ih kim auffi.“

Dann ging sie und dachte: Is dos oana, der Baur! Dos muaß ih da Bäurin sogn, daß sie's woaß. 's brav Weiberl, wias ma dabormb. Is dos oana, der Baur!“

Und anstatt, daß sich die Magd herrichtete fürs Heu, erzählte sie der Bäuerin, wie sie vom Bauern eingeladen sei.

Die Bäuerin blieb ganz ruhig und fragte sie dann: „Gehst auffi?“

„Owa Bäurin! A sou a Sünd!“

„Schod, wan er umsist wortad.“

„Bäurin“, sagte die Magd, „ih woaß wos. Daß er nit umsist wort't: Geh du auffi!“

Die Bäuerin hieb sich mit der Faust in die hohle Hand und rief: „Dos tuar ih ah!“

Der Bauer war auf das Feld gegangen und in der frischen Luft zu einiger Besinnung gekommen. „An Ehbrücherl! So schen is s nit. Is sa weit eh nouh gonz guat mei Wei. Wan sie ma sou wos ontat, wa mar

ah nit recht. Jh moan, ih loß s bleibn. Jh schick in Knecht auffi, daß d Mirl nit umsist geht."

Dem Knecht war's recht. Was der Bauer anschafft, dachte er, das muß man tun.

Und als es am nächsten Tage dunkel war, da ging der Bauer, anstatt ins Heu in die Ehekammer. Die Bäuerin war nicht da. Hingegen war die Magd da mit aufgestreckten Ärmeln und wusch an den Fenstergläsern die Fliegenspuren ab.

„Mirl, bist dan du nit auffi ins Heu?"

„Na."

„Wou is dan die Bäurin?"

„Auffi ins Heu."

Auf der Stelle wußte der Bauer, was zu tun war. Bei der Magd fand er jetzt gar keine Unterhaltlichkeit. Er lief was er konnte, „auffi ins Heu".

1912.

Ich hatte über vierzig Jahre lang einen Freund, der mich beständig verachtete. Das erstemal verachtete er mich im Jahre 1866, als ich ausgerufen hatte: „Gott sei Dank, daß ich nicht Soldat bin. Sonst müßt' ich in diesen Krieg!" Er, der Malm, wäre so gern dabei gewesen, war aber noch viel zu jung. Ob es gegen Franzosen ging oder gegen Deutsche, das war ihm gleich — nur raufen! — Im Jahre 1870 ging der Malm zu Fuß nach Bayern, kam aber zu Fuß wieder heim. Er war noch immer zu jung und fremde Freiwillige konnten sie nicht brauchen. Mich lobte er, daß ich den deutsch-französischen Krieg besang, und verachtete mich, daß ich nicht dazugehen wollte. — Bei der bosnischen Okkupation endlich, da war er dabei, war in wenigen Wochen Leutnant, erstürmte mit Heldenmut eine Bosnabrücke, bekam bei der Einnahme von Serajewo einen Schuß in den Oberarm und kehrte als Hauptmann heim mit strahlendem Gesicht. — Der Arm heilte so gründlich wieder, daß er eine kleine Nähderin umarmen konnte. Das war ein niedliches Persönchen, voll friedfertiger Heiterkeit, und dieses verachtete er nicht. „Der Mann", sagte er, „muß kriegerisch sein, sonst ist er kein Mann; das Weib aber muß sanft sein, sonst ist es kein Weib." — Der Hauptmann Malm hätte die Nähderin gleich geheiratet, wenn er nur schon fünfzig Jahre alt gewesen wäre. „Vor dem fünfzigsten Jahr hat der Mann nicht Zeit für die Weiber,

da muß er Krieg führen.“ Nun war aber verzweifelt lange kein Krieg. In den Balkanländern ging's wieder einmal los. Der Hauptmann zog hin und kam nach einem Jahr wieder zurück mit gespaltener Nase und einem Tapferkeitszeichen an der Brust, das ihm Fürst Battenberg persönlich angeheftet hatte. Die Nase heilte, behielt aber eine Form, die des Kriegers Gesicht noch martialischer machte. Die kleine Nähderin bestand auch schon fest auf ihrer Sache und sagte, sie wolle endlich heiraten, ehe man ihr den Mann vollends zerfleische! So verlobten sie sich, und es waren schon die Hochzeitsspielleute bestellt, da brach da unten im heißen Afrika der Burenrummel los. Der Hauptmann packte zusammen und fragte mich allen Ernstes, ob ich nicht mitwolle. Ich würde doch meinen lieben deutschen Bauern dort zu Hilfe kommen wollen. Wollte ich aber lieber Kultur nach Süden tragen, so könnte ich ja mit den Engländern gehen. Ich blieb bei Muttern daheim, und da verachtete er mich wieder. Auf meine Abschiedsfrage, ob er es mit den Engländern oder mit den Buren halte, lautete seine Antwort, das wisse er noch nicht; bei denen es halt am meisten zum Zuschlagen geben werde. — Nach sechzehn Monaten kam der Hauptmann Malm zurück. Er brachte nur einen Fuß mit, der andere lag irgendwo im Wüstensande. Er war im Transvaal mit noch dreiundzwanzig Buren von den Engländern gefangen genommen worden. Da hatte er die zwei Wächter seines Extrazimmers erwürgt, in Freiheit sofort einen Trupp Buren gesammelt und die übrigen dreiundzwanzig Gefangenen herausgeschlagen. Nun, und dabei war sein linkes Bein futsch gegangen. — Es war ein dreifüßiges Paar, das nun zu Falkenbach getraut wurde; die Nähderin stand neben seiner wie ein Mäuslein neben dem Kater. — Sie hatten eine kleine Landwirtschaft, und statt Gewehr und Säbel wollte der Hauptmann nun in

Gottes Namen den Spaten in die Hand nehmen. Aber die Kleine litt es nicht. Er habe sein Lebtag zugehauen genug, er solle es sich mit dem Stelzfuß auf der Ofenbank gut sein lassen; sie werde die Wirtschaft schon besorgen. Dagegen lehnte sich der alte Soldat heftig auf, aber er wurde zurückgeschlagen. Wo er eine Arbeit anfassen wollte, da war sie schon getan; wo er kommandieren wollte, da war die Sache schon ausgeführt. Allerdings nicht immer genau nach seinem Dafürhalten. Ihm blieb nichts übrig, als zu essen, zu trinken und auf der Ofenbank zu liegen. Nun erst merkte der Hauptmann Malm, in welch schimpfliche Gefangenschaft er geraten war. Er riß zornig an der Kette, aber sie war nicht von Eisen, das zerspringen kann, sie war weich wie Gummi, gab jedem Riß stille nach, um sich nachher allemal wieder fest zusammenzuziehen. So sorgte das Weibchen mit sanftmütiger Heiterkeit für alles, was er brauchte, so deichselte sie die Wirtschaft im großen wie im kleinen ganz nach ihrem Willen, immer in scheinbar größter Nachgiebigkeit und Güte, „um ihn zu schonen und sein Leben zu versüßen".

Da brach der russisch-japanische Krieg aus. Und eines Tages humpelte der Hauptmann in den Kuhstall, wo die kleine Frau mit dem Sechter unter dem Kuheuter saß, und sagte: „Lina, gib mir das Geld!" — „Wirst es schon einmal kriegen", antwortete sie. „Lina, ich brauche es jetzt. Brust, Aug' und Hand ist mir noch gesund, ich gehe mit den Russen. Gib mir Geld!" — „Aber Kind, du weißt ja, es ist keins mehr da, ich habe doch die Wiese gekauft!" Jetzt brach die Soldatenwut los; aber die Kleine fing den schweren Arm auf, zog ihn herab, zog herzig lachend den ganzen Mann zu sich herab, legte ihm die Arme um den Hals, befeuchtete alle Gegenden seines Gesichtes mit Tränen und mit Küssen und schluchzte: „Mein lieber, herzallerliebster

Mann, du darfst mir nimmer fort, nimmer, nimmer, schau, du bist mein allerliebster Mann!“ Da blieb er und war etliche Minuten sehr glücklich.

So lebten die beiden Leute dahin im tiefsten Frieden. Alle Nachbarschaft beneidete den Hauptmann um sein häusliches Glück, wie es nicht jeder genoß. Und einmal, als ich ihn besuchen wollte, fand sich sein Haustor versperrt. Er schaute zum vergitterten Fenster heraus und berichtete, daß seine Frau, die auf dem Felde sei, ihn eingesperrt habe, weil er ihr liebster Schatz wäre, der ihr leicht gestohlen werden könnte. Als wir durch das Fenster so ein wenig geplaudert hatten, sagte der Hauptmann jäh: „Mußt mir verzeihen, alter Freund, daß ich oft gesagt habe: ich verachte dich. So schmählich ist ja doch keiner in die Gefangenschaft geraten als ich. Hilf mir zur Flucht.“ Das braune Antlitz des Kriegers war weinerlich entstellt, aber ich wußte für sein Elend keinen Rat als den boshaften, erst die Kriegsgefangenen auszutauschen, so daß er sie, und sie ihn freigibt. — Scheidung! Jetzt war's gut, daß das Tor verschlossen und das Fenster vergittert war, er stürzte drinnen nach seinem Säbel, er hätte mich gespalten. — Daraufhin bin ich beruhigt meines Weges gegangen.

Seither getraue ich mich nicht mehr zu ihm. Was man aber so nebenbei erfährt, hat der tapfere Hauptmann vor seiner kleinen Frau endgültig kapituliert.

In meinem ersten Grazerjahr damals hatte ich die Montagskost bei Madame F. Die Frau gab im Fasching einen Hausball zu Ehren ihres heranwachsenden Töchterleins und lud auch mich, den letzen Studenten, ein, dabei zu erscheinen. Tagelang betrieb ich die Vorbereitungen, um dieser Ehre würdig nachzukommen. Freund P. gab mir förmlichen Unterricht in Salonkünsten, wie man eintritt, den Zylinder hält, sich vor der Dame des Hauses

verbeugt, ihr die drei vorgestreckten Finger küßt, ihr ein artiges Wörtlein sagt und dann die schon Anwesenden in vornehmer Gelassenheit begrüßt. Vor allem bedachten wir auch einen Toast, den ich zum Mitternachtsmahl, beim Sekt etwa, zu sprechen hätte. Alles das wäre nichts gewesen, wenn der Freund mir nicht auch seinen Salonanzug geborgt haben würde. Der Abend kam, vom Fuß bis zum Seidenhut in Glanz stieg ich den Treppenteppich hinan, mir voraus feine Herrschaften, die in der Garderobe ablegten. Schon im ersten Zimmer begegnete mir die gästebegrüßende Hausfrau. Man sah an diesem Abende mehr an ihr als an gewöhnlichen Tagen. Was an weißer Seide hinten nachgeschleppt werden mußte, das fehlte vorne am Busen. „Ja, Rosegger, grüß Ihna Gott!“ so freundlich kam sie mir entgegen; dann lenkt sie mich vertraulich gegen die Seitentür und sagt: „Sie könnten so gut sein und dem Mann in der Garderobe ein bissel helfen, den Leuten das Gewand abzunehmen und zu schauen, daß nichts wegkommt.“

So, nun hatte ich meinen Beruf. Leut' ausziehen. — Aber im Augenblick tat ich es. Gar artig nahm ich den ankommenden Herrschaften die Röcke, die Pelze, die Hüte ab, versah sie mit Nummern und sicherte die Kleider der Reihe nach an den Wandnägeln. Als niemand mehr kam, stand ich noch ein wenig an der Bude, dann nahm ich sachte meinen Überrock und den stolzen Hut und schlich davon. Tiefer empfand ich die Demütigung, als es dem Bettelstudenten angemessen war. Zornig stampfte ich den Fuß auf die Erde, als sollte es dem steinhart gefrorenen Erdboden unauslöschlich eingestampft werden, daß ein bettelhafter Musensohn noch lange kein Garderobewaschel ist. Aber auf dem Heimweg in der frischen Nachtluft war mir bald wieder wohl. Und der Himmel entschädigte mich. Durch die Sackstraße schreitend, trat ich auf etwas Zartes. Ein Pelzmäntelchen war es,

wie es damals Damen trugen. Das nahm ich mit nach Hause und trug es am nächsten Morgen zu meinem Gönner Svoboda, der es gleich in der „Tagespost“ austrommelte. Das verlorene und von mir gefundene Stück gehörte einer alten Dame, in deren Familie mich dieser Pelz solchergestalt einführte und in deren oberländischem Landhause ich fürderhin gastliche Statt fand für manchen frohen Sommer.

Madame F. hat von meiner Kränkung nie was erfahren; sie, die Montagskostgeberin, hatte ja wirklich auch ein Recht, den kleinen Hausdienst von mir zu verlangen. Allzu oft bin ich dann aber nicht mehr zu ihrem Tisch gegangen, und den schönen Toast, der der guten Frau an jenem Ballfest vermeint gewesen, habe ich ihr, neun Jahre später, als stark gedämpften Nachruf gehalten.

Zuerst zerfetzte ich das Zeitungsblatt. Das war das erste. Dann warf ich den Lehnsessel um. Dann knurrte ich das Mädchen an, das gerade mein Glas Milch brachte. Dann war mir, als müßte ich die Fensterscheiben zertrümmern und den Wandspiegel und die ganze Welt. — Eine Notiz hatte ich gelesen: wörtlich weiß ich sie nicht, das Blatt ist kaput! Sie berichtete von dem Selbstmorde eines Aristokraten. Derselbe hatte eine Amerikanerin geheiratet, mit der er seit einigen Jahren in glücklichster Ehe lebte. Die Frau war von ganz eigenartiger Schönheit. Da kam es plötzlich auf, daß sie im dritten Gliede von Negern abstammte. Von diesem Augenblicke an war sie wie ihr Gatte in der vornehmen Welt, in der sie ja stets verkehrt hatten, unmöglich. Das Paar wurde gemieden, als hätte es die Pest in sich, und waren es doch zwei anständige, liebenswürdige Menschen. Der arme Aristokrat in seinem unbegreiflichen Vorurteile empfand die Schmach als so ungeheuerlich, daß er sich das Leben nahm.

Solche Vorkommnisse können mich wütend machen. Wenn eine Menschenschichte mit solchen Grundsätzen die „gute Gesellschaft" heißt, wie müssen erst die anderen Schichten sein!

Wir wohnten in Berlin. Unser achtzehnjähriger Sohn Ricki war in Petersburg als Schriftsetzer. Ein lieber, leider immer kränklicher Junge. Da erhielten wir eines Tages aus dem Zentralhospital in Petersburg die Depesche, daß dort unser Sohn am 15. März, nach gregorianischem Kalender, gestorben sei. Wir reisten mit dem nächsten Expreßzug nach Petersburg, konnten aber unsern Ricki nicht mehr sehen, der Sarg war schon geschlossen, nur daß wir ihn — wohl als die einzigen — noch zu Grabe begleitet haben. Dann in tiefster Trauer zurück nach Berlin. Zehn Tage später erhielten wir aus Petersburg das Schreiben eines seiner Zimmergenossen im Zentralhospital, der uns mitteilte, daß unser Sohn Heinrich dort nach mehrwöchentlicher Krankheit am 19. März, nach gregorianischem Kalender, verschieden sei. Er habe sich so sehr nach seinen Eltern gesehnt, habe nicht mehr schreiben können und ihn — den Bettnachbarn — vor seinem Tode gebeten, die letzten Grüße zu übermitteln. — Hernach hat sich's herausgestellt, daß in demselben Zentralhospitale ein großer Irrtum geschehen ist, daß der am 15. März Verstorbene nicht unser Sohn gewesen, und daß wir einen stockfremden Menschen in Trauer bestattet haben, während unser Heinrich in derselben Stadt mit dem Tode ringend nach seinen fernen Eltern verlangt hat, die ihm an demselben Tage so nahe gewesen und die wieder in die ferne Heimat abgereist waren, ohne daß sie sich noch einmal haben sehen können . . .

Diesen Traum hatte ich in der Nacht vom 15. auf den 16. März. Zum Teile träumte ich ihn, zum

Teile hing ich ihm halbwachend nach. Er rüttelte an meiner wehrlosen Seele wie ein wirkliches Erlebnis. Das ist ja kein Novellenstoff, wenigstens kein guter, aber er läßt nicht los. So drängen sich mir Stoffe auf und es ist schwer, keine Novellen zu schreiben. Wenigstens müssen sie flüchtig hingelegt werden, um wieder befreit zu sein.

Das muß eine merkwürdige Frau sein, von der ich da höre. Sie ist schön, sie ist reich, sie hat viel Schmuck an Perlen und Diamanten. Sie liebt diesen Schmuck und kann sich daran nicht satt sehen. Und sie gibt die Perlenschnüre und Diamanten ihrer Kammerzofe, aber unter der Bedingung, daß diese den Schmuck jeden Tag trage. Denn die Frau will die Schönheit jeden Tag *vor Augen* haben, was sie nicht kann, wenn sie ihn am eigenen Leibe trägt. — Jawohl, ein merkwürdiges Weib, das nicht weiß, daß es — einen Spiegel gibt.

Jemand fand einen *Lottoschein* mit drei Nummern. Und als er wundershalber diese Nummern mit den roten Ziffern am Eingang der Lottokollektur verglich, sah er, daß auf seinem gefundenen Zettel ein fetter Terno lag. Was wollte nun der Jemand machen? Sein erster Gedanke: der Terno gehört mein. Ich brauche ihn bloß zu beheben. Wie denn auch sonst? Ich weiß ja nicht, wer den Zettel verloren hat, und kann ihn nicht zurückgeben. Vielleicht hat man ihn auch zufleiß weggeworfen, weil man eh nie was gewinnt. Jedenfalls weiß der Lottosetzer nichts von diesem Gewinne, hat ihn ja nicht, und nie gehabt, und was man nicht hat, kann einem nicht genommen werden; er hat keinen Verlust oder höchstens einen um die paar Kreuzer Einsatz und den hat er längst vergessen. Es ist nichts als ein Glücksfall. Vielleicht ist der Verlierer nicht würdig gewesen. Das

Glück hat sich besonnen und den Treffer mir eingehändigt, als es mich den Lottoschein hat finden lassen. Das Geld gehört mein. — So hat sich der Finder gedacht und Hunderte an seiner Stelle würden ebenso gedacht haben. Zwischen diesem Denken und dem Behebungstage lag aber eine Nacht. Vor dem Einschlafen pflegte der Jemand sein Gewissen zu erforschen. Und das war diesmal unruhig und begann eindringlich und immer eindringlicher zu reden: Du darfst das Geld nicht beheben. Es gehört nicht dein. Wer etwas findet, ohne den Verlierer zu kennen, der hat die Sache amtlich zu hinterlegen und darf, wenn jener sich meldet, einen zehnprozentigen Finderlohn verlangen. Dieser redliche kleine Betrag wird dir mehr Glück bringen, als der große unredliche. Und am nächsten Tage hat unser Jemand die Sache angezeigt und den Lottoschein amtlich hinterlegt. Der Fund wurde hierauf öffentlich ausgeschrieben. Es verging eine lange Zeit, aber es hat sich niemand gemeldet. Dann bekam der Finder den Treffer ausbezahlt und konnte ihn mit gutem Gewissen behalten. Er freute sich an dem Gelde, aber noch weit mehr an der gelungenen Probebelastung seiner Ehrlichkeit.

„Ins Bett, wenn die Henn' auffitzt; in den Stiefel, wenn der Hahn kräht." Dieses Sprichwort habe ich in meinem Bauernhause gehört. Damals verstand ich's kaum, denn die liebste Zeit, auf zu sein, war mir der Abend beim Spanlicht, beim Liedersingen der Mägde und bei den Allotriageschichten der Knechte; und die liebste Zeit im Bett war mir der Morgen, wenn die Sonne so schön rot zum Fenster hereinschien und wenn die draußen in Hof und Scheune schon bei der Arbeit waren. Wo ich jetzt bin, da sehe ich keine Henne und höre keinen Hahn, und bin doch gern früh abends zur Rast und früh morgens munter. Ich sage nur „zur

Rast", ich sage nicht zum Schlaf; ich sage nur „munter" (wach), ich sage nicht zur Arbeit. Die zwei besten Dinge fliehen den alternden Menschen: die Arbeit und der Schlaf. Oder am Ende umgekehrt, sobald die Arbeit und der Schlaf fliehen, hebt der Mensch an zu altern. Ich bin müde, wenn die Zeit zur Arbeit ist und es dichtet in mir, wenn ich ruhen soll. Das sage ich denen, die von mir noch dieselbe Leistung verlangen wie etwa vor zwanzig Jahren, als ich mit den Hühnern schlafen ging und mit dem Hahn in den Stiefel sprang. Aber eins ist seltsam, was mir kein Gesundheitskünstler zu erklären weiß: Wenn ich doch einmal gut schlafe, dann bin ich am folgenden Tage träge und abgespannt; wenn ich manchmal die ganze Nacht kein Auge schließe, dann bin ich am nächsten Tag angeregt zum Denken und Dichten. — Wie ist denn das wieder?

Bei einem Gesellschaftsspiel fiel die Aufgabe: Man verfasse ein Gedicht auf das menschliche Alter, fünfzeilig, mit folgenden Endreimen: Tage, hin, Klage, sage, bin.

Zwei poetisch veranlagte alte Herren stellten sich bereit. Der eine löste die Aufgabe mit folgenden Zeilen:

Freudlos schwinden meine Tage,
Zwecklos meine Kräfte hin;
Alles Singen wird mir Klage,
Und zum Spotte was ich sage,
Weil ich alt und elend bin.

Der andere legte sich den Stoff, die Zeilen und die Reime so zurecht:

Friedvoll ziehen meine Tage,
Kampflos meine Kräfte hin;
Liebe, Haß, Begierde, Klage
Ist mir halbverklung'ne Sage,
Weil ich bei den Göttern bin.

Was geschah? Der Erste, der Raunzer, gewann den Preis; der Letzte, der Hochgemute, hatte sich zwar auch genau nach der Aufgabe gehalten, in einem einzigen Buchstaben ihr aber nicht entsprochen.

Ich wurde dieser Tage gemahnt: „Gottsucher! Setze doch mit deiner Weltverbesserung einmal etwas lebhafter ein!“ Da erinnerte ich mich wieder, daß etliche Leute mich für einen Weltverbesserer halten. Es mag wohl manchmal den Anschein gehabt haben, als wollte ich's sein. Meine schriftstellerische Art ist aber mehr lyrisch als dydaktisch. Das gelehrte Wort muß erklärt werden: Ich habe das Muß in mir, alles, was mir gefällt oder mißfällt, auszusprechen, Freude oder Klage, Lob oder Schimpf, ohne andere Absicht, als sich das Herz zu erleichtern. Es kann dabei auch vorkommen, daß ich sage, wie dies oder das etwa sein sollte, sein könnte, und Vorschläge zu Änderungen mache. Auch helfen gern, wenn andere mittäten. Aber der ernsten Meinung, daß ich die Welt verbessern könnte, war ich nie. Ich weiß nicht einmal, ob es möglich ist, daß die Menschheit jeweilig schlechter oder besser sein kann. Sie ist nur manchmal so und manchmal so, hat nur das Zeug zur Veränderung in sich, so sehr die große Masse sich vor Veränderungen sträubt. Wenn es einem zeitweise gar recht ungut ist, dann ja, dann wünscht man Veränderung, hoffend, daß es besser werden würde. Aber kein Mensch weiß im voraus, ob große Veränderungen, die oft so leidenschaftlich angestrebt werden, zu Besserem oder zu Schlechterem ausfallen. Es kann manchmal beides zu gleicher Zeit sein; die Bedürfnisse der Menschen sind millionenfältig verschieden, greifen nach allen Seiten aus und die Welt bleibt im Gleichgewicht.

Und doch habe ich in meinem Denken, Dichten und Sagen die Welt zu verbessern gesucht, aber nicht nach

außen hin, für andere, sondern für mich. Das Widerwärtige habe ich mir tot zu räsonieren gesucht, das Schöne und Gute habe ich so lange zu dichten getrachtet, bis es sich in mir zu einer Art von realer Wesenheit verdichtete, die mir dann eine bessere Welt war. Schiller sagt irgendwo: Leben sei träumen, weise sein sei schön träumen. — Danach könnte jeder einzelne Mensch die Welt nur sich selber verbessern, das heißt, schön träumen. Sollten meine Schriften zur Höherführung unserer inneren Welt hie und da Anregung gegeben haben, dann dürfte ich in diesem Sinne doch vielleicht ein wenig, wenn auch ganz gering, auf die Bezeichnung „Weltverbesserer" Anspruch haben.

Sei zu stolz, um hochmütig zu sein.

Die Natur ist in ihren Gesetzen deshalb so verläßlich, weil sie keinen freien Willen hat.

Seine geistig bedeutenden Bürger und Bürgerinnen auszuzeichnen kommt dem Staate verflucht sauer an. Am liebsten läßt er sich noch herbei, für die verstorbenen Genies — die Begräbniskosten zu bezahlen.

Den Alkohol wollen wir abbringen, und das Trinkgeldunwesen nimmt immer mehr zu. Wie reimt sich das? — Mein Rasierer erzählte mir, daß er Kunden habe, die seinem Lehrjungen fürs Rockanziehen mehr geben als ihm fürs Rasieren. Trinkgeld! Aber er nehme es dem Lehrjungen allemal weg und lege es ihm in die Postsparkasse, so daß dieser sein Lehrling im Jahre mehr als 200 Kronen erspare, während der Lehrling seines Nachbars alle Montag seinen Katzenjammer habe. Ich rücke den Hut vor diesem Meister. Sein Lehrjunge hatte anfangs geschimpft über die „Beraubung", da er das

Geld doch als Trinkgeld und nicht als Spargeld erhalten habe. Gleichsam, es sei doch Pflicht, dem Wunsche des Spenders nachzukommen! — Als er nachher das nette Sümmchen sah, war er froh.

Da fiel mir ein, daß — weil das „Trinkgeld" ja nicht abzubringen zu sein scheint — man ihm einen andern Namen geben solle. Etwa „Dankgeld", weil man kleine Freigaben doch nur solchen Personen geben soll, die einen freiwilligen Dienst leisten, der offiziell nicht berechnet wird. Ein Dankgeld würde für Geber und Empfänger mehr Ehrendes in sich haben als das lumpige Trinkgeld.

Oder wir nennen die kleinen freiwilligen Spenden „Spargeld", den Empfänger an seinen wirtschaftlichen Vorteil erinnernd.

Ich kenne einen Mann, der zeitlos ist. In seiner Jugend war er nicht jung, in seinem Alter ist er nicht alt. Ungefähr seit sechzig Jahren ist er sich gleich geblieben, so in seiner Arbeit, in seinem Lebensgenuß, in seiner Weltanschauung, in seiner Kleidung, in seiner Wohnung. Vor sechzig Jahren schon war er Privatgelehrter und ist es noch. Vor sechzig Jahren schon war er durch Erbschaft ein wohlhabender Mann, ohne reich zu sein, und heute ist er es noch immer so. Vor sechzig Jahren war er Junggeselle und jetzt ist er es auch noch. Vor sechzig Jahren trug er einen grauen Tuchrock, der bis zu den Knien hinabging, und einen weichen, breitkrempigen Filzhut, und heute das gleiche. Und sonderbar, die Augengläser, die er schon vor sechzig Jahren getragen, passen seinen Augen auch jetzt noch. Das Haar hat heute noch die Aschenfarbe, wie vor sechzig Jahren. Ob der Bart grau ist, weiß man nicht, weil er sich täglich rasiert, damit das Gesicht glatt sei, wie vor sechzig Jahren. Manchmal schon ist an seiner

Schwelle der Tod gestanden und hat mit Hohlaugen durch die halboffene Tür hineingelugt; allemal hat er bedächtig den kahlen Schädel geschüttelt und ist wieder umgekehrt. Er kennt sich nicht aus, ob der Mann schon reif ist oder nicht.

In seiner Wohnung sind immer die gleichen Einrichtungsstücke, die er nie ändern, nie auswechseln läßt, weil er findet, daß sie noch nicht alt sind. Die Schneider muß er mit Geld und guten Worten erziehen, daß sie ihm die Kleider machen, die er seit sechzig Jahren gewohnt ist. In der Mode waren sie eigentlich auch damals nicht, so konnten sie nicht aus der Mode kommen. Die Mode erklärt der Sonderling als den Erbfluch der Menschheit, so mit dem Feigenblatt in die Welt gekommen. Der Tierhautmantel dann war was anderes, war eine den Verhältnissen angemessene Entwicklung, eine Tracht. Wie kann man aber ein Gewand ändern, sobald man es gewohnt worden ist? Wie kann man eine Wohnung ändern, nachdem man sich hineingelebt hat? Wenn man in etwas Boden gefaßt hat, wie kann man sich immer neuerdings entwurzeln? — Der Tod kam wieder einmal nachsehen, schüttelte den Schädel und schlich davon.

Sich immer verändern wollen, ist eine Perversität. Ändert sich denn die Natur? Seit tausend und tausend Jahren gleicht ein Frühling dem andern, und ist doch immer frisch und schön. Sich immer ändern wollen, ist Komödiantenart, der ernste Mann kleidet sich so, wohnt so, gibt sich so, wie es seiner Persönlichkeit entspricht. Die Modeveränderungen sind keine Entwicklung, sind Plebskapricen. Der wahre Aristokrat mißt alles mit langer Elle. In seiner Wohnung leben noch die vergangenen Jahrhunderte, und so beständig, wie seine Wohnstätten, seine Lebensweise, ist sein persönlicher Charakter. „Einem, der das Althergebrachte nicht ehrt,

bezweifle ich die Treue.“ — Als Forscher geht mein Sonderling stets mit der Zeit; man kann also nicht sagen, daß er eingerostet wäre. Nur die Mode war ihm widerlich. „Leute, die immer nach der Mode ausschauen und immer mit der Mode gehen, haben in sich keine Persönlichkeit und ihre kleinen Flatterseelen legen sich wie Motten ins Gewand.“

So meint der zeitlose Mann. Ich gebe ihm mein Erspartes aufzuheben. So viel Vertrauen habe ich zu dem Feststeher, der den flüchtigen Erscheinungen nicht nachgibt, sondern Herr bleibt, an dessen Tür die Lebensschäume abprallen und bisher sogar der Tod immer noch umgekehrt ist — unverrichteter Sache.

Die Anzengrubergilde wurde einst vom Grafen L., der ein großer Künstlerfreund war, in Wien eingeladen zu einem Abendessen. Ich kam spät abends aus Graz an der Wohnung des Grafen an. Ein sehr untertäniger Diener öffnete mir mit vielen Bücklingen die Tür und wies mich in das Speisezimmer, wo eine Reihe von Schriftstellern, Malern und Schauspielern schon am Tische saß. Derselbe Diener ging mit den Schüsseln schweigend um den Tisch herum, um jeden zu bedienen. Ich fragte Anzengruber, neben dem ich zu sitzen gekommen, nach dem Hausherrn, der nirgends zu sehen war. „Wo ist denn der Graf?“ — „Nehmen S Eahner amol d Forelln außer, de er Eahna scho so lang vorhalt't!“ antwortete Anzengruber. Der Diener mit dem großen Silberteller war nämlich schon lange demütig hinter mir gestanden. Und dieser Diener war unser Gastgeber, Graf L. Während der ganzen Mahlzeit spielte er die Rolle eines musterhaften Aufwärters, was mir erst imponierte, als er nachher beim schwarzen Kaffee, den er vor unseren Augen gekocht, mit bewegter Stimme die Worte sprach: „Ich habe Sie, meine

Herren, schon so oft mit ‚Gehorsamer Diener', ‚Ergebener Diener' gegrüßt, daß es nun an der Zeit ist, Ihnen auch die Wahrheit zu beweisen. Meinem Hause ist heute die Ehre widerfahren, Grafen, Fürsten und Könige ehrfurchtsvoll begrüßen zu dürfen. Geruhen Eure Gnaden, Durchlauchten und Majestäten, die bescheidene Huldigung entgegenzunehmen von Ihrem armseligsten Domestiken!"

Die naivsten der Gäste waren über diese Huldigung gerührt, die anderen schmunzelten zu dem hübschen Stückel des extravaganten Grafen.

Einige Zeit später kamen wir in der Wiener Weinstube „zum schwarzen Gadern" zusammen und da wollte ich der Demut des Grafen einmal näher auf den Zahn fühlen. Der alte Naturfreund Schum und ich waren vom Gebirge hergekommen und gleich in lehmigen Bundschuhen eingetreten. Auch Graf L. war da. Ich streckte mein Bein vor und sagte: „Herr Graf! Ziehen Sie mir die Schuhe aus!"

Der Graf blinzelt auf die kotigen Dinger, blinzelt auf mich, kreuzt über der Brust die Hände, neigt sein Haupt und spricht: „Herr, ich bin nicht würdig, dir die Schuhriemen aufzulösen!" Und läßt mich stehen.

Jetzt fragte ich mich einmal, weshalb mir bei den Menschen das Gutsein so wohlgefällt? Auch in Erzählungen, Dramen und in Bildwerken macht mir die Darstellung und Verherrlichung der Tüchtigkeit, der Ehrenhaftigkeit, der Güte und anderer Edeleigenschaften ein größeres Vergnügen als die Wiedergabe des Gegenteils, und wäre sie noch so meisterhaft. Warum eigentlich? Ist es die reine ernste Freude am Guten an sich? Dann müßte ich doch reger trachten, selbst gut und vollkommen zu werden. — Ich glaube fast, es ist bei mir die Freude am Guten mehr ästhetischer Natur.

Ich empfinde das Gute als Schönes. Es gehört zum Kunstwerk. Denn die Darstellung des Guten weckt in mir Behaglichkeit, Rührung, Freude, Begeisterung, weckt frische, frohe Lebensgeister, ja im geistigen Schauen ein Gefühl, das ganz dem sinnlichen Vergnügen des Kunstgenusses gleichkommt.

Das Gutsein mag an sich rein geistig sein, aber seine Wirkungen sind sinnlicher Natur. Denn seine Wirkungen tun uns wohl, wir sehen, wir hören eine gute Tat an der Freude, der Beglückung derer, denen sie zugute kommt; wir fühlen es als etwas Angenehmes, wenn sie uns zugute kommt, deshalb heißt es ja: gut. Das Gutsein ist also auch etwas für die Sinnlichkeit, es wirkt wie Schönheit, es gehört zur Kunst. Das sittlich Gute ist ein ästhetischer Hauptbestandteil in der Kunst sowie diese in klassischem Sinne gerne auch das Gesunde, das Tüchtige, das Heldenhafte, das Sympathische, das Erhebende, im letzten Sinne das Gute darstellt. Ich sage doch nicht, bloß das Gute, sondern auch das Gute, das Erhebende, das heute so gerne ausgeschaltet wird, weil es „langweilig" sei. Als ob das Erfreuliche langweiliger wäre als das Gegenteil!

„Papa!" sagte der Gymnasiast, „weißt du, was ich werden will? Ich will Dichter werden. Der Herr Professor sagt, ich habe Talent, und mein sechsaktiges Drama „Bismarck", das ich beim Burgtheater eingereicht habe, ist angenommen!"

„Mein lieber Heinrich!" antwortete der Vater, „wenn du nicht so lügen kannst, daß man's glaubt, dann hast du kein Talent zum Dichter."

Junge oder sonst kindliche Dichter beschenken ihre Freunde gern mit ihren Büchern und glauben damit weiß Gott was für Lieb' und Ehr' zu erweisen. Aller-

dings zumeist nur sich selber, denn die Lieb' ist ihre Eigen-lieb' und ihnen ist's eine Ehre, wenn das Buch freundlich angenommen wird, und zurückgedankt mit den Worten: „Ich freue mich schon, es zu lesen, sobald es meine Zeit erlauben wird." Die einfältigsten solcher Poeten stellen gelegentlich an den Beschenkten noch die Frage: „Na, wie hat Ihnen mein Buch gefallen? Haben Sie es gelesen?" Da werden sie dann regelmäßig mit ein paar Phrasen, die der Mensch immer bei der Hand haben muß, angelogen.

Ich selbst habe es viele Jahre so getrieben, aber ich war wenigstens so klug, nicht nachzufragen, ob man das Buch gelesen und was man etwa dazu sage. Unauffällig hingehorcht nach einer freundlichen Meinung habe ich freilich manchmal. Man gibt das Buch vor allem solchen, an deren Meinung einem gelegen wäre.

Im Grunde ist es eine sehr anmaßende Sache, jemandem ohne weiteres sein Buch zu senden. Ihm zuzumuten, sich tagelang mit etwas abzugeben, was er nicht verlangt hat, und darüber anderes zu versäumen, was er sich vorgenommen, was ihm vielleicht besser bekommen würde.

Bücher gehören zu jenen Dingen, die nur für den einen Wert haben, der sie wünscht. Für andere sind sie eine Last, die sehr unbequem werden kann.

Ein Wohltäter, der keine Armen findet, wird auch selten vorkommen. Mir war einer bekannt. Ein reicher Baumeister. Er legte allemal zu Neujahr einen Betrag beiseite für die Armen. Und wenn das Jahr zu Ende ging, war das Geld immer noch fast vollzählig vorhanden. Er hatte sie gesucht, mit Fleiß gesucht, die Armen. Nur mußten es würdige Arme sein. Denen, die durch eigene Schuld verarmten, gab er nichts. Bei den Bittstellern, wenn er ihren Verhältnissen nachspürte,

zeigte es sich fast allemal, daß an dem Betreffenden selbst der Fehler lag. Der eine war verarmt, weil er im Geschäft zu wenig fleißig, zu wenig gewissenhaft gewesen, oder weil er zu viel getrunken hatte. Der andere war leichtsinnig gewesen, hatte gespielt. Ein fleißiger Arbeiter konnte keinen Erwerb mehr finden, weil er einmal im Arrest gesessen. Es geschah ihm recht! Wieder andere waren Verschwender gewesen, unredliche Leute, faul, unreinlich, widerwärtig. Denen geschah recht, daß sie so ins Elend kamen. Die Siechen hatten ihren Zustand ihrem Vorleben zuzuschreiben. Sogar von einem, dem durch Blitzschlag das Haus niederbrannte, behauptete der Baumeister, der Mann sei an seinem Unglücke selber schuld, weil er keinen Blitzableiter aufgestellt! — Dieser Wohltäter hatte sich nämlich seinen Ideal-Armen konstruiert, den es in Wirklichkeit nicht gibt. — Ein Mensch, der nur Vorzüge und keine Fehler hat, kann ja gar nicht so arm sein oder werden, daß er auf Almosen angewiesen wäre. Also war es, daß der reiche Mann fast erstickte in seinem Gelde, das er für die Armen bestimmt und nicht angebracht hatte. Und mancher Arme ist, weil er nicht „würdig" war, derweil an seiner Not erstickt.

Gestern las ich einen sehr gelehrten Aufsatz über das Lampenfieber. Alle Arten von Lampenfiebern mit allen ihren Ursachen waren aufgeführt, nur das meinige nicht. Ich bin zwar kein Schauspieler, auch nie einer gewesen, aber ein tüchtiges Lampenfieber habe ich doch sattsam kennen gelernt. Bei meinen öffentlichen Vorlesungen. Im allgemeinen soll das Lampenfieber in der Angst bestehen vor dem Fehlschlagen, dem Mißlingen der Leistung im Angesichte des Publikums. Oder einfacher: die Angst des Auftretenden vor dem Publikum. Mein Lampenfieber war anders. Mit Lampen hatte es

eigentlich wenig zu tun, es setzte oft schon am Morgen ein, wenn ich am Abend lesen sollte. Ich war krank, allerhand körperliche Leiden traten auf, die sich so steigerten, daß mir oft war: Wenn die Vortragsstunde nicht bald kommt, so kann ich nicht mehr. Nicht eine Angst vor dieser Vortragsstunde war es, sondern ein heftiges Verlangen nach ihr, um dem drohenden Übel einer tödlichen Krankheit noch zuvorzukommen. Bei dem notwendigen Abwarten des „akademischen Viertels" im Künstlerzimmer war dieser Zustand schon am unerträglichsten. Ich sah nur eine Rettung vor der Qual: die Flucht zum Publikum.

Ein wunderliches Rätsel. Der Einsame, der sonst am liebsten seine eigenen Wege geht und die Menge flieht, wo immer es sein kann, der deshalb stets so schwer zu bewegen war, öffentliche Vorlesungen zu halten, er hatte am Abend, wenn es einmal so weit gekommen, plötzlich ein krampfhaft heißes Verlangen, vor das volle Haus zu treten und sich und sein Können ihm hinzugeben. — War ich auf dem Podium, saß ich an meinem Tischchen, dann war alles gut und der Herzschlag, der erst noch gewütet hatte, klopfte seinen gelassenen Takt. Jetzt konnte mir nichts mehr geschehen.

Also nicht um die Furcht vor dem Publikum, sondern um die Flucht zum Publikum handelte es sich bei meinem Lampenfieber. Jetzt möchte ich wissen, ob denn nicht irgendwo ein Bühnenmensch, ein Podiumtreter, ist, dem es so ergeht, wie es mir erging. Oder ob mein Lampenfieber am Ende gar keins war, sondern nur der Plang, sich vor der Menschheit künstlerisch auszuleben.

Es geht irgendwo eine Schule um, in der deutschen Sprache den Dialekt auszurotten und das reine Hochdeutsch einzuführen. Das aber wird nicht möglich sein. Man kann leichter die hochdeutsche Sprache abbringen,

da braucht man die Kinder nur nicht in die Schule zu schicken und sie bleiben bei ihrer häuslichen Mundart, die natürlich ist. Ich bin nicht begeistert gerade von derber Volksmundart, aber ein farb- und heimatloses Hochdeutsch ist mir auch zuwider. Der Wein soll eine Blume haben, in der man seine Bodenständigkeit erkennt. Und wenn ich einen Deutschen sprechen höre, wird es mich freuen, so er ein regelrechtes Hochdeutsch hat, aber ich will doch auch nebenbei erkennen, ob er aus Steiern oder aus Bayern oder aus Schwaben oder aus Westfalen ist. Ein Anklang an die Mundart seines Stammes gibt dem Sprecher erst Persönlichkeit.

Eines Tages hatte ich Anlaß, einer vornehmen Dame in Budapest folgendes Brieflein zu schreiben: „Hochgeschätzte Dame! Aus ‚Verehrung‘ für mich schicken Sie mir einen Fächer, daß ich ihn auf der Post auslöse, meinen Namen drauf schreibe, ihn sorgfältig wieder einpacke, auf das Postamt trage und Ihnen rekommandiert zurücksende. Aber Gnädigste, so viel Ehre bin ich gar nicht wert.“ Und den Fächer ohne Autograph zurück, als „Muster ohne Wert“.

Das hat die Dame verdrossen und auf Umwegen hat sie mir sagen lassen, sie hätte vorher mein neues Buch gekauft und sich gedacht, eine Gefälligkeit sei die andere wert.

So hat mich die Gönnerin beschämt. Muß man doch seinen Namen schreiben auf manchen Fächer, in manches Stammbuch von Leuten, die nie ein Buch von einem in der Hand gehabt haben. Jetzt hat sie das Buch und kein Autograph dazu. Arme Frau!

Der Klausel in der Lusch, ein armer Heimler, der vor dem Heiraten stand, hatte an einen Baumeister einen Steinbruch verkauft und beim Straßenwirt waren ihm

dafür dreihundert Gulden ausbezahlt worden. Er kam nach Hause, er zog sich aus, legte die Ledertasche auf das Wandbankel und sich zu Bette.

Nach Mitternacht wachte der Klausel plötzlich auf, er hatte ein kleines Geräusch gehört und im Mondschein war ihm, als greife zum offenen Fenster ein langer Arm herein nach der Geldtasche auf dem Wandbankel. Mit starkem Griff erfaßte er den Arm: „Mein Geld! Wer ist's?“

Der draußen vor dem Fenster stand, wehrte sich nicht arg, sondern flüsterte fast ruhig: „Laß es gut sein, Klausel, ich nehm' dir das Geld nit, ich bring' dir's. Genommen, weißt, hab' ich's vor einer Stund', wie du fest geschlafen hast, im Wald drauß' nachher, da hat's mich g'reut und jetzt hab' ich dir's zurückgetragen.“

„Ja, wer's glaubt!“

„Kennen wirst mich eh.“

„A ja, kennen tu' ich dich schon“, sagte der Klausel, denn der Mond zeigte deutlich.

„Na, siehst es Klausel. Vor deiner will ich kei' Heimlichkeit. Mein Lebtag hab' ich nit an so was denkt, aber jetzt, wie ich da beim offenen Fenster vorbeigeh' und seh' drinnen die Taschen liegen, da packt mich der Teuxel. Weißt, mein G'schäft tragt halt nit viel. Kannst mich ja verklagen, Klausel. Wird dir nix nutzen, dein Geld hast ja so wieder, hab' dir's zurückgegeben, ehvor du's noch hast wahrgenommen. Zähl nach, wird eh stimmen.“

Mit der einen Hand schlug der Klausel das Ledertäschlein so weit auseinander, daß er sah, das Geld wäre noch drinnen. Sodann ließ er den fremden Arm los, sagte aber: „Bleib steh'n, Mensch. Ich will mich doch erst überzeugen, ob du meine Geldtasche zurückbringst, wie du sagst, oder erst hast nehmen wollen. Hast hineingeschaut?“

„Hineingeschaut han ich.“

„Wie viel Geld ist drinnen?“

„Drei Hunderter und drei Zehner“, antwortete der vor dem Fenster.

„Das stimmt. Und ist sonst noch was in der Tasche?“

„Wohl, wohl, ein Brief und ein Bildl — von derselbigen, die du heiraten willst.“

„Stimmt.“

„Wie ich das Bildl han gesehen, hat's mich gleich g'reut. Teuxel, denk' ich, wenn die zwei heiraten wöllen, da wird er's Geld selber brauchen. — Und hat's mich so viel zwickt, bis ich dir's wieder zurückbring'. Schad', daß d' mich derwischt hast dabei. Einsperren lassen kannst mich freilich nit, aber für einen Schelm wirst mich halten, und das ist mir z'wider.“

„Schau, daß du weiterkommst!“

Dann hat der Klausel das Fenster zugemacht und sein Geld in den Kasten eingesperrt. Schlafen hat er aber nicht mehr können in derselbigen Nacht, hat allerlei bedenken müssen. — Am nächsten Tage hat es der Klausel wundershalber im Gemeindeamte angegeben, wie es hier erzählt ist. Aber mit Namen bezeichnet hat er den reumütigen Dieb nicht.

Ich hätte es auch nicht getan.

Manchmal, wenn mir die Schärfe unseres elektrischen Lichtes die Augen ausstechen will, erinnere ich mich an die ehrwürdige Talgkerze mit dem matten Blick. In meiner Handwerkerzeit hatte ich viel mit ihr zu tun, wenn mein Lehrmeister und ich bei Kerzenlicht nadelten. Wir arbeiteten bei den Bauern im Taglohn; für sich rechnete der Meister 50 Kreuzer des Tags, und mich ließ er als Draufgabe dreingehen. Da mußten die 16 Arbeitsstunden im Winter des Morgens wie des Abends halt zum großen Teil bei der Kerze verschneidert

werden. Von den besten Kerzen damals gingen — wenn ich mich recht erinnere — sechzehn auf ein Pfund, weshalb sie Sechzehner genannt wurden. Diese Gattung wurde uns von sparsamen Bauern nicht immer gegönnt; wir bekamen oft so schlechte Kerzen, daß man bei ihnen just schön die Finsternis sah — sonst nichts.

So war's auch einmal beim Knopfknödelhofer. Fortwährend schneuzten wir mit der Lichtschere die Kerze und stierten den dünnen Docht auseinander. Es half nicht viel. Da sagte mein Meister zur Bäuerin: „Du Knopfknödelhoferin! Deine Funzen tun holt wohl gor so viel schlecht leuchtn. Beim schworzn Lodn und schworzn Zwirn sieacht man wohl frei gor nix."

„So wern ma holt schaun, daß mar an ondere findn", antwortete die Bäuerin und brachte eine. Ja, eine andere war's, aber eine bessere nicht. Sie dämmerte gerade so tumper schläfrig drein, wie die erste.

Wir schneiderten geduldig und schweigend, bis Schlafenszeit kam, um zehn Uhr abends. Als aber am nächsten Morgen wieder das Lichtelend anging und ich mir mit dem Tüchel die Augen ausrieb, da ging der Meister zu dem Herde hin, wo die Bäuerin an der Morgensuppe umtat und erhob neuerdings das Wort: „Du Knopfknödelhoferin! Deine Kirzan sein eppa für die Totenbohr guat. Mir Schneider sein ober derweil noh a wengerl lebendi und möchtn deutsch amol a bessers Liacht hobn!"

Wenn der Meister die Worte: „deutsch amol" gebrauchte, dann war's Ernst, dann war er giftig, mit so sanfter Stimme er's auch aussprach. Und was antwortete die Knopfknödelhoferin?

„Oba mei Gad und Herr, wos douh de Schneida wunderla mögn sei! Wan ondri Leut ba dena Kirzan wos sechn, zwe dan nit ös ah! Hobs dan koani Augn im Gebel!" — Das antwortete die Knopfknödelhoferin.

Der Meister ging wieder zur Arbeit, schneuzte die Kerze und nähte und sagte kein Wort mehr. — Und am Abend, als es wieder ein Elend war, da raunte ich dem Meister was zu: „Jh wissad schon a Mittel, daß sie uns a bessere Kirzn gäbad. Sogn ma: Mir sechn nix mehr und gehn schlofn.“

Erst schaute mich auf solchen Vorschlag der Meister finster an. Das Tagwerk verkürzen, daß der Bauer nachher mehr Tagwerke zu lohnen hätt'? — Diese kluge Politik war ihm zu schofel. Aber als es acht Uhr wurde und halb neun Uhr und unser Kerzenlicht immer gleich trüb und matt hindämmerte, legte der Meister die Arbeit aus der Hand und sagte laut zu mir: „Lehrbub, mir sechn nix meh; gehn ma schlofn.“

Die Bauersleute, die am Herd saßen, haben ihre Gesichter stark in die Länge gezogen, als sie sahen, daß die Schneider von ihrem Tagwerk zu 50 Kreuzern anderthalb Stunden abzwackten.

Am nächsten Morgen, als wir wieder zu unserer Arbeit gingen, standen auf dem Tisch zwei Leuchter mit hellbrennenden Sechzehnern. Da schmunzelte der Meister: „Sou wuhl, sou! Hiaz schaut's aus wia ban Oltor. Hiaz wuhl, hiaz!“

Und bei solchem Doppellicht haben wir die Stör im Knopfknödelhof glücklich zu Ende gebracht.

Vierzig Jahre später hat der gute Meister Natz noch das elektrische Licht erlebt. Bei einem Besuch in der Stadt war's, auf der Gasse, als wir unter einer großen Bogenlampe standen, daß der alte Meister mir plötzlich seine Hand auf die Achsel hieb: „Du Peder! Bei dem Liacht wär's guat schneidern!“

Es war eine Postarbeit. Mein Buchbinder auf einige Tage verreist. Ich aber mußte das Buch binnen

drei Tagen gebunden haben für ein Hochzeitsgeschenk. Der Buchbinder in der Klausgasse wurde mir angeraten; arbeitet schön, ist aber sonst nicht der Verläßlichste. — „Also, Meister“, sagte ich, als wir über die Art des Einbandes einig waren, „können Sie das Buch bis übermorgen zum Abend fertigstellen?“ — „Aber natürlich!“ — „Sagen Sie es offen. Sonst müßte ich zu einem andern gehen. Ich wäre in abscheulichster Verlegenheit. Sie müssen mir Ihr Wort geben.“ — Er hob die rechte Hand und streckte die drei Finger empor. — Ich: „Oh, das braucht's nicht. Wer sein Wort nicht hält, der hält auch den Schwur nicht.“ — „Na, san S so guat!“ rief Meister Buchbinder, „a bißl a katholischer Christ san ma doh! Bei Gott und allen Heiligen, übermorgn ist Ihner Büchel firti!“ — „Also gut, übermorgen um sechs Uhr abends komme ich.“ — „Wird bereit sein. Verlassen S Ihner drauf.“

Jener Abend kam, ich ging zum Buchbinder. Der bastelte mit Pappdeckeln um und brummte, was das ein Kreuz sei, heutzutag mit den Leuten. Alle Sozialdemokraten. Viel Lohn haben und nix arbeiten wollen. Sein Gehilfe sei ihm davongegangen. — „Das kümmert mich nicht, Meister, ich komme, um mein Buch zu holen.“ — „Da müaßt ich s Ihna gleih a so wieder zruck gebn. Aber in a par Tagn ist s gwiß gmacht, gwiß ah noh! Ich schick s Ihner ins Haus, daß S den Weg nit noh amal machn müaßn.“ — „Was? Sie haben das Buch nicht fertig?“ — „Ei wo! Wenn der Gehilf davonlauft!“ — „Zum Satan, zu was sind denn Sie selber da?“ — „Ich hab' ein andere Arbeit ghabt, a gnötige.“ — Und Ihr Schwur?“ — „Was sagn S?“ — „Ihr Eidschwur, mit dem Sie mich versichert haben?‘ — „A gengen S, ich werd an Eidschwur schwürn — wegn so an Büachl da!“ — „Sie haben mit gehobenen Schwurfingern den Herrgott und alle Heiligen angerufen.“ —

„So? Kann eh sein.“ — „Des Meineides werd' ich Sie verklagen.“

Jetzt stellte der Meister in seinen aufgestreckten Hemdärmlingen sich breit und behaglich knapp vor mein Gesicht und sagte: „Wann Sö glaubn, daß das an Eidschwur is gwesen, nachher derbarmen S mir. Wo san denn die brennenden Kerzen gestanden? Han? Ein Eidschwur ohne Kerzenliacht — daß ih nit lach!“

Ich war sachfällig. Er hatte recht. Da gilt kein Wort und kein Ehrenwort und kein Eidschwur — wenn dabei die Kerzen nicht brennen.

Es wird gesagt, die Zeitung sei der Spiegel der Zeit. Diese Auffassung berechtigt die Zeitung, auch alle Niederträchtigkeiten der Zeit zu verbuchen, was dann wieder ungünstig auf die Zeit zurückwirkt. — Kann man bei dem ungeheuren Einfluß, den die Presse ausübt, nicht umgekehrt sagen, die Zeit ist der Spiegel der Zeitung? Man merkt es im Verkehr den Leuten leicht an, welche Zeitung sie lesen. „Des Blatt sie lesen, des Lied sie singen.“ Nach dieser Wahrheit wäre die Zeitung verpflichtet, gerade das Lebensfrischende, das Gute und Schöne, das Aufbauende zu verbreiten — also eine frohmütige sittliche Führerin des Volkes zu sein. — Zugleich Nachbild und Vorbild des Lebens.

Jetzt ist es wohl so, daß man sagen muß: Die größten Verstimmungen, Verdrießlichkeiten, Ärgernisse des Tages bringt uns die Zeitung. Mancher würde im friedlichen Kreise seines Heims, seiner Ländlichkeit, seines ruhigen Schaffens die Freude an den Menschen, das Vertrauen zu ihrer welterhaltenden Vernunft bewahren, wenn die verfl. Zeitung ihm nicht täglich eine elendlich präparierte Tracht menschlicher Dummheit und Niedertracht ins Haus schleppte. Ein alter Bekannter, der sonst kränklich, grämlich, verdrossen, fast menschenfeindlich

gewesen, begegnete mir vor kurzem mit frischem Gesicht, hellem Auge und einer Wesenheit, die gleichmäßige Froheit atmete. „Na nu!" fragte ich ihn, „welche Kur hat dich denn so gesund gemacht?"

„Seit sechs Jahren lese ich keine Zeitung mehr", war seine Antwort.

„Dichte dir die Welt, wie sie dir gefällt!" habe ich früher gern in die Stammbücher geschrieben. Damit bin ich einmal an den Unrichtigen geraten. Ein Materialist war's; schnöden Idealismus witterte er! „Herr, was soll das heißen, dichte dir die Welt, wie sie dir gefällt?!"

Das soll heißen — so meine unzulängliche Antwort: Lerne sehen! Lerne glücklich, künstlerisch sehen! Lerne das Gute und Schöne sehen und gestalte es aus mit deiner Phantasie und schmücke es! Und das Widerwärtige lerne möglichst übersehen. Es wird damit ja nicht aus der Welt zu schaffen sein, aber es wird mehr zurücktreten, wenn wir es nicht immer noch künstlich nähren und pflegen. Mache vor Schlechtigkeit und Häßlichkeit möglichst alle Tore und Fenster zu; und was davon doch anfliegt, das verkleinere, anstatt zu vergrößern — und du wirst weniger darunter zu leiden haben. Vor allem weise zurück, und das kannst du leicht, was die Zeitung, die Literatur, die dramatische, die bildende Kunst usw. dir an Quälendem, Elendem und Schmutzigem aufdrängen will. Damit befreiest du dich von einem großen Teil der Widerwärtigkeiten und führst ein reineres Leben. Pflege die erhebenden Gedanken und wohltuenden Empfindungen und es wird vieles ganz anders, viel erträglicher und erfreulicher erscheinen. — So kann man die Welt ein wenig deichseln, für sich sogar ändern zum Wohlgefallen, und das meine ich mit dem Wahlspruch. Nennt mir das nicht Vogel Strauß-Politik; die übersieht absichtlich, was unmittelbar

bedroht. — Ich meine vielmehr, das Niedrige von sich stoßen und dem Besseren, Höheren, Reineren zustreben.

Mein Gegner belehrte mich: So die Augen zumachen vor der Wirklichkeit heißt ja geradezu ins Verderben rennen! Nicht das Schöne soll man sehen lernen und auch nicht das Häßliche, sondern das Wirkliche! Wer das nicht will, ist ein Tor.

Gut. Aber ich bin ein solcher Tor. Meine Natur hat die Dinge gerne besser und schöner genommen, als sie an sich sein mögen — und ich habe durch ein langes Leben immer nur Vorteil davon gehabt — Freude und Kraft.

Im Jänner 1877 ist vom Plescheberg bei Steinbrück ein Bergsturz niedergefahren, hat mehrere Häuser und dreizehn Menschen verschüttet, die heute noch tief im Schutthügel begraben liegen, unter Ausnahme eines Burschen, den der Luftdruck hinausgeschnellt hatte und der so davongekommen. Das war in Untersteiermark. Und genau ein Jahr später hat in Obersteiermark auf dem Lahnsattel eine vom Hohen Göller niedergehende Schneelawine ein Haus mit dreizehn Personen begraben. Vierunddreißig Jahre früher, in derselben Woche und an derselben Stelle, hat ein Lawinensturz ebenfalls genau dieselbe Anzahl Menschen — dreizehn — getötet.

Daran erinnere ich mich angesichts des Unglückes auf dem Hochschneeberg, wo am 25. März d. J. eine Schneelawine elf Personen begraben hat, wovon nur eine mit dem Leben davongekommen ist. An demselben Tage sind durch ähnliche Wetterkatastrophen auf dem Hochschwab vier und auf dem Steinernen Meere zwei Touristen zugrunde gegangen. Auch aus den Tiroler Alpen wurden ähnliche Unglücksfälle gemeldet. Im ganzen sollen an diesem Frauentage 19 Alpentouristen umgekommen sein.

Zwei aufeinanderfolgende Feiertage im Frühjahre sollten nicht vorkommen dürfen, sie sind zu gefährlich. Alle Jahre hört man nach solchen Tagen von Unglücksfällen auf den Bergen, besonders bei dem modernen Schneesport. Und gar, wenn am ersten dieser Feiertage schönes Wetter ist und in der folgenden Nacht setzt Sturmwetter ein, so ist das die richtige Mausefalle. Der schöne Tag ist der Speck, der folgende das zuklappende Verhängnis. Nun hat aber gerade diese kritische Frühjahrszeit drei nicht sonntägige Feiertage, die gerade, wenn sich einer zum Sonntag gesellt, den armen, naturdurstigen Städter verlocken. Sind diese Feiertage schon nicht ganz zu entbehren (und das sind sie nicht mehr), so könnte man sie wohl auf den Sommer verlegen, wann sie für gedeihliche Naturfreude gefahrloser ausnützbar wären. Der Juli und der Oktober sind die einzigen Monate, die keinen Feiertag haben. Der Landwirt hat da notwendig, zu ernten; die Stadt und die Industrie aber, die könnten im Juli so gut, wenn nicht besser, ein paar Arbeitstage entbehren, als im Frühjahre. Denkt nach, ob wir nicht die Frühjahrsfeiertage verlegen sollten? Das hätte mancherlei Vorteil, und vor allem den, daß zur Zeit der größten Hochgebirgsgefahren nicht so viele Touristen ums Leben kommen könnten.

Freilich kann — wie die ersteren Fälle zeigen — das Unglück auch in die Täler herabgreifen, das ist nicht zu vermeiden, doch ihm dreist herausfordernd entgegenzugehen, das sollte der Mensch bleiben lassen. Er ist nicht stark genug!

Ich weiß nicht recht, woher mir mein erstes geschichtliches Wissen kam. Heute kenne ich keinen achtjährigen Buben im entlegenen Waldgebirge, besonders wenn keine ordentliche Schule ist, der vom Kaiser Josef was weiß, von der achtundvierziger Revolution, von

Napoleons Feldzug nach Rußland, dem Brand von Moskau, von der Völkerschlacht bei Leipzig, daß Gutenberg die Buchdruckerkunst erfunden, Kolumbus Amerika entdeckt hat, und so weiter. Ich wußte in jenem Alter dergleichen, wie aus kindlichen Aufzeichnungen zu ersehen. Das vom Kaiser Josef, von der Revolution ist kein Wunder, davon ging in meiner Heimat viel Red' um. Woher sind aber der Napoleon, der Kolumbus gekommen, der Friedrich Schiller, der Kaiser Rotbart, der Türkenkrieg, die Pestilenz, der feuerspeiende Berg, das Erdbeben von Lissabon? Gelesen hatte ich damals außer dem „Namenbüchel" (die Fibel), vielleicht nichts. Eins oder das andere mag das Volksmärchen gebracht haben, ein Balladenlied oder so ein fliegendes Druckblatt, wie sie von Jahrmärkten aus gleich Flugsamen über Land wehen und Seelen befruchten. Die Napoleonkriege dürften sich zuerst in bemalten Schlachtenbildern angemeldet haben, wie solche gern an den Haustüren oder in Kegelbahnhütten aufgenagelt waren. Aber sonst ist es mir ganz dunkel, wieso denn in diesem abgeschiedenen Waldland all die Vorstellungen in dem ungekämmten Knabenkopf entstehen konnten. Es wird auch anderen so ergangen sein, daß sie von Welt und Menschheit frühzeitig mehr wußten, als was sie gelernt hatten. Es ist, als ob die großen Geschicke der Vergangenheit in die allgemeinsame Luft ihre Merkmale eingeblasen hätten, als ob sie wie durch drahtlose Telegraphie herüberspielten, um in Spätzeiten von bestimmten Gehirnapparaten aufgenommen zu werden.

Oder gehört das ins Kapitel über die geheimnisvolle Wanderung der Ereignisse durch die Geschlechter, über die Vererbung der Eindrücke? Merkwürdig ist, daß das Kind von nichts, was es hört, und wäre es das Unerhörteste, überrascht ist, als ob es alles vorausgesetzt hätte oder längst gewohnt worden wäre.

Östlich an meine Waldheimat grenzt das Jackelland, sprich „Jougllond“. Das hat besondere Mundarteigentümlichkeiten. Eine Probe von der Mundart dieser Gegend ist das folgende schnaderhüpfelähnliche Gesangel. Die dazugestellte Verdeutschung wird nicht überflüssig sein. Die lateinischen n bedeuten Nasenlaute.

Nacht hom ma nußngschbild,	Gestern abends haben wir um Nüsse gespielt,
's Mentsch hod scha drambb,	Das Mädel hat schon geträumt,
Hod ba da Kamerldiir	Das hat bei der Kammertür
s Zuasbeen vasambb.	Das Zusperren versäumt.
Nacht um däi Zeid	Gestern abends um diese Zeit
Hod scha s Manscha schen gscheind,	Hat der Mond schön geschienen,
Hod da Bua nid mäign kema,	Hat der Bub nicht können kommen,
Valeichds kimbb er heind.	Vielleicht kommt er heute.
Nacht hom ma gschbuna,	Gestern abends haben wir gesponnen,
Hod s Schbandl schlecht bruna,	Hat das Spänchen schlecht gebrannt.
And mir wellns koa schwoazramschlads	Und mir wollen sie Kein Büblein mit schwarzen
Biawel vaguna.	Augenbrauen vergönnen.

In St. Ruprecht an der Salach war ein *bäuerlicher Winkelarzt* wegen Kurpfuscherei zu acht Tagen Arrest verurteilt worden. Der Verurteilte machte sich nichts daraus, nur sagte er ganz artig: „Herr Richter, a Gebitt hätt ih halt. Kunt ma nit mei Strafzeit a bissl verschobn wern, af a Monat oder was?“

Antwortete der Richter: „Ich möchte Ihnen s doch raten, die Strafe gleich anzutreten. Dann sind Sie fertig.“

„Halt frei nit derweil (nicht Zeit) han ih hiaz.“

„Was haben Sie denn so Nötiges zu tun, jetzt im Winter?“

„Wissens, Herr Richter, der Doktor, unser Spitalarzt, is krank und ih han ihn in Behandlung.“

Als mein Himmelschiff den Mond begegnete, das erstemal nach seiner Missetat, da sagte ich zu ihm: Schämen sollst du dich! Was wärest du denn ohne die Sonne? Kein Mensch wüßte was von dir, du bist ja doch zu gar nichts nutz. Immer ist es die Sonne und nur die Sonne, die sich bemüht, dich ins günstigste Licht zu stellen. Was wir von dir wissen, das erzählt uns nur die Sonne. Und was ist dein Dank an diese Wohltäterin? Daß du dich vordrängst, dich hinstellst und ihre Glorie verdunkelst, ihre Vorzüge in den Schatten stellst — wo es doch deine eigene Dumperheit ist und nicht die ihre, wenn ihr Schein verlischt.

„Ah!“ antwortete mir der Mond, „du spielst auf die letzte Sonnenfinsternis an. Mein lieber Erdensohn, da sollt ihr just einmal still sein und vor eurer eigenen Tür kehren. Wie oft hat eure Erde sich schon neidisch zwischen die Sonne und mich gestellt!“ So daß mein Renommee total verdunkelte und verdarb, obschon ich ganz unschuldig an den Flecken und Schatten war, weil es deine gewesen sind, die du mir verleumderisch angeworfen hast. Habe ich das verdient? Habe ich euch je was Schlimmes getan? Wie ein Kellerloch, ein finsteres, sind eure Nächte, wenn ich nicht das Licht, das mir die Sonne schenkt, freundlich zu euch hinabschicke! — Und ihr klagt mich, dessen Leib einmal auf etliche Minuten vor ihrem Antlitz stehen mußte — des Undankes gegen die Sonne an?!“

Als der Mond so gesprochen, da habe ich denken müssen an die lieben Vollmondnächte, habe mich geschämt und mir vorgenommen, fürder das Anschuldigen bleiben zu lassen.

Den größten Schiffbruch aller Zeiten soll ich nun anmerken. Mir widerstrebt es, seit einer Woche habe ich kaum etwas anderes gelesen, gehört, gedacht, empfunden — als dieses Ereignis. Die Seele ward überreizt und stumpf.

Das neue Schiff „Titanic", bisher das größte der Welt, wurde am 10. April in Southampton abgelassen zur ersten Fahrt. Am Bord hatte es über 2500 Personen (genau werden all diese Ziffern kaum jemals festgestellt sein). Bisher hatte das schnellste Schiff sechs Tage lang gebraucht über den großen Ozean nach Amerika. Dieses, die „Titanic", sollte es, wie es heißt, in fünf Tagen machen. Sie nahm daher die schnurgerade Linie, während man sonst in dieser Jahreszeit eine leichte Kurve gegen Süden nimmt, um den aus nördlichen Gewässern kommenden Eisbergen auszuweichen. So ist die „Titanic" anstatt früher — gar nicht hinübergekommen. In der Nacht vom 14. auf den 15. April ist sie mit einem Eisberg zusammengestoßen und gesunken in den Meeresgrund — 3000 Meter tief. Noch im Sinken hat sie durch den drahtlosen Telegraph Schiffe gerufen, wovon eines, die „Carpathia", aus der Ferne herbeikam und an 800 Personen, zumeist Frauen und Kinder, die sich auf Rettungsbooten oder schwimmend auf dem Meere fanden, gerettet hat. Alle anderen Passagiere, mehr als 1700 an Zahl, darunter hohe Herrschaften und reiche Leute, sind zugrunde gegangen.

Mitten aus Pracht, Glanz, Üppigkeit und Übermut plötzlich hinab! Es ist hundertfach geschildert worden, was an Leichtsinn, Ichgier und Heldenhaftigkeit getan wurde. Von Dichtern werden wir die Katastrophe dargestellt finden, Ethiker werden daraus ihre Lehren ziehen und verbreiten. Ich schweige.

Ein Fürst ging unerkannt frühmorgens spazieren. Arbeiter begegneten ihm, die flinken Schrittes aus der

Fabrik kamen, plaudernd, lachend, fluchend und schimpfend über die fünfstündige Nachtschicht. — Da dachte der Fürst: Ihr glücklichen Menschen! Fünf Stunden arbeiten und noch so munter laufen und fluchen. Ich habe heute erst drei Sekunden lang gearbeitet und bin sterbensmüde . . .

Er hatte ein Todesurteil unterzeichnet.

Oft kommt er mir in den Sinn, der Einäugige von der Breitenau. Im Touristenhause auf der Teichalpe habe ich ihn getroffen, er war Botengeher. Ich hatte ihn gefragt, wie er um sein Auge gekommen sei.

„Durch a Dummheit", antwortete er. „Vor acht Jahren z Tyrnau im Wirtshaus. Ein Kamerad hat a Portion Schweinernes gessen. ‚Narr', sag ich aus Spaß, ‚du frißt ja der Wirtin ihre Sau!' — ‚Halt s Maul!' sagt er und schmeißt mir ein Knochen ins Gsicht — und trifft s Aug. Vier Wochen hab ich s anstehen lassen, bis mich der Bader nach Graz schickt in die Klinik. Na, da hat s halt gheissen: ‚Z spat! s Aug is hin! Und nachher bei der Untersuchung hätt ich s sagen sollen, wer s tan hat. ‚Na', sag ich, ‚das sag ich nit. Is eh aus Ungefähr gschehn.' — ‚Man müßt' ihn einsperren', sagt der Standar. — Sag ich: ‚Wenn s schon ein einsperren wollts, so is s gescheiter, den Blinden als den Sehenden. Hat mir eh fünfzehn Gulden geben, der arm Teufel.' — Verraten han i h n n i t! — Und wissens, wer s gwest is, der mir s Aug hat ausgeworfen? Der Holzknecht —"

„Nit so viel reden sollst, Hartl!" mahnte der Wirt ab, der beim Gläserkasten stand.

„Z viel reden, ich?" sagte der Einäugige. „Teuxel, Teuxel, ich han halt scho wieder mein Rausch!"

„Wenn Sie keinen Rausch haben wollen, so trinken S nicht so viel!" sprach ich mit großer Weisheit.

„Das ist s ja!“ schrie er und hieb die Faust auf den Tisch. „Erzlump, verfluachter!“

So sind sie. Oft vornehm gegen andere, sich selber verdammend, weil sie ihre Leidenschaft sehen und nicht beherrschen können.

Eine amerikanische Anekdote vom tapferen Richter, die man dieser Tage lesen konnte, erinnert mich an was Ähnliches, das sich vor Jahren in Ober-Abelsberg zugetragen hat und das schließlich noch angemerkt werden soll. — Ich sehe es noch, wie die Frau Gemahlin des Bezirksrichters auf dem Wege in das Geschäft ist, um sich den neuen Modehut zu holen. Als sie am Bezirksgericht vorbeikommt, wo gerade Amtstag ist, fällt es ihr ein, daß heute die Schleiferdirn verurteilt wird. Bei diesem Weibsbild ihrer Schand möchte sie doch dabei sein. Vor der ihrer Goschen geht ja kein Mensch sicher! — Die Frau Bezirksrichterin schlüpft zum hinteren Tor hinein und unter den Zuhörern nimmt sie bescheiden Platz. Ihr Mann hat sie just in der Arbeit, die Schleiferdirn. Er könnte schon derber sein mit ihr. Aber weil sie halt ein „sauberes“ Weibsbild ist, natürlich! — „Also, Agnes Schleiferin!“ sagt der Richter nahezu freundlich, „Sie sind verklagt, die kaiserkönigliche Behörde beleidigt zu haben, indem Sie gelegentlich eines Streites mit der Therese Raitbauer, die Ihnen mit dem Bezirksgericht drohte, gesagt haben sollen, das Bezirksgericht sei ein Saustall. Haben Sie das gesagt? — Ehe noch die Angeklagte antworten konnte, erhob sich ihr Verteidiger und sprach: „Wenn, Herr Richter, das Wort wirklich gefallen ist — was durchaus nicht feststeht — so obwaltet hier ein Mißverständnis. Sie hat nicht das löbliche Gericht gemeint mit dem volkstümlichen Ausdruck, sondern den Kotter!“ — „Na ja freilich, versteht sich! Was nicht noch!“ rief im Publikum hinten eine

höhnische Stimme. Der Richter erhob sein Haupt, schaute hin, sagte aber nichts. Dann wendete er sich wieder zur Angeklagten: „Sie haben mit dem Saustall also nur den Arrest gemeint?“ — Und die Antwort: „Ah na, gsagt hab ich s. Wird wohl gemeint gewesen sein, wie ich s gesagt hab.“ — Da sprach der Richter: „Auf jeden Fall achte ich Ihr freimütiges Geständnis, berücksichtige die Aufregnng, in der Sie gewesen sein werden, sowie auch Ihr bisher unbescholtenes Vorleben und spreche Sie frei.“ — „Da hört sich doch alles auf!“ rief im Zuschauerraum die Stimme wieder. — „Ruhe!“ donnerte der Richter. — „Ja freilich, still werd' ich sein, wenn du diese Person freisprichst, weil dich wohl ihr glattes Larvengesicht besticht, du alter Esel du! Hat sie nicht auch mich zu Pfingsten ein schieglend Frauenzimmer geheißen? Und das dumme Schaf spricht sie frei!“ — Schreckbar wild hieb der Richter seine Faust auf den Tisch, aber gleichzeitig schüttelte ihn ein Schauder, er hatte seine Frau erkannt. Indes fühlte er an dieser Stelle festen Boden unter sich und verurteilte die Ruferin im Publikum wegen Beleidigung einer Amtsperson zu zehn Gulden Strafe, respektive zu zwei Tagen Arrest. Die Frau stutzte. Daß hier weiterer Widerspruch nicht am Platz, das schwante ihr. Das für den neuen Hut bestimmte Geld, sie erlegte es auf der Stelle, hob aber dann gegen den strengen Richter die Faust: „Na wart! G'freu' dich, wenn du nach Haus kommst!“ Und verzog sich heftig.

An demselben Abend kam der Bezirksrichter gar beklommen zu seinem Freund, dem Steuereinnehmer: „Du gelt, ich kann in deinem Hause schlafen, jetzt die paar Nächte? Bis der neue Biberpelzmantel kommt, den sie alleweil gerne haben wollte. Ich habe schon telegraphiert darum.“

Ein großer Wunsch ringt in meinen alten Tagen nach Erfüllung. Ich möchte zu mir kommen, ich möchte zu mir selber kommen, bei mir sein, wie ich es in meiner Jugend gewesen bin, als ich noch nichts wußte von der Welt und die Welt noch nichts von mir. Das war ein einfaches, reines, heimelndes Leben. Das möchte ich wieder haben. Und da meine Natur in ihrem Kerne sich nicht geändert hat, so wäre die Erreichung nicht unmöglich. Nur will der Weltwirbel nicht mehr loslassen. Immer spüre ich hundert zarte Fäden und derbe Ketten, die mich nach allerlei Seiten hin verankern. Sie zerreißen meine Einheit, meine Gesundheit.

Im Schutze der Verborgenheit! Im Frieden des Unbekanntseins! Die Popularitätsjäger ahnen nicht, welch ein Gut sie preisgeben. Wer kein Ich hat, der kann sich ja von außen eins zusammenpappen lassen. Wer eins hat, der hüte es! Er mag zeitweilig für andere leben, aber er soll nicht andere in sich hineinleben lassen. — Hilft alles gemütliche Abweisen nichts, so muß er grob werden — so sehr er die Menschen auch lieb haben mag, so gut sie es mit ihm auch meinen. — Mir schenkt man immer wieder Sachen, die ich nicht brauche, und verlangt Kräfte, die ich nicht habe. Ich müßte die Zeit des Ewigen Juden und die Macht des Cäsar und die Weisheit des Sokrates haben, um alles leisten zu können, was man von mir wünscht.

Ich bin Poet und Schriftsteller und will nichts anderes sein. Wenn ich bisweilen mit Glück für Gemeinnütziges persönlich tätig war, so geschah es, um meinen Text zu illustrieren, um mein Wort durch die Tat zu bekräftigen. Das kann mich doch nicht verpflichten, nach allerlei Richtungen hin mein Wesen ganz zu verzetteln. Wer mich sehen, sprechen, hören, kennen lernen, nützen will, der findet mich in meinen Schriften. Alles, was sonst von mir verlangt wird, das können auch andere

leisten, oft weit besser als ich. Nur mit meinen Büchern — so voller Fehler und Schwächen sie sein mögen — will ich in der Öffentlichkeit stehen und wirken. Meine Person will ein ruhiges, geziemend bescheidenes Privatleben führen, so lange es etwa noch dauert.

Noch muß aber, bevor dieses Buch geschlossen wird, das folgende gesagt werden:

In mir wirkt, fortwährend anregend und ruhestörend, der Konflikt der alten mit der neuen Zeit. Aber arg leide ich nicht darunter, fühle die beiden Größen eher wie eine Komplettierung des Menschen. Denn ich liebe die alte wie die neue Zeit, und wo sie sich gegenseitig bekämpfen, da möchte ich vermitteln. Sie sind ja in fortwährendem Hader miteinander. Die alte Zeit will Ruhe haben, die neue bringt Unrast. Die alte Zeit will eine vornehm bemessene Lebensführung, die neue Zeit eilt, jagt, will auf einmal alles Mögliche und Unmögliche und doch möglich Werdende erringen. Die alte Zeit hatte für den Fall des irdischen Bankerotts ein überirdisches Leben in Bereitschaft, die neue Zeit möchte alle Wünsche und Werte in das Erdendasein stopfen, verzichtet auf ewiges Leben, und der moderne Mensch ist nur in einem Punkte bescheiden: im Angesichte der Unendlichkeit begnügt er sich mit der Existenz von siebzig Jahren — einer Eintagsfliegenseele.

In diesen Punkten halte ich's mit der alten Zeit. Sympathisch an der neuen Zeit ist mir die Energie. Bewundernswert ist mir die Opferwilligkeit des modernen Menschen, die Arbeit seines kurzen Lebens der Nachwelt zu widmen. Denn viele Dinge, die wir heute mit aller Kraft anstreben — wir wissen, daß wir sie größtenteils persönlich nicht erleben. Es ist eigentümlich genug, daß wir „Egoisten" mehr unseren Nachkommen leben als unseren Zeitgenossen. Die technischen Riesenwerke, die

wir ausführen und immer zu vervollkommnen streben in heißer Arbeit, geben ja auch unserem Leben Inhalt, aber die weiteren Vorteile, die sie uns bereiten, wären kaum der Mühe wert; wir freuen uns aber des Genusses, den unsere Enkel davon haben sollen, und hoffen, daß sie dieses von uns so schwer Errungene einmal mit Behagen genießen werden. Oder glauben wir, daß auch die nächsten Jahrhunderte ihr Genügen im Hasten und Jagen nach unerhörten Neuerungen finden sollen? Ich denke aber, daß nach unserm wilden Ringen wieder einmal eine Zeit stillerer Beschaulichkeit kommen wird, daß unsere Nachkommen das, was wir geschaffen, nicht sowohl mit Lust ausnutzen als vielmehr — philosophisch betrachten werden. Wird, von solch höherem Standpunkt aus geschaut, unser Werk leidlich bestehen können?

Der Stolz unserer Zeit ist die Technik. Vor allem die Technik der Maschine, in der wir dem Menschengeiste einen eisernen Leib geschaffen haben, so daß es wirklich scheint, wir lebten in diesem haltbarern Körper fort, weit über den Tod unseres Fleisches hinaus. Ich glaube, wir können sagen: Unsern Geist vererben wir in der Maschine weiter, und Edison ist in seinen Erfindungen ebenso unsterblich wie Homer in seiner Odyssee. — Aber wenn der künftige Mensch dann nur Maschine ist? Wenn in Zukunft die Maschine den Menschen ersetzen soll? Vor diesem Gedanken graut mir.

Ich habe früher gesagt, man wird unser Werk einmal philosophisch betrachten. Das kann nur die höherstehende Seele tun. Und wenn die Seele die Herrschaft behauptet oder wieder in Herrschaft tritt, dann ist es gut. Und wenn wir schon jetzt zwischen Technik und Seele, zwischen Maschine und Gemüt das Gleichgewicht finden, dann ist die Vermittlung da, zwischen alter und neuer Zeit.

Ein Mensch, der bei seiner Geburt keine besonders

abgebrauchte Seele mitbekommen hat, wird finden, daß die Technik nicht bloß ihre Nützlichkeit, sondern auch ihre Schönheit hat. Eine ganz neue Schönheit. Wann wird der Dichter kommen, der ihr das Preislied singt? Zum mindesten nimmt's mich wunder, daß es noch kein Schöngeist unternommen hat, eine Ästhetik der Maschine zu schreiben. Man wird wohl nur vor Erstaunen über die sich häufenden großen Erfindungen nicht dazugekommen sein, die Sache in ein System, in Harmonie zu bringen; die Eindrücke sind zu verwirrend, zu betäubend. Die Dampfmaschine, die Elektrizität mit ihrem Gefolge haben in mancher Beziehung sogar die Landschaft verändert, um so mehr das gesellschaftliche Leben. Das Luftschiff droht unseren Hochgebirgen das malerische Bild und die Majestät zu nehmen — um uns ungeahnte Schönheiten zu geben.

Die Schönheit der Kraftäußerung ist ja freilich längst anerkannt; sie findet ihren höchsten Adel im gesunden, sehnigen, geschmeidigen Menschenleib. Dieser Menschenleib hat nun aber einen Teil seiner Kraft dem Hebel, dem Rade abgegeben. Mit den eisernen Armen des Krans hebt er Riesenlasten; mit den eisernen Zähnen der Zange greift er in die brüllende Esse nach dem weißglühenden Erzklumpen, und der Fußtritt des Hammers drückt den wuchtigen Klumpen im sprühenden Strahlenkranze fast lautlos zu einem dünnen Blatte. Riesensägen schneiden das Eisen wie der Holzhauer die Wildbaumblöcke; gewaltige Messer formen spielend den Stahl, und all dieser Kräfte Herz ist das Rad, an das der Mensch Wasser, Feuer, Luft oder Elektrizität gespannt hat. Noch steht er dabei mit seinem winzigen Körper, steht gleichmütig dabei und leitet mit leichtem Fingerdruck ein ganzes Universum von Rädern, Hebeln, Schrauben, Hämmern und allen denkbaren Werkzeugen. Der Geist hat bei dem einzelnen nicht mehr viel zu tun,

ist er doch vorweg in die Maschine gegossen worden, wo er gesetzmäßig und zweckmäßig waltet wie der Geist Gottes im Sternensystem. Und zu solch dramatischen Vorgängen für das Auge die lohenden, wabernden, sprühenden Feuer, Riesenhallen mit glutrotem Scheine erfüllend; fürs Ohr die gewaltigste aller Musik, das Schmettern und Schrillen, Rollen und Donnern, das Sausen und Brausen — des Webstuhls der Zeit!

Oft habe ich im dunkeln Winkel steirischer Hammerhütten gesessen, von glitzernden Eisenstäubchen umgaukelt, von Funken umsprüht, und habe hingeschaut, hingehorcht auf die große Oper der Arbeit, die in ihrer gewaltigen Ausstattung brausend dem Erfindungsgeiste ein hohes Lied singt. Nicht „nervös" bin ich geworden, sondern berauscht von diesem Maschinenlärm, der Musik ist, weil er Rhythmus hat. Ist er nicht jene Zukunftsmusik, in der die Melodie sich genau mit dem Text und mit der Handlung deckt? —

Die Elite der Maschine ist die Buchdruckerpresse. Ihre feinere Manier merkt man schon daran, wie sie den ihr anvertrauten Satz ohne großen Lärm mit artiger Grußbewegung als reinlich bedruckten Bogen dahinlegt, in vielen Exemplaren zugleich. Man sieht es ihrer Würde an, daß sie die Lehrkanzel der Zeit ist oder der Feldherrnstab im Entwicklungskampfe. Immer wenn ich in einem Druckersaal zwischen den dröhnenden Pressen dahinschreite, fühle ich mich stolz wie ein kleiner General der großen Armee.

Das sind nur flüchtige Andeutungen einiger Seelenstimmungen, die im Reiche der Technik über uns kommen, die freilich nur ein schwacher Ersatz sind dafür, daß die Industrie unsere Landschaft entwaldet, unsere Städte in Rauch einhüllt. Doch gerade die Technik will sich auch zur Aufgabe stellen, durch immer neue Erfindungen und Verbesserungen ihren schädlichen Eingriffen abzuhelfen.

Ist erst das Notwendige vollbracht, dann kommt auch das Angenehme daran. Man wird auch einmal auf den schönen, architektonischen Bau der Maschine, des Fabrikgebäudes achten, daß er für Auge und Ohr gefällig sei. Die Riesenschiffe des Meeres werden nicht bloß groß und praktisch, sie werden auch schön sein. Und ein modernes Lehrbuch der Ästhetik, das von der Schönheit der Technik nichts weiß, wird nicht vollständig sein.

Wir haben auf die Arbeit der platzständigen Maschine unsern Blick gelegt. Einen zweiten nun auf die Maschinen des Verkehrs, die schon durch die Art ihrer Kraftäußerung ästhetische Gefühle in uns auslösen, abgesehen von den unerschöpflichen Schönheiten, die sie den Reisenden vermitteln. Da ist der vorüberbrausende Schnellzug, mit seinen in rasender Eile stoßenden Hebeln und vor Geschwindigkeit speichenlosen Rädern — dramatische Energie, deren Eindruck eben wieder durch Musik, durch das bodenerschütternde Donnern verstärkt wird. In schönem Ebenmaß wird da ein zusammengekettetes Städtchen sicher und endlos durch die Luft geschleudert, bis des letzten Wagens rückwärtige Wand dem nachschauenden Auge rasch zu einem Quadratlein zusammenschrumpft und endlich als Punkt verschwindet. Die Stadt ist fortgeflogen. — Der im Zuge sitzende Reisende denkt an seine Behaglichkeit, wohl auch an die Schönheit der vorüberfliegenden Landschaft; von der Schönheit des rollenden Zuges, in dem er sitzt, hat er aber nicht viel.

Weniger von solch ästhetischer Wirkung auf den Zuschauer hat das Automobil abbekommen. Während am Eisenbahnzuge sogar die Rauchfahne der Lokomotive schön sein kann, wird das von dem wirbelnden Staubbrodem, den das Automobil hinter sich herschleift, kaum so leicht jemand sagen. Zudem ist das Automobil, naturgemäß mit seinem Vorfahren, dem eleganten Pferdegespann, verglichen, ein rüdes Ding, dessen Plumpheit

durch die ungeheuere Geschwindigkeit nur noch unheimlicher wird. Und die lärmdämpfenden Gummireifen sind wie Filzschuhe im Gegensatz zu ritterlich knarrenden Stiefeln anderer Wagen. Wenn bei dem Eisenbahnzug besonders der außenstehende Beschauer die Schönheit sieht, so genießt beim Automobil die Schönheit der Insasse. Ich habe über dieses Vehikel ganz abscheulich geschimpft, und zwar so lange, bis ich in einem fuhr — zehn deutsche Meilen in der Stunde! Das ist einmal etwas ganz Neues, was die Menschheit bisher nicht gehabt hat. Wahrscheinlich nie gehabt, obschon wir nicht wissen können, was an technischen Wundern die Vorzeit geleistet und wieder verloren hat. Ein solch souveränes Hinschnellen — wie kein Tier der Erde so schnell fliegt — bietet dem Auge, dem Ohr und den Nerven ganz neuartige Erscheinungen und Eindrücke; und ein Automobilfahrer, der seine Aufmerksamkeit nicht nur auf Kilometerfresserei richtet, staunt über die flüssig gewordene Landschaft um ihn, und die Allbelebtheit der Umgebung steigert in ihm mächtig das Bewußtsein des Lebens.

Jemand hat das Automobil den wütenden Straßenlöwen genannt; vielleicht noch treffender vergleichen wir das leichte Zweirad mit der stillen, luftigen Libelle. Ich habe mich lange nicht gewöhnt an die ans Rad geflochtenen Straßenflieger — und doch ist es weitaus das graziöseste Verkehrsmittel. Freilich, am würdigsten und vornehmsten stände es dem Menschen an, schlank und aufrecht zu Fuß einherzuschreiten. Aber wer hat dazu heute noch Zeit! Darin ist unsere Menschheit höchst ordinär, daß sie immer und immer Eile hat, und in dieser kindischen Eile ist es wohl möglich, die Schönheit zu übersehen, mit der doch auch unsere modernen Eilmittel vielfach geadelt sind.

Am glücklichsten ist die Ehe zwischen Schönheit und Nützlichkeit bei den elektrischen Eisenbahnen. Ist es

schon bei der oberirdischen Leitung ein wunderbares Hingleiten am Drahte, so entzieht uns die unterirdische vollends jedes Merkmal einer wirkenden Kraft. Wie von Geistern geschoben, gleitet der große, schwere Wagen dahin auf ebener Strecke, gleitet flott talwärts, und mit derselben eleganten Leichtigkeit wieder bergwärts. Liegt bei der großen Eisenmaschine das Schöne in der brutalen Energie, hier bei der Elektrischen liegt es in der Grazie, mit der schwerste Widerstände wie durch Zaubermacht überwunden werden. Der elektrische Wagen, der heute zumeist nur unseren Städten dient, hat für die Zukunft großartige Absichten. Er will den Dampfwagen ausspannen und den Weltverkehr übernehmen. Er will mit zahllosen kleinen Zügen die Städte des Kontinents zu einer einzigen Stadt machen. Er will von Hamburg bis Konstantinopel in einem Tage fahren, dort auf das Bosporusschiff gleiten und in Asien am zweiten Tage den Golf von Persien erreichen. Wenn es noch eine Weile so fortgeht wie seit den letzten achtzig Jahren, so ist ja kaum eine Möglichkeit ausgeschlossen — weder auf dem Landweg, noch auf dem Seeweg, noch im Luftraume des Himmels. Besonders die so lange ersehnte und endlich errungene Luftschiffahrt wird uns eine neue Welt von Wundern und unerhörten Möglichkeiten enthüllen — eine neue Kultur, eine neue Geschichte bringen.

Solche Ahnungen haben etwas Erhabenes an sich, das über ästhetisches Gefühl noch hinausgeht und der Religion nahe kommt. Gottes Geist durch den Menschen in der Maschine! Was der Mensch von den Offenbarungen der Natur gelernt hat, das bestätigt er in der Technik. In der Schule des Schöpfers ist er selbst Schöpfer geworden. Freilich, die Organe, die er in den Maschinen schafft, wie himmelweit bleiben sie an Vollkommenheit zurück hinter den Organen der Natur: der Pflanze oder gar des Tieres! Eher mit Homunkeln

sind die Geschöpfe des menschlichen Geistes, der menschlichen Hand vergleichbar. Zweifelnd und hoffend steht also der Erstaunte da. Ob die technischen Erfindungen und Fortschritte mehr sind als banale Nützlichkeiten; ob die Schönheit, die wir heute stolz bewegt an ihnen preisen, auf unser Gemüt nachhaltig wirken wird, kurz, ob diese Errungenschaften sich als göttlich bewähren werden, das kommt auf eins an: Wenn es sich dereinst herausstellt, daß die sieghafte Technik die Kulturmenschheit zufriedener, sittlicher, glücklicher machen kann, dann ist sie ein göttlicher Fortschritt. Sonst aber, trotz aller geschäftigen Kraft, trotz ihrer Schönheit und Pracht — eine verhängnisvolle Verirrung. Denn sie hätte unsern Sinn von Gemütswerten abgelenkt, in denen unsere zufriedeneren Vorfahren Halt und Heil gefunden haben.

Vielleicht ist diese flüchtige Gedankenreihe die Anregung, der Stimmschlüssel zu einem Preisgesang der Technik. Aber den müßte erst einer singen, der in dieser wunderbaren Welt der Erfindungen vertrauter ist als ich. Jedenfalls wird das Lied auszuklingen haben dahin, daß die vollendetste Technik der menschliche Körper ist. Diese Maschine erzeugt von allen Werten den köstlichsten, den ersten und letzten — das Bewußtsein. Aller Schöpfung und Arbeit Endziel, aller Seligkeit Inbegriff liegt in dem Empfinden und Denken eines freudigen Daseins.

Ende Juni 1912.

Inhaltsverzeichnis.

Von **Peter Rosegger** erschienen zuletzt im gleichen Verlage:

Die beiden Hänse

Ein Roman aus unserer Zeit

17. Tausend

Brosch. M. 4.–, geb. M. 5.–, in Halbfranz M. 6.–

Die Zeit, Wien: „In diesem Roman ist eine Buntheit und Vielgestaltigkeit der Figuren, eine Bewegtheit der Handlung. Und doch wird alles gerundet und zum Ganzen geschlossen durch die herzensstarke Wahrhaftigkeit, die einfache Lebensfrische, die gütige, sonnige, lächelnde Weisheit, die auch hier aus jedem Worte spricht. Ein anderer, ein neuer, und dennoch ein echter Rosegger ist dieses Buch, um dessentwillen man den Dichter noch lieber gewinnen muß."

Der Tag, Berlin: „Bewegend und fesselnd ist Roseggers Darstellungsweise auf jedem Blatte."

Das Literarische Deutsch-Österreich: „Wir möchten diesen Roman in den Händen jedes Jünglings sehen, der aus der Schule ins Leben schreitet."

Mein Lied

10. Tausend in Originalband M. 1.30

Berner Schulblatt: „Eine herrliche Gedichtsammlung! Erfreuend, erhebend, tröstend, stärkend in jeder Zeile. Hier ist nichts Ausgetifteltes, sondern edle kräftige Volksnahrung. Von Roseggers goldenem Gemüt geht ein reinigender Hauch aus, und wenn man das Werklein zum so und sovielten Male weglegt, weiß man mit stets erneuter Dankbarkeit nur eines zu sagen: Laß uns dich innig lieben, du guter, großer Mensch!"

Der Tag: „Ein tiefschauender, tiefschürfender Weltweiser stellt sich uns hier vor. Welche Fülle von Stimmungen, Gefühlen, Gedanken! Eine geistige Wegzehrung bester Art!"

Hamburger Correspondent: „Da rauscht ein Klang von unerhörter Lieblichkeit und Weise."

Neues Wiener Abendblatt: „Das ist das Lied des Peter Rosegger, ganz so, wie er selbst ist. Innig und munter, gefühlsstark und schelmisch und immer echt, echt, echt!"

